Rem. IV 2494 (1

<36613121110016

<36613121110016

Bayer. Staatsbibliothek

Libr.
erot.
2494

(1

Rem. IV 2494 (1

Schwänke

Hoppe del. & inc. Lipsia.

Erotische SCHWAENKE

aus

Kupido's Brieftasche.

Erster Theil.

mit einem Kupfer.

Leipzig

in der Schaeferischen Buchhandlung.

1797.

Erotische Schwänke 1

85 BS div

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Gelegenheit macht Diebe.

Durch Fleiß und Glück hatte sich der alte F... in L... nach und nach ein außerordentliches Vermögen erworben. Allgemein wurde er für den reichsten Mann, nicht allein der Stadt, sondern des ganzen Landes gehalten. Seine Handlung war ohnstreitig die berühmteste, und der Credit derselben unerschöpflich. Allein, des ewigen Plagens und Sorgens überdrüßig, beschloß er, sein Alter in Ruhe zu verleben, und die Früchte seines Fleißes und seiner Thätigkeit ungestört zu genießen. Er überließ seine Handlung einem seiner Diener, der ihm stets mit besonderer Treue gedienet hatte; er selbst aber lebte von den Zinsen seines erworbenen Geldes, die mehr als hinreichend waren, ihm ein sehr bequemes Auskommen zu gewähren.

Er hatte in einer sehr glücklichen Ehe einen einzigen Sohn gezeugt, welchen er über alles liebte. Auch hatte er keine Kosten gesparet, um dem jungen Alexander, dieß war der Name seines Sohnes, eine seinen Umständen angemessene Erziehung zu geben. Die Fähigkeiten des jungen Alexanders entsprachen den Wünschen des alten F . . . Er machte schnelle Fortschritte in allen schönen Wissenschaften, und wurde bald einer der gebildetsten jungen Männer der Stadt.

Da er keine Lust zeigte, die Handlung zu erlernen, so nöthigte ihn sein Vater auch nicht dazu. Vielmehr war es demselben angenehm, daß sein geliebter Sohn keine Neigung hatte, sich diesem gefährlichen Stande zu widmen, weil er fühlte, daß derselbe bey seinem Vermögen vergnügter würde leben können, wenn er blos die jährlichen Einkünfte derselben verzehrte, als wenn er, um mehr zu haben als er brauchte, sein ganzes Vermögen auf das Spiel setzen wollte; denn schon oft hatte der alte F . . . den Fall erlebet, daß Männer mit noch größern Reichthümern durch unvorherzusehende Unglücksfälle, bald an den Bettelstab gekommen waren, und

er selbst hatte, um nicht mehr dieser Gefahr ausgesetzt zu seyn, seine so vortheilhaft eingerichtete Handlung aufgegeben.

Nachdem Alexander das männliche Alter erreichet, und der alte F . . . die Abnahme seiner Kräfte zu fühlen anfing, wurde der Wunsch in ihm rege, noch vor seinem Ende seinen geliebten Sohn glücklich verheyrathet zu sehen. Unserm Alexander war dieses Verlangen seines Vaters nichts weniger als angenehm. Als ein junger Mann von guter Erziehung und feinen Sitten, war er in allen Gesellschaften sehr willkommen. Da er in einer Lage war, daß er nicht nöthig hatte, Geld zu sparen; so konnte es nicht fehlen, daß es ihm leicht wurde, alle seine Leidenschaften zu befriedigen. Bey allen Mädchen und Weibern der Stadt war er sehr gut aufgenommen, weil erstere sich Hofnung machten, ihn ganz zu fesseln, und letztere seine Freygebigkeit zu benutzen wußten. Er flatterte von einer Schönen zur andern, sagte jeder etwas Schönes, genoß, wo etwas zu genießen war, und bezahlte das genossene Vergnügen fürstlich. Sein Herz kam aber niemals mit in das Spiel; denn eben die Bereit-

willigkeit, mit welcher er von allen Schönen aufgenommen wurde, brachte ihm einen Abscheu vor allen ehelichen Verbindungen bey. Er fühlte, daß alle bereit wären, sein Geld zu heyrathen, und sahe schon im Geist voraus, daß alle die Schönen, die sich so angelegen seyn liessen, gefällig gegen ihn zu seyn, ihre Gefälligkeit auch gegen andere an den Tag legen würden, sobald er sich mit einer von ihnen auf immer vereiniget. Da er nun keinen Beruf fühlte, unter eine gewisse Zunft, welches meines Erachtens nach die stärkste auf diesem sublunarischen Planeten ist, aufgenommen zu werden, so beschloß er, so lange als möglich seine Freiheit zu behaupten. Er ließ andre Männer für sich heyrathen, und befand sich recht wohl dabey.

Doch, welcher Sterbliche ist wohl fähig, seinen Schicksalen zu entgehen, und noch überdieß einem Schicksale, welchem so viele Männer sich gern unterwerfen, denn wie mancher Mann findet sich nicht, der selbst seiner zärtlichen Gattin die Liebhaber zuführet, um sich bey ihr angenehm zu machen, und sie zu bewegen, nicht mehr von ihm zu verlangen, als er zu geben im Stande ist.

Der alte F . . . hörte nicht auf, seinem Sohn anzuliegen, sich eine Gattin zu wählen, bis Alexander sich entschloß, den Wünschen seines Vaters Gehör zu geben. Jedoch bat er sich aus, daß sein Vater ihm ganz freye Wahl lassen möchte, seine Hand zu schenken, wem er nur wollte.

Diese Bedingung bewilligte Herr F . . . sehr gerne. Er war nur froh, das Versprechen von seinem Sohn erhalten zu haben, daß dieser Anstalt machen wollte, auf eine ernstliche Verbindung zu denken, und schon im Geiste sahe der gute Alte, wie seine kleinen Enkel um ihn herum spielten.

Alexander hingegen war nichts weniger als vergnügt, nachdem er sich verbindlich gemacht hatte, diesen wichtigen Schritt zu wagen. Gern würde er sein Wort wieder zurückgenommen haben, wenn es ihm nicht zu sehr leid gethan hätte, seinen guten Vater zu kränken; daß dieser aber äußerst niedergeschlagen werden würde, wenn er seinen schönen Plan für die Zukunft vereitelt sehen sollte, wußte er gewiß.

Um also seinen Vater nicht zu kränken, beschloß er, die Töchter des Landes insgesammt

nochmals zu besehen, um zu untersuchen, welche ihm am geschicktesten schien, seine theure Ehehälfte zu werden. Die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm alle entgegen kamen, war ihm unausstehlich, und schon hatte er fast alle seine ehemaligen Geliebten und Bekannten die Musterung durchgehen lassen, ohne einen festen Entschluß fassen zu können; weil er sich von Tage zu Tage mehr überzeugte, daß unter allen sich nicht eine befand, die ihn aus Liebe nahm, und nicht jedem andern mit dem größten Vergnügen ihre Hand gegeben haben würde, der ihr ein ähnliches Glück anbieten können. Keine Frau, die ihm aber blos seines Geldes wegen liebte, wollte er nicht haben.

Schon hatte er fast alle Mädchen seiner Bekanntschaft geprüft, und unter ihnen allen auch nicht eine gefunden, die nur im mindesten fähig gewesen wäre, seinen Wünschen zu entsprechen; denn bey den meisten lag ihre Absicht, warum sie so freundlich mit ihm umgingen, zu offenbar an dem Tage, um es nicht bemerken zu müssen, wenn er auch noch ein so schlechter Menschenkenner gewesen wäre. Täglich wurde er deshalb niedergeschlagner, weil

die Hofnung, den Wunsch seines guten Vaters erfüllen zu können, ohne sich selbst auf immer unglücklich zu machen, sich täglich verminderte.

Lange blieb er unentschlossen, was er machen sollte; ob er seinem guten Vater die Kränkung zufügen und sein gegebenes Versprechen brechen, oder ob er die erste die beste, die ihm in die Augen fallen würde, nehmen sollte; weil er bey sich selbst überzeugt war, daß alle Schönen der ganzen Gegend in ihrer Denkungsart sich vollkommen gleich waren. Nach vieler Ueberlegung behielt die Liebe zu seinem Vater die Oberhand. Er beschloß, noch einmahl in eine Gesellschaft zu gehen, wo er gewiß überzeugt war, die schönsten und angenehmsten Mädchen der Gegend versammlet zu finden, um daselbst seine Wahl zu treffen.

Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so wurde er auch schon ausgeführt. Das Herz klopfte gewaltig in ihm, als er noch den Weg nach dem Versammlungsort ging. Er fühlte die Wichtigkeit seines Ganges, und war fest entschlossen, nicht ohne gewählt zu haben, die Gesellschaft wieder zu verlassen. Mit bangem Herzen betrat er den Saal, in welchem sein

künftiges Schicksal sollte entschieden werden. Alles war versammlet, und schon sollte der Ball eröfnet werden, als unser Alexander diesen Ort der Freude mit einer Laune, die gar nicht dahin paste, betrat.

Er suchte sie zwar zu verbergen; allein wer hätte es dem sonst so muntern und unbefangenen Alexander nicht ansehen sollen, daß etwas Besonderes in seiner Seele vorgehen mußte. Er, der sonst immer der erste auf dem Platze war, und alles zur Freude umzustimmen suchte, stand jetzt traurig in einem Winkel des Saales, und gab blos seinen Gedanken Audienz, ohne auf irgend einen Gegenstand auser sich selbst Achtung zu geben. Alle anwesende Weiber und Mädchen kamen auf ihn zu, um ihn aufzuheitern, und jede von ihnen suchte seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Allein diese fade Zudringlichkeit war ihm heute beschwerlicher als jemals, und vermehrte seinen Mismuth unendlich mehr. Mit dem äußersten Verdruß sahe er, wie eine Schöne immer die andere zu verdrängen suchte, und in diesem Augenblick fühlte er mehr als jemals das Schreckliche seiner Lage, sich unter diesen eigennützigen Geschöpfen eine Gattin zu wählen.

Ende.

Endlich konnte er ihre Zudringlichkeit nicht mehr aushalten. Er sprang auf und ging in eine andere Ecke des Saals, wo die ältern Weiber sich in einem Kreis versammlet hatten, um sich über die gegenwärtigen Zeiten zu beklagen, über den Verfall der Sitten loszuziehen, und ihre Zeiten, wo sie noch für hübsch gehalten wurden, bis in den Himmel zu erheben, und immer das alte Lied anzustimmen, ja wie wir noch jung waren, da ging es ganz anders in der Welt zu. — — —

So zuwider unserm Alexander sonst diese Unterhaltung war, so sehr eilte er diesesmal, die ehrwürdigen Matronen zu erreichen, weil er hofte, daß er wenigstens hier vor den Nachstellungen der jungen Koketten in Sicherheit seyn würde; die, wenn sie auch schon nicht aus Achtung aus diesem ehrwürdigen Kreis wegblieben, es doch nicht wagten, ihren Ruf den geschäftigen Zungen dieser unbeschäftigten Damen Preiß zu geben.

Alexander erreichte also seinen Zweck. Die jungen Weiber und Mädchen wagten es nicht, ihn bis zu dieser heiligen Stätte zu verfolgen, wo Verläumdung, Neid, Mißgunst u. s. w.

ihre Altäre aufgeschlagen hatten, und mit innigem Wohlgefallen die Opfer ihrer Priesterinnen aufnahmen. Sie blieben in einer ehrfurchtsvollen Entfernung stehen, und jede suchte, so gut sie konnte, ihren Verdruß zu verbergen, daß Alexander für diesen Abend ihrem aufgestellten Garne entronnen war. Sie kehrten allmählig wieder zum Tanze zurück, und suchten ihre Liebhaber wieder auf, die sie erst hatten stehen lassen.

Nun fing Alexander wieder frey an zu athmen. Es schien ihm, als ob er einer großen Gefahr entgangen wäre. Er dankte in seinem Herzen den Lästerzungen dieser Versammlung, daß sie ihm für diesesmal einen sichern Zufluchtsort verschaft hatten. Die Angst, welche er ausgestanden, hatte seine Sinne wieder aus dem Schlafe, in welchem sie bey seinem Eintritt in den Saal gelegen, erweckt. Zwar war er nichts weniger als vergnügt, weil er einen neuen Beweis erhalten hatte, wie schwer es ihm werden würde, den Zweck, weswegen er auf den Ball gekommen, zu erfüllen; indessen hatte er doch wenigstens so viel über sich gewonnen, daß er seiner wieder mächtig war. Er nahm sich fest vor, seiner üblen Laune nicht

wie-

wieder den Zügel schießen zu lassen, sondern so viel als möglich den ruhigen Beobachter zu machen, und diejenige, welche ihm unter allen schlechten am wenigsten schlecht vorkommen würde, zu wählen.

Um seine Beobachtungen anzufangen, durchlief er eben mit seinen Augen den Saal. Auf einmal bemerkte er ein Mädchen, welche in einiger Entfernung von ihm an einem Pfeiler sas, und in einer sehr ernsthaften Unterhaltung mit einer schon bejahrten Frau verwickelt zu seyn schien. Er betrachtete sie lange, und konnte sich nicht entsinnen, sie je gesehen zu haben. Nur nach langem Nachdenken fiel es ihm ein, daß er schon oft mit ihr in Gesellschaft gewesen. Sie war zwar schön, allein Alexander hatte sie nie seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Sie hatte nie gesucht, ihm zu gefallen, und in der Zeit, da er blos darauf dachte, sich recht vergnügt und angenehm zu unterhalten, hatte er sich weiter nie um sie bekümmert. Sie hatte sich nie zu ihm gedrängt, und nie auf die entfernteste Art zu erkennen gegeben, daß sie wünschte, von ihm bemerkt zu werden, vielmehr stets gesucht, seiner Aufmerksamkeit zu entgehen.

Ob

Ob es List war von dieser Luise W...., so hieß sie, daß sie auf diese Weise am ersten die Aufmerksamkeit des schönen und reichen Flüchtlings auf sich zu lenken hofte; oder ob es Gefühl ihrer selbst war, daß es ihr unter ihrer Würde zu seyn schien, solche niedrige Kunstgriffe zu brauchen, einen Mann zu fesseln; wage ich nicht zu entscheiden. Genung, unser Alexander war gefangen, ehe er es noch selbst wußte. Je länger er nachdachte, je mehr überzeugte er sich, sie schon oft gesehen zu haben. Er konnte gar nicht begreifen, wie er ein Mädchen von so seltner Schönheit bis jetzo so sehr vernachläßigen können, daß er erst sich auf ihren Namen besinnen müssen. Zugleich erinnerte er sich aber auch ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit, wie sie stets sich in Acht genommen, auch nur den mindesten Anlaß zu Verdacht zu geben, als ob sie wünschte, von ihm bemerkt zu werden, und wie sie immer denen andern, die sich um ihn gedrängt, Platz gemacht.

Das Mädchen kam ihm so äußerst liebenswürdig vor, daß er schon beschlossen hatte, keiner andern als ihr seine Hand zu geben. Nun wollte er erst untersuchen, ob ihre Zurückhaltung,

tung, mit welcher sie sich stets gegen ihn betragen, Mangel an Verstand, oder weibliche Bescheidenheit gewesen wäre. Jedoch hatte er den festen Vorsatz gefaßt, sie dennoch zu seiner Gattin zu wählen, wenn es ihr auch an dem erstern fehlen sollte. Denn er hofte, daß, je weniger seine zukünftige Frau Verstand hätte, desto weniger würde sie ihm Sorge machen. Kurz, unser Alexander war in die schöne Louise W . . . verliebt bis über die Ohren, ohne daß er es selbst wußte.

Er betrachtete sie noch einige Zeit mit stummer Verwunderung; endlich konnte er dem Verlangen, sich mit ihr zu unterhalten, nicht länger widerstehen. Mit einer Schüchternheit, die ihm sonst gar nicht eigen war, nahete er sich der schönen Louise. Sie war gar nicht verlegen, wie er sich mit ihr in eine Unterredung einließ. Sie antwortete ihm auf alles ganz unbefangen, und zeigte in allen ihren Reden, daß es ihr an nichts weniger als an Verstand fehlte, wie Alexander erst gemuthmaßet hatte.

Dieses freuete unsern Alexander über alle Beschreibung, und sein Entschluß, sie zu seiner theuern Hälfte zu machen, wurde immer fester

in

in ihm. Einigemal wollte er es versuchen, in dem Tone mit ihr zu reden, wie er gewohnt war, mit den andern Mädchen und Weibern seiner Bekanntschaft zu sprechen; allein Louise wußte ihn straks in Schranken zu halten, daß Alexander, der sich sonst viele Freyheiten herausnahm, sich auch nicht die mindeste Unbescheidenheit erlaubte. Er spielte vollkommen die Rolle des schmachtenden Liebhabers, und bemerkte es nicht, daß die ganze Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit nur auf ihn gerichtet hatte.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich meinen Lesern mit wenigen Worten sagen, was mir reichlichen Stoff zu ein Paar Bogen geben könnte. Alexander sagte seinem Vater, daß er entschlossen wäre, die Louise W . . . zu ehelichen. Der alte F . . . war außer sich vor Freuden, als ihm sein Sohn diese Nachricht brachte. Er hatte schon alle Hofnung aufgegeben, daß sein Sohn seinen einzigen Wunsch erfüllen würde, und nun sahe er ihn auf einmal, da er es am allerwenigsten vermuthete, schon erfüllt.

Zwar hatte Louise gar kein Vermögen; dieses war aber die letzte Sorge des alten F . . .

Er

Er wollte eine Frau für seinen Sohn haben, sie mochte Geld haben oder nicht. Er gab von ganzem Herzen seine Einwilligung, und betrieb diese Sache mit solchem Eifer, daß Alexander und Louise, ehe zwey Monate verflossen, Mann und Frau waren.

In der ganzen Stadt machte diese Verbindung gewaltiges Aufsehen, und es wurde, wie meine Leser sich leicht denken können, mancherley darüber gesprochen. Allein Alexander kehrte sich an nichts. Er war froh, seine Louise zur Frau erhalten zu haben, und ließ die Leute reden, was sie wollten, weil er gewiß überzeugt war, daß blos der Neid aus ihnen sprach, daß sie ihn nicht zum Schwiegersohn oder zum Mann erhalten hatten.

Ein ganzes Jahr verlebte unser neues Paar die glücklichste Ehe. Alexander lebte nur in seiner Louise, und sie nur in ihm. Nach Verfluß desselben wurde sie zur großen Freude ihres Mannes von einem gesunden Knaben glücklich entbunden. Doch diese Freude gab Anlaß zu großer Traurigkeit, und auch zu dem eigentlichen Stoff dieser Erzählung.

Kaum war Louise von dem ersten Pfande der Liebe ihres Mannes glücklich entbunden; so

eilte Alexander zu seinem Vater, um ihm zuerst diese frohe Nachricht zu bringen. Vor Freude vergaß er aber, den alten Mann, der schon ziemlich schwach war, auf diese Neuigkeit gehörig vorzubereiten. Denn er hatte gar nicht daran gedacht, daß eine gute Nachricht solche üble Folgen haben könnte.

Mit Ungestüm stürzte er in das Zimmer seines Vaters, indem er rief: freuen sie sich mit mir, diesen Augenblick ist meine liebe Frau glücklich mit einem Sohne niedergekommen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sahe er seinen Vater vom Stuhle, auf welchem er gesessen hatte, sinken. Man stelle sich, wenn man kann, den Schreck unsers Alexanders vor. Er lief auf seinen Vater zu, um ihm aufzuhelfen, und zu seinem tödtlichen Schrecken wurde er nun gewahr, daß kein Zeichen des Lebens mehr in dem alten Mann war.

Indessen behielt Alexander doch noch so viel Besinnungskraft, daß er Leute zu Hülfe rufen konnte. Es wurde alles mögliche versucht, den alten F . . . wieder zu sich zu bringen. Doctor, Apotheker, Chirurgus, alles eilte herbey, um seine Kunst zu versuchen;

allein

allein es war alles vergebens, Herr F . . . war und blieb todt. Die Freude über die Nachricht, einen Enkel zu haben, war für seine schwachen Nerven zu heftig gewesen. Sie hatte ihn so sehr angegriffen, daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte.

Die Traurigkeit unsers Alexanders war ohne Grenzen, und wahrscheinlich würde sie noch weit größer gewesen seyn, wenn er eine Ahnung von dem Unglück, welches ihm noch bedrohete, gehabt hätte. Er ließ seinen Vater mit aller möglichen Pracht zur Erde bestatten, um ihm den letzten Beweiß seiner kindlichen Achtung zu geben. Er selbst aber war nicht fähig, die Anstalten zu seinem Leichenbegängniß zu machen, vielmehr mußte er alles einem seiner Freunde übertragen.

Louise nahm den lebhaftesten Antheil an dem gerechten Schmerz ihres Mannes. Sie hatte ihrem Schwiegervater zwar auch geliebt, jedoch konnte sie sich eher über seinen Tod fassen, weil sie ihn nicht lange genung gekannt hatte, um ganz zu fühlen, was ihr Mann an ihm verlor. Sie bot alle ihre Kräfte auf, um ihn zu trösten; allein alle ihre Mühe war ver-

gebens. Er maaß sich die Schuld des Todes seines geliebten Vaters allein bey, und verwünschte tausendmal seine Unbesonnenheit, mit welcher er ihm die Nachricht von der Niederkunft seines Weibes gebracht.

Nachdem Louise ihre verlornen Kräfte wieder erhalten, schlug sie selbst ihrem Mann vor, auf einige Zeit die Stadt zu verlassen, wo alle Gegenstände ihn an seinen erlittenen Verlust erinnerten. Alexander genehmigte diesen Vorschlag sehr gerne. Er hofte selbst, daß die Schönheiten der Natur ihn am ersten von seinem Kummer befreyen würden. Er dankte seinem lieben Weibe auf das zärtlichste für diesen Einfall, und machte sogleich die nöthigen Anstalten, um so bald als möglich die Reise antreten zu können; weil ihm das Geräusche der Stadt bey seiner Gemüthsstimmung äußerst zuwider war.

Alexander hatte eine ganze Menge Güter von seinem Vater ererbet, von denen viele ausserordentlich schön waren. Unter allen gefiel ihm keines so gut, als ein kleines Vorwerk, welches nur einige Meilen von L . . . entlegen war. Theils liebte er die Gegend, in welcher

es lag, ganz besonders, theils wählte er es deswegen zu seinem Aufenhalt, weil es so nahe an der Stadt lag, daß er in einem Tage bequem in selbige reisen und auch wieder zurückkommen konnte, und seine Geschäfte seine Anwesenheit in selbiger oft verlangten. Dieses wurde also mit Beystimmung seiner Louise zum Wohnsitz für diesen ganzen Sommer gewählet, und daselbst hofte der niedergeschlagene Alexander seine Gemüthsruhe wieder zu erhalten.

Die Eil, auf welcher Alexander seine Geschäfte in der Stadt zu beendigen suchte, waren Ursache, daß er nach Verfluß von wenig Tagen seine Reise antreten konnte. Es war in der schönsten Jahreszeit, wo die Blüthenreichen Bäume und das junge Grün der Fluren die ganze Natur verschönern, als unser zärtliches Ehepaar in seinem Landhause ankam. Sie hatten nur wenige Diener bey sich, weil sie entschlossen waren, ganz häuslich zu leben, und soviel als möglich alle Gesellschaft zu vermeiden.

Die schöne Jahreszeit, die reine Luft und die täglichen neuen Beweise der aufrichtigen Liebe der Louise brachten eine vortheilhafte Wirkung bey unserm Alexander hervor. Sein

Schmerz wurde gemäßigter, und bald verwandelte sich seine schwarze Traurigkeit in sanfte Schwermuth. Von allem rauschenden Vergnügen entfernet, lebte Alexander und Louise das glücklichste Loos. Zuweilen traf es sich zwar, daß Alexander in die Stadt mußte, jedoch suchte er seine Geschäfte allezeit in wenigen Stunden zu beendigen. Alsdann ritt er früh weg, und wenn ein schöner Abend war, so kam ihm seine Louise ein Stück Wegs entgegen, wo er dann vom Pferde stieg, Arm in Arm mit ihr zurückschlenderte, und unter einer grünen Laube ein ländliches Mahl mit ihr einnahm. Bey solchen Gelegenheiten versicherte er ihr dann oft, daß er jetzo erkennen lernte, was die wahren Freuden dieses Lebens wären, und daß alle rauschende Vergnügen der Stadt in einem ganzen Jahre nicht halb so viel Seligkeiten gewährten, als ein einziger solcher froh durchlebter Abend.

Dieses glückliche Leben währte einige Monate, binnen welcher Zeit nichts die Ruhe dieses glücklichen Paares störte. Nur allein das Andenken an ihren verstorbenen Vater machte ihm zuweilen einige trübe Stunden, jedoch

wußte Louise ihren Mann immer wieder bald aufzuheitern.

Ohngefähr gegen die Mitte des Sommers, bekam Alexander ganz unerwartet einige wichtige Geschäfte, welche seine Gegenwart in der Stadt verlangten. Es hatten sich deren so viele zusammen gefunden, daß Alexander nicht erwarten konnte, sie in einem Tage zu beendigen. Es war ihm höchst unangenehm, eine Nacht ausserhalb seinem Lieblingsaufenthalt zuzubringen; jedoch mußte sein Vergnügen der Nothwendigkeit, seine Geschäfte in Ordnung zu halten, für diesesmal nachstehen. Hätte er das mindeste von dem, was ihn binnen seiner Abwesenheit betraf, ahnen können, gewiß würde er seine Reise unterlassen haben, und wenn ihm auch noch so großer Nachtheil daraus erwachsen können. Da sein guter Genius ihn aber für diesesmal nicht zu warnen beliebte, so wurde der andere Morgen zu der Reise nach der Stadt festgesetzet.

Mit Tages Anbruch machte er sich zu Pferde, begleitet von einem einzigen Bedienten, auf den Weg. Er nahm vorher noch von seiner Louise Abschied, und sagte ihr, daß

sie ihn denselben Tag nicht erwarten sollte, weil er voraussehen könnte, daß seine Geschäfte nicht würden beendiget werden; zugleich versprach er aber, den folgenden Tag so zeitig als möglich zurückzukehren. Louise, die ihren Mann wirklich liebte, und seine Gesellschaft nicht missen zu können glaubte, bat ihn himmelhoch, alles mögliche anzuwenden, noch denselben Abend zurückzukommen, weil sie in seiner Abwesenheit tödtliche Langeweile voraussähe. Alexander versprach ihr nochmals, keine Mühe zu sparen, seine Geschäfte wo möglich noch denselben Tag zu beendigen; jedoch versicherte er zugleich, um sie nicht mit leeren Hofnungen zu trösten, daß er sehr befürchtete, diese Nacht in der Stadt zubringen zu müssen. Hierauf gab er seinem Pferde die Sporen, und in wenig Augenblicken war er aus ihren Augen entfernt.

Louise war zu sehr an Gesellschaft gewöhnt, als daß sie nicht hätte die tödtlichste Langeweile empfinden sollen. Sie versuchte es, sich mancherley Beschäftigung zu machen; allein keine behagete ihr, vielmehr vermehrte alles, was sie vornahm, ihre üble Laune. Um diese zu verjagen, beschloß sie endlich, spatzieren zu gehen.

hen. Sie hofte, daß der Anblick, welchen ihr der Fleiß und die Emsigkeit ihrer Unterthanen gewährte, auch ihr Zerstreuung verschaffen würde; wenigstens war dieses schon verschiedenemal der Fall gewesen, seitdem sich Louise auf dem Lande aufhielt.

Sie war noch nicht weit von ihrem Hause entfernt; so empfand sie auch schon eine neue Unbequemlichkeit, noch ehe sie sich ihrem Zwecke genähert; weil ihre sämmtliche Unterthanen in einiger Entfernung von ihrem Hause auf dem Felde arbeiteten, und die Sonne auf eine fürchterliche Art braunte. Denn es war eben die Mitte des Sommers, wo die Sonne am höchsten stand, und die Landleute beschäftiget waren, die Früchte ihres Fleißes, welchen der Himmel gesegnet, einzusammeln. Louise hofte, daß die Freude, mit welcher die Landbewohner diese Arbeit verrichteten, auch auf ihre Laune Einfluß haben und sie umstimmen würde. Sie achtete deswegen der Hitze nicht, sondern setzte ihren Weg muthig fort. Um sich jedoch vor den brennenden Stralen der heissen Mittagssonne ein wenig zu schützen, nahm sie ihren Weg durch ein kleines Lustholz, welches ihr hinlänglichen Schatten verschafte.

Alexander liebte zwar wohl das Landleben, jedoch war es ihm höchst zuwider, sich selbst mit der Landwirthschaft abzugeben, weswegen er das Vorwerk, welches er bewohnte, stets verpachtete. Der Pachter war ein schöner junger Mann, der sehr leicht im Stande war, bey einer jungen feurigen Person geheime Begierden zu erregen, weil sein Aeusseres viel zu versprechen schien.

In der dasigen Gegend war es gewöhnlich, daß die Landleute im Sommer auf dem Felde in bloßem Hemde, welches sie mit einem Gurt um den Leib zusammen schnallten, arbeiteten, weil die Kleider sie zu sehr in ihrer Arbeit hinderten. Der junge Pachter war in diesem nemlichen Anzuge auf dem Felde. Er hatte schon den ganzen Morgen gearbeitet, und sich gegen den Mittag unter den Schatten der Bäume gelagert, um sich ein wenig zu erholen und neue Kräfte zur Arbeit zu sammeln.

Der Zufall fügte es, daß Louise gerade in die Gegend kam, wo Andreas, dieß war der Name des Bauers, sich hingelegt hatte. Sie war im Begrif wieder umzukehren, weil sie sahe, daß die Arbeiter auf dem Felde Mittag ge-

gemacht hatten. Jedoch fiel es ihr ein, dem Andreas einen Befehl zu geben, daß er etwas besorgen sollte, und weil sie ihm einmal so nahe war, so wollte sie gleich sich ihres Auftrags an ihn entledigen.

Von der Arbeit ganz abgemattet, war Andreas indessen sanft eingeschlafen. Ein kühler Wind, welcher sich erhob, war unverschämt genung, in dem Augenblick, da Louise sich ihm nahete, die leichte Hülle, welche ihn bedeckte, ganz wegzuwehen, und ihr Dinge zu zeigen, welche meine Bescheidenheit zu nennen verbietet. Ueber diesen Anblick war Louise äusserst betroffen, sie wollte sich sogleich wieder entfernen; jedoch bewog sie, die den Weibern angeborne Neugierde, die verborgnen Schönheiten des Bauers noch einmal zu beobachten, um Vergleichungen mit ihm und ihrem Gatten anstellen zu können; weil sie aber doch befürchtete, daß jemand sie bei ihrer Beobachtung überraschen möchte; so verbarg sie sich in eine nahe bey diesem Baume befindliche Hecke, durch welche sie alles sehen konnte, ohne entdeckt zu werden.

Wenigstens eine halbe Stunde blieb sie auf einem Flecke stehen. Sie konnte sich gar nicht

nicht satt an dem sehen, was der Zufall ihren Augen darbot. Sie verglich die Naturgaben des jungen rüstigen Bauers mit denen ihres Mannes, und fand zu ihrem großen Leidwesen, daß der arme Alexander sehr schlecht war bedacht worden. Ihr Blut kam über diese Betrachtungen in die heftigste Wallung, unerlaubte Wünsche stiegen in ihrer Seele auf, und die Fantasie mahlte ihr die wollüstigsten Bilder, da sie sich das Vergnügen dachte, welches sie in den Armen eines so vielversprechenden Liebhabers empfinden müßte. Ihre Einbildungskraft war so voll von diesen wollüstigen Bildern, daß alle Gegenstände um ihr her sich verdunkelten, und ihre ganze Aufmerksamkeit nur auf einen einzigen Punkt gerichtet war. Hier war es, wo der Gedanke in dem sonst tugendhaften Weibe aufstieg, die verbotenen Freuden der Liebe zu kosten, von denen sie sich unaussprechliche Seligkeit versprach. Der einzige Augenblick, in welchem sie ihre Neugierde zu befriedigen suchte, machte, daß die Louise, die bis jetzo nur in ihrem Alexander gelebt hatte, alle Pflichten, die sie ihrem Gatten schuldig war, vergaß, und nur darauf dachte, ihre Begierden zu sättigen.

Endlich bekam sie aber doch so viel Besinnungskraft wieder, daß sie das Unschickliche ihrer gegenwärtigen Lage fühlte. Der Gedanke, von Jemanden in ihrer Stellung überrascht zu werden, machte, daß sie sich schnell entfernte. Jedoch wurde dadurch das Verlangen, von der verbotenen Frucht zu genießen, nicht in ihrer Seele erstickt. Denn den ganzen Weg bis in ihre Wohnung beschäftigte sie sich mit nichts als mit den wollüstigsten Bildern, welche ihre Einbildungskraft mit den schönsten Farben mahlte. Zwar wachte zuweilen das Gefühl der Tugend in ihr auf, jedoch wurde dieses durch ungleich stärkere Leidenschaften bald wieder unterdrückt, und die sittsame Louise dachte auf nichts als ihre Leidenschaft zu befriedigen.

Unter dieser Beschäftigung verstrich ihr der ganze Tag ziemlich schnell. Zwar fielen ihr noch manche Bedenklichkeiten ein, als zum Beyspiel, ob ihr neuer Liebhaber, dem sie sich jedoch noch nicht entdeckt, würde schweigen können, oder ob er sich nicht vielleicht mit den genossenen Gunstbezeugungen rühmen würde, wenn sie ihm ihr Verlangen blicken ließ. Allein ihre Sehnsucht nach Genuß wußte bald

alle diese Zweifel zu widerlegen, und nun fing sie an, ernstlich darauf zu denken, den jungen Bauer in ihr Garn zu locken.

Am meisten beunruhigte sie der Gedanke, daß Andreas eine schon etwas bejahrte Frau hatte, welche sich mit ihrem Gelde einen jungen Mann gekaufet. Diese war über alle Begriffe eifersüchtig; und plagte ihren Mann nicht wenig. Wo er ging und stand, verfolgte sie ihn, und fast nie ließ sie ihn aus ihren Augen. Mit keinem Mädchen durft' er gar nicht reden, wenn er sich nicht unendlichen Verdruß zuziehen wollte. Kurz, sie war so ein Drache von einem Weibe, daß Andreas oft wünschte, noch arm und unverheyrathet zu seyn. Denn das Leben mit seinem bösen Weibe war für ihn eine wahre Höllenpein, und nur die Hofnung, daß er alle seine begangenen und noch zu begehenden Sünden schon in diesem Leben durch seine Ehe abbüßte, konnte ihn noch aufrecht erhalten. Wie dieser Drache zu hintergehen seyn würde, dieses war die größte Sorge der nach Genuß schmachtenden Louise.

Doch der Zufall war unsrer Louise sehr günstig. Indem sie noch überlegte, wie sie

es wohl am besten anstellen könnte, den alten Satan von einem Weibe zu entfernen, kam diese selbst, um auf einige Tage um Urlaub zu bitten. Sie hatte einen Bothen von einer ihrer Schwestern bekommen, welche fühlte, daß sie bald von dieser Zeitlichkeit würde abgefordert werden, und noch vorhero von ihrer lieben Schwester Abschied nehmen wollte. Die Pachters Frau kam deswegen zu Louisen, und bat, ihr zu erlauben, auf einige Tage zu ihrer Schwester zu gehen, um ihr in ihren letzten Lebensstunden Trost zuzusprechen.

Louise gewährete ihr diese Bitte mit dem größten Vergnügen, und hatte Mühe, ihre Freude über dieses glückliche Ohngefähr, welches ihr größtes Hinderniß aus dem Wege räumte, zu verbergen. Denn sie hofte nun gewiß, daß durch die Abreise dieser Harpie, ihr eine Zusammenkunft mit ihrem geliebten Andreas unendlich erleichtert werden würde. Ueberdieß wurden auch die Scrupel, welche ihr die Tugend machte, dadurch gänzlich aus dem Wege geräumt; denn sie überredete sich nun selbst, daß der Himmel ihr Vorhaben nicht so strafbar finden müßte, da er ihr selbst die beste Gelegenheit verschafte, es auszuführen.

Sie

Sie beschloß deswegen, wenn es irgend eine Möglichkeit wäre, noch denselben Abend sich für die Abwesenheit ihres Mannes schadlos zu halten. Denn sie wollte die gute Gelegenheit, die sich diesen Tag darbot, nicht ungenützt vorbeystreichen lassen.

Sobald es anfing dunkel zu werden, entfernte sie alle ihre Bedienung, die in einem ganz abgesonderten Theile des Hauses schlief. Hierauf trat sie an das Fenster, um Achtung zu geben, wenn die Arbeiter vom Felde kommen würden, die alle bey ihr vorbey mußten. Sie brauchte nicht lange zu warten, als sie auch schon ihren lieben Andreas vom Felde zurückkommen sahe. Kaum hatte er sich dem Hause so weit genähert, daß er ihre Stimme vernehmen konnte, als sie ihn auch rufte, zu ihr hinauf zu kommen. Hier übertrug sie ihm nun verschiedne kleine Arbeiten, um ihn bey sich aufzuhalten. Dabey war sie sehr geschäftig um ihn herum; was sie am Morgen gesehen hatte, stellte sich ihren Augen lebhaft wieder dar, und ihre Begierden wurden auf das höchste angespannt.

Sie versuchte sich in eine Unterredung mit ihm einzulassen; allein ihr Blut war zu sehr

in

in Wallung, daß sie kaum athmen, geschweige reden konnte. Mit vieler Mühe brachte sie einige Worte heraus, um sowohl den Herrn Andreas, als auch seine Geschicklichkeit zu loben. Da sie aber sahe, daß es mit den Worten nicht recht fort wollte, so fing sie an durch Zeichen zu sprechen. Sie knipte ihren geliebten Andreas in die Backen, und gab ihm auf verschiedne andre Art ihr Verlangen deutlich zu erkennen.

Andreas hatte einige Zeit in der Stadt in Diensten gestanden, und als ein schöner Mann Gelegenheit gehabt, mit den Sitten der Welt etwas bekannt zu werden. Weil auch da verschiedne Schönen, die weit über seinen Stand erhaben waren, sehr viel Vergnügen in seiner Unterhaltung gefunden hatten. Er verstand deswegen bald, was seine Gebieterin von ihm verlangte, und da sie auch nichts weniger als häßlich war, so hatte er nicht übel Lust, sich einmal für die vielen unangenehmen Nächte, die er in den dürren Armen seiner abgelebten zänkischen Ehehälfte zubringen mußte, schadlos zu halten.

Um aber doch seiner Sache gewiß zu seyn, fing er erst an, sich einige kleine Freyheiten

herauszunehmen, welche weiter nicht übel genommen wurden, und aus deren Aufnahme er doch schließen konnte, ob er es ohne Gefahr wagen dürfte, etwas mehreres zu verlangen. So lobte er zum Beyspiel ihre schöne Hand, welche er in seine groben Fäuste nahm, und recht herzhaft küßte. Die Art, mit welcher Louise dieses annahm, zeigte dem guten Andreas mehr als zu deutlich, daß sie es gar nicht übel nehmen würde, wenn er auch den ihr als seiner Gebieterin schuldigen Respect noch ferner aus den Augen setzte. Er wagte es deswegen ohne Scheu, seine Liebkosungen handgreiflicher zu machen. Louise that nicht den mindesten Widerstand, vielmehr gab sie durch ihr Betragen zu erkennen, daß er nie zu viel verlangen könnte.

Dadurch gerieth Herr Andreas bald eben so sehr in Feuer und Flamme, als Louise. Das Blut kochte in seinen Adern, und alle seine Nerven waren so angespannt, daß sie zu zerspringen drohten. Es war ihm nicht möglich, seine Begierden länger in Schranken zu halten; deswegen machte er Louisen sein Anliegen ziemlich deutlich bekannt, indem er folgendes Gespräch anfing.

Andreas. Ich sehe wohl, daß sie mir nicht gram sind, denn sonst würden sie sich nicht so viel mit mir abgegeben haben. Wissen sie was! Ihr Mann und meine Frau sind beyde nicht zu Hause; wenn sie es wollen, so können wir uns unsern gegenseitigen Verlust ersetzen.

Louise. Du hast recht, lieber Andreas; es scheint, als wenn das Glück uns besonders wohl wollte, da es uns zugleich die Freyheit gegeben hat, uns nach eignem Gefallen die Zeit zu vertreiben. Auch bin ich dir recht herzlich gut, und fest überzeugt, daß ich in deinen Armen mich für die Abwesenheit meines Mannes ganz würde schadlos halten können; allein, kann ich auch auf deine Verschwiegenheit rechnen?

Andreas. Wenn uns weiter nichts im Wege ist als dieses, da seyn sie ausser Sorgen.

Louise. Dein Wort allein ist mir keine hinlängliche Bürgschaft. Wenn ich recht inniges Vergnügen in deinen Armen genießen soll, so mußt du schwören, mich nie zu verrathen. Bedenke selbst, ob ich nicht alle mögliche Vorsicht anwenden muß, durch einen einzigen Fehl-

tritt dieser Art mich auf ewig um meinen guten Ruf bringen. Würde ich nicht auf immer entehret seyn, wenn es bekannt würde, daß ich mich mit dir in genauere Bekanntschaft eingelassen hätte, als es der Wohlstand erlaubt.

Andreas. Wegen mir können sie ganz ruhig seyn; denn von mir soll gewiß Niemand etwas erfahren. Glauben sie ja nicht, daß ich so dumm oder so undankbar seyn könnte, sie zu verrathen. Ob ich gleich nur ein Bauer bin, so kann ich doch eben so gut und vielleicht noch besser als ihre Herren in der Stadt verschwiegen seyn. Weiß der Himmel, ich wollte mir lieber die Zunge aus dem Halse schneiden, als jemals ein Wort von unserm Umgang über dieselbe kommen lassen, und wenn man es mir durch die Folter abdringen wollte.

Louise. Du versprichst mir also bey deiner ewigen Seligkeit, nie ein Wort von unsrer Bekanntschaft über deine Lippen kommen zu lassen, und dich stets so gegen mich zu betragen, daß kein Mensch einen Argwohn auf mich werfen kann.

Andreas. Ja! von ganzem Herzen! Ich will ewig verdammt seyn, wenn ich auch

nur die entfernteste Gelegenheit gebe, daß man Argwohn gegen ihre Tugend schöpfen könnte. Viel lieber wollte ich auf der Stelle sterben, als ihnen jemals so sehr mit Undank lohnen.

Louise. Nun wohl, lieber Andreas, ich traue deinem ehrlichen Gesichte, komm in meine Arme, und versuche, ob ich deine Verschwiegenheit belohnen kann. Aber ich bitte dich nochmals, stets zu bedenken, daß der gute Name einer Frau durch eine einzige Unvorsichtigkeit auf ewig und unwiederbringlich verloren gehe.

Andreas nahm sich nun gar keine Zeit mehr, zu antworten. Er ging auf seine schöne Gebieterin los, umfaßte sie mit seinen nervichten Armen, und drückte sie mit Gewalt an sein lautschlagendes Herz. Seine Sinne waren dermaßen in Aufruhr, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig war. Er folgte blos seinem natürlichen Instincte, nahete sich mit dem schönen Weibe einem ohnfern stehenden großen Kasten, und weihete selbigen zum Tempel der Liebe ein.

Noch nie hatte Louise solche Seligkeit genossen, wie ihr in den Armen ihres rüstigen

Liebhabers zu Theil ward. Ganz in wollüstigen Gefühlen versunken, war sie nicht fähig, sich ihrer Sinne zu bedienen. Ihre Augen schienen gebrochen, ihre Zunge war gelähmt, und ihr ganzer Körper lag einige Minuten auf dem harten Kasten, ohne das mindeste Zeichen des Lebens von sich zu geben.

Andreas bekam zuerst den Gebrauch seiner Sinne wieder. Wie er aber seine Gebieterin in diesem Zustande erblickte, war er außer sich vor Schrecken. Er glaubte, die Lebensgeister der schönen Louise wären entflohen, und klagte sich als ihren Mörder an. Seine Angst war über alle Beschreibung, und schon war er im Begrif, sich mit der Flucht zu retten. Indem er aber nach der Thüre laufen wollte, kam Louise wieder zu sich; sie öfnete ihre Augen und sahe zu ihrer Bewunderung den Andreas an der Thüre. Wo willst du hin, lieber Andreas, rief Louise ihm nach, willst du mir nicht länger das Vergnügen deiner Gesellschaft gönnen, ich befinde mich so wohl bey dir.

Die Freude unsers Andreas war ohne Grenzen, wie er Louisen wieder sprechen hörte. Er stürzte auf sie zu, schloß sie in seine Arme,

drückte

drückte einen feurigen Kuß auf ihre schönen Lippen, und versetzte sie bald nochmals in denselbigen Zustand, aus welchem sie sich nur erholet hatte.

Diesesmal blieb er gelassener dabey, weil er das erstemal gesehen hatte, daß die Ohnmacht keine übeln Folgen nach sich zog. Allein, da sie viel länger anhielt als vorhero, so wurde ihm doch etwas bange, jedoch behielt er so viel Gegenwart des Geistes, daß er nicht an die Flucht dachte, sondern vielmehr verschiedne Versuche machte, die verloschenen Lebensgeister der Louise zu erwecken. Seine Bemühung war nichts weniger als fruchtlos, denn bald kam Louise von ihrer wollüstigen Sinnenlosigkeit wieder zu sich, und bald wurde sie ihrer Sinnen wieder mächtig.

Kaum hatte sie die Sprache wieder erhalten, und kaum war sie vermögend, die Geschäftigkeit zu bemerken, mit welcher Andreas sich angelegen seyn ließ, sie ins irrdische Leben zurückzurufen; so war ihre erste Sorge, den guten Andreas aus seiner Verlegenheit zu reißen. Fürchte nichts für meine Gesundheit, lieber Andreas, mir ist sehr wohl. Die Ohnmacht,

welche dich so sehr beunruhiget, ist für mich wahre Seligkeit, und ich kann dir nicht einmal danken, daß du sie verkürzest. Denn sie ist weiter nichts als ein Beweiß des Vergnügens, welches ich in deiner Gesellschaft genieße.

Hierauf erhob sich das zärtliche Paar von dem harten Altar der Venus, und Louise sorgte dafür, ihrem Geliebten auch eine Unterhaltung für seinen Gaum und für seinen Magen zu verschaffen. Sie holte selbst aus ihrer Speisekammer und aus ihrem Keller alles, was sie nur Wohlschmeckendes und Stärkendes hatte, um sich auch eine angenehme Nacht zu bereiten. Beyde Theile ließen es sich bey Tische sehr wohl behagen, und Andreas unterließ nicht, seiner schönen Louise nach seiner Art die schönsten Dinge vorzusagen.

Sobald die Mahlzeit vorüber, und Louise alles wieder bey Seite geschaft hatte, wurde Anstalt gemacht, zu Bette zu gehen. Die kräftigen Nahrungsmittel, welche unsre beyden Liebenden zu sich genommen hatten, brachten die erwünschten Wirkungen hervor, und noch manches Opfer wurde der Göttin der Liebe in dieser Nacht gebracht.

Endlich wurde aber Andreas des Spaßes müde. Er war gewohnt, zeitig zu Bette zu gehen, und hatte schon über seine gewöhnliche Zeit gewacht. Es fing ihn an zu schläfern, und ohne sich weiter um seine Schöne zu bekümmern, legte er sich auf die andere Seite, um einzuschlafen. Es währete nicht lange, so schnarchte er auch schon, wie nur ein Pachter schnarchen kann. Louise hingegen beschäftigte sich noch eine ganze Weile, um das diesen Abend genossene Vergnügen noch einmal in Gedanken zu genießen.

Es mochte ohngefähr ein Uhr nach Mitternacht seyn, als Louise ebenfalls bereit war, sich einem sanften Schlafe zu überlassen. Schon hatten ihre Augen sich halb geschlossen, als sie auf einmal den Tritt eines Pferdes, und bald darauf heftig an die Hausthüre, welche gleich unter dem Fenster ihres Schlafzimmers war, anpochen hörte. Sie erschrack nicht wenig über diesen ungünstigen Zufall, und die Furcht, daß es ihr Mann seyn könnte, vertrieb auf einmal allen Schlaf aus ihren Augen. Mit der größten Aufmerksamkeit horchte sie, um zu hören, wer der Urheber dieses ungewöhnlichen Lermens wäre; jedoch rührte sie sich nicht, bis sie die

Stimme ihres Mannes hörte, welcher laut zu rufen anfing, daß man ihm aufmachen sollte.

Das Schrecken, welches diesmal die Stimme ihres Mannes ihr verursachte, läßt sich ohnmöglich beschreiben, und nur diejenigen meiner Leser, welche sich einmal in der Lage befunden haben, zu einer solchen ungelegnen Zeit überrascht worden zu seyn, können sich einen Begrif davon machen. Indessen behielt sie doch noch genung Besinnungskraft, daß sie darauf denken konnte, dem Andreas auf die Seite zu bringen, bevor Alexander zum Hause herein gelassen wurde. Sie suchte vor allen Dingen ihren Schlafgenossen zu erwecken, indem sie ihn aus Leibeskräften schüttelte und rüttelte, und ihm zugleich einmal über das andere in die Ohren rief, um des Himmels willen, mein lieber Andreas, stehe auf, oder wir sind beyde verloren, ich höre meinen Mann unten an der Thüre.

Allein Andreas hatte einen weit zu gesunden Schlaf, um sich so geschwind ermuntern zu lassen, und um zu verstehen, was zu ihm gesagt wurde. Weil ihn aber doch das heftige Stoßen der Louise etwas ermunterte, so glaubte

te er, sie verlangte etwas anders von ihm. Ganz verdrießlich sagte er deswegen; können sie denn gar nicht genung bekommen. Hierauf legte er sich auf die andere Seite, wo er auch augenblicklich wieder einschlief, und noch weit ärger zu schnarchen anfing.

Während daß dieses im Schlafzimmer vorging, hörte Alexander nicht auf zu pochen, und je länger er warten mußte, je heftiger schlug er an die Hausthüre an. Die Angst der Louise erreichte den höchsten Grad, weil sie alle Augenblicke befürchten mußte, ihre Leute möchten den Lermen hören, und ihrem Mann die Thüre öfnen. Sie machte noch einen Versuch, den Siebenschläfer zu wecken; sie faßte ihn bey der Nase und schüttelte ihn aus Leibeskräften; dabey rufte sie einmahl über das andere, Andreas! Andreas! um Gotteswillen werde munter, oder wir sind beyde Kinder des Todes! Hörst du denn nicht meinen Mann an der Thür pochen! was denkst du denn? Indem sie dieses noch zu ihm sagte, fing Alexander noch weit ärger als vorher an an die Thür zu schlagen, und nun wurde Andreas auch wach, und hörte zu seinem nicht geringen Schrecken, in welcher Gefahr er sich befand.

Mit der größten Geschwindigkeit sprang er nun aus dem Bette, um seine wenigen Kleidungsstücke anzuziehen. Indessen sagte Louise zu ihm: du mußt suchen zu entwischen, damit mein Mann dich nicht siehet; wenn er dich entdeckt und einigen Argwohn schöpfet, so opfert er uns gewiß beyde seiner Rache auf.

Das nun wohl nicht, erwiederte Andreas, denn da habe ich auch noch ein Wörtchen drein zu reden, und dieser Freund steht auch seinen Mann; zugleich holte er seine Holzaxt, welche er mitgebracht und an den schon gedachten Kasten geleget hatte, hervor.

Um Gottes willen! sagte Louise, dazu dürfen wir es nicht kommen lassen; wir müssen eher auf andere Mittel denken, uns zu retten.

Indessen hörte Alexander nicht auf zu lermen, und schon fingen die Nachbarn an munter zu werden, und zu sehen, was es gäbe. Indessen sann Louise hin und her, wie sie es anfangen sollte, ihren Liebhaber zu verbergen, daß er, wenn alles ruhig würde, entwischen könnte. Endlich fiel sie darauf, ihn in den Kasten, auf welchem sie sich vor einigen Stunden

den so wohl befunden hatte, zu stecken. Dieser war groß genung, einen Menschen zu verbergen, und durch ein glückliches Ohngefähr gerade diesen Tag ganz leer.

Andreas machte keine großen Bedenklichkeiten, dieses enge Quartier zu beziehen, und Louise bat ihn noch um Gottes willen, sich ja recht ruhig in selbigem zu verhalten. Ich will selbst gehen, meinen Mann die Thüre aufzumachen, sagte sie, wenn er in das Haus ist, will ich schon ein Mittel finden, ihn aus dieser Stube wegzubringen, und ihn in einem andern Theile des Hauses einige Zeit aufzuhalten. Diese Zeit suche zu benutzen, und dich auf eine gute Art zu entfernen, ohne daß er dich bemerkt.

Nachdem sie dieses abgeredet, lief sie so geschwind als sie konnte an die Hausthüre, um ihren Mann hereinzulassen. Ehe Alexander ein Wort sagen konnte, rief ihm Louise gleich entgegen, unsre Leute schlafen wie die Ratzen, ich habe mir bald den Hals abgeschrien, wie ich an der Thür pochen hörte, damit Jemand gehen sollte, um zu sehen, was es gäbe; allein da war kein Mensch zu erwecken. Kaum hörte ich aber deine Stimme, so eilte ich gleich,

um

um dir selbst die Thür zu öfnen. Du siehest an meinem Anzuge, wie sehr ich geeilt habe, damit du nicht warten sollst, denn ich bin noch ganz schlaftrunken, in bloßem Hemde, aus dem Bette gesprungen.

Alexander war sehr aufgebracht gewesen, daß man ihn so lange vor der Thüre warten lassen. Wie er die Thüre aufschließen hörte, wollte er schon anfangen, recht düchtig zu schmälen; als er aber sahe, daß Louise selbst kam, ihn hereinzulassen, so war auch mit einemmal sein ganzer Zorn vorüber. Er umarmte sie auf das zärtlichste, und dankte ihr von ganzem Herzen, daß sie sich selbst die Mühe gegeben, zu einer so ungewöhnlichen Stunde aufzustehen.

In dem Augenblick, wie Louise die Zärtlichkeit sahe, mit welcher ihr Mann sie behandelte, fing sie an, das Unrecht zu fühlen, ihn, der sie so aufrichtig liebte, hintergangen zu haben. Sie war im Begrif, ihr ganzes Vergehen zu bekennen; jedoch hatte sie noch Besinnungskraft genung, zu überlegen, daß es sehr üble Folgen für sie haben müßte, und daß es weit besser wäre, die ganze Sache zu verschweigen, weil sie Alexandern auf alle Fälle einen

großen Verdruß ersparte, wenn er gar nichts davon erfuhr, und doch befürchten mußte, seine Liebe zu verlieren, da sie keine sichere Rechnung darauf machen durfte, daß er gegen ein solches Verbrechen nachsichtig seyn würde. Indessen beschloß sie fest, sich nie wieder einen solchen Fehltritt zu Schulden kommen zu lassen.

Diese Betrachtungen konnte Louise nun freylich nicht so ruhig anstellen, daß Alexander nicht hätte ihre Zerstreuung bemerken sollen. Allein bis jetzo war er noch nie von ihr hintergangen worden, wenigstens hatte er noch nie Ursache gehabt, einen Verdacht auf sie zu werfen, weswegen er das, was eigentlich böses Gewissen war, nur für die Folge, daß sie zu so ungewöhnlicher Zeit aus dem Schlafe gestöret worden, annahm. Er ließ ihr deswegen Zeit, sich zu fassen, ohne sie durch Fragen, was sie so nachdenkend machte, in neue Verlegenheit zu setzen.

Nachdem sie sich so ziemlich wieder erholet, suchte sie ein Gespräch mit Alexandern anzuspinnen, um ihn zu verhindern, sie nicht zu genau zu beobachten, weil sie befürchtete, er möchte es ihr ansehen, daß sie ein Verbrechen begangen.

gen. Und wirklich, wenn der gute Alexander nur ein wenig argwöhnisch gewesen wäre, hätte er leicht Verdacht schöpfen können; dennoch wagte sie es nicht, ihm, wie sonst, frey in die Augen zu blicken. Wie bist du auf den Einfall gekommen, lieber Mann, sagte sie zu ihm, dich noch so spät auf den Weg zu machen. Wie leicht hätte dir nicht ein Unglück zu stoßen können, bedenke einmal, was ich dabey empfunden haben würde? Ich bitte dich recht sehr, setze dich nicht wieder solcher Gefahr aus. Die Tage sind ja jetzo lang genung, daß man viel verrichten kann; du hättest also wohl auch deine Geschäfte eher beendigen und zeitiger nach Hause kommen können. Wenn es mir nur wäre zu muthmaßen möglich gewesen, daß du diese Nacht nach Hause kommen würdest, so hätte ich dich erwartet, damit du nicht so lange pochen dürfen; allein du hast mir ja selbst versichert, du würdest diese Nacht in der Stadt bleiben; deswegen legte ich mich ganz ruhig schlafen. Doch, es mag alles gut seyn, ich bin nur froh, daß du gesund und glücklich angekommen bist.

Alexander. Sey nicht böse, daß ich dich in deiner Ruhe gestöret habe, liebes Weibchen;

meine Schuld ist es wahrlich nicht. Gegen Abend hatte ich einige Geschäfte ausserhalb der Stadt zu verrichten, die mich länger aufhielten, als ich vorher erwartete, denn wie ich wieder zurückkam, so war das Thor schon gesperrt. Da ich nun keine Lust hatte, die Nacht mit den Vögeln in Gesellschaft unter freyem Himmel zuzubringen; so entschloß ich mich, noch hierher zu reiten, zumal da es so nahe ist. Nur danke ich Gott, daß ich wieder in den Armen meiner Louise bin.

Louise. Ja wohl kannst du Gott danken, denn wie leicht hätte dir nicht ein Unglück zustoßen, oder du gar denen Räubern, welche die Gegend unsicher machen sollen, in die Hände fallen können. Aber sage mir, wo hast du denn deinen Bedienten gelassen?

Alexander. Der erwartet mich vermuthlich noch in der Stadt.

Louise. Nun, das ist lustig, da werde ich heute zugleich Kammerdiener und Köchin bey dir seyn müssen, denn unsre Leute haben heute den ganzen Tag gearbeitet, und werden vermuthlich so gut schlafen, daß ich mir ein Gewissen machen würde, sie zu wecken.

Alexander. Die Bereitwilligkeit, mit welcher du mir deine Dienste anbietest, wird machen, daß ich oft meine Leute mit Vorsatz verschicken werde, um das Vergnügen zu genießen, von so lieben Händen bedienet zu werden. Doch heute will ich deine Güte nicht mißbrauchen. Ich verlange weiter nichts von dir, als daß du mir aus deiner Vorrathskammer etwas zu essen holen sollst. Den Tisch will ich mir schon selbst decken. Die kleine Reise hat mich ordentlich hungrig gemacht, und du weißt wohl, daß ich nicht gern mit leerem Magen zu Bette gehe.

Unter diesem Gespräche waren sie bis in das Zimmer gekommen, wo Herr Andreas immer noch in seinem Kasten steckte. Der armen Louise pochte das Herz gewaltig, wie sie den Kasten erblickte; jedoch hatte ihr fester Vorsatz, nie wieder zu sündigen, sie in etwas beruhiget. Indessen wünschte sie doch herzlich, diesmal glücklich aus diesem verwickelten Handel zu kommen.

Sie ging, um ihrem Mann ein Abendbrod zu bereiten, und dachte dabey auf einen schicklichen Vorwand, denselben auf einige Zeit aus

dem Zimmer zu entfernen, und dem Andreas Zeit zu lassen, zu entkommen. Der Himmel schien ihr sehr hold zu seyn, denn sie fand bald einen, der ihr hinreichend schien, ihren Alexander zu bewegen, das Zimmer zu verlassen, ohne daß man Verdacht schöpfen konnte, daß sie geheime Absichten dabey hätte. Es fiel ihr nemlich ein, daß er sein Pferd hätte im Hause stehen lassen, welches bis diesen Augenblick noch nicht in den Stall geführet war. Sie eilte nun, was sie konnte, um mit dem Abendbrode zu ihrem Mann zu kommen, der sich indessen ausgezogen und den Tisch gedeckt hatte.

Sobald sie in das Zimmer trat, sagte sie sehr laut, daß es Andreas in dem Kasten hören sollte: Sage mir einmal, lieber Alexander, wird es deinem Pferde nichts schaden; daß es noch unten im Hause stehet; es scheint mir, als ob du nicht sachte geritten wärest, wenigstens war das arme Thier ganz naß, und noch hat es Niemand in den Stall gezogen.

Du hast recht, liebe Louise, erwiederte Alexander, und ich danke dir, daß du daran gedacht hast. Ich hatte das arme Thier ganz vergessen, und hätte es wirklich die ganze Nacht

im Hause stehen lassen, welches ihm leicht nicht gut hätte bekommen können. Gleichwohl ist es ein sehr gutes Pferd, und es verlohnt sich schon der Mühe, daß man es gehörig abwartet. Willst du wohl so gut seyn und das Licht nehmen, um mit mir in den Stall zu gehen.

Louise war sogleich bereit, den Befehl ihres Mannes zu erfüllen; sie nahm das Licht und ging mit ihm in den Stall. Sie hofte, Andreas würde indessen so vernünftig seyn, und die gute Gelegenheit, zu entkommen, nicht ungenützt vorbeystreichen lassen. Allein der ehrliche Pachter, dem der Schlaf über alles ging, war in seinem Kasten ganz ruhig eingeschlafen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was ausserhalb demselben vorging.

Alexander blieb über eine halbe Stunde in dem Stalle, und Louise hofte, daß Andreas nun glücklich entkommen seyn würde. Sie kehrte nach der Stube zurück, und war von ganzem Herzen froh, daß ihr ihre List so gut gelungen. Sie setzte sich mit ihrem Mann an den gedeckten Tisch, welcher mit vielem Appetit die Ueberreste der Mahlzeit seines Pachters ver-

zehr

zehrte. Sobald aber Alexander seinen Hunger gestillt, legte er sich mit seiner Gattin zu Bette.

Louise dankte Gott von ganzem Herzen, daß er sie ihrer Meinung nach aus ihrer großen Gefahr glücklich befreyet, auch gelobte sie von neuem, ihrem Gatten ewig treu zu bleiben, und nie wieder ihre Pflichten zu verletzen. Hierauf entschlief sie sanft, weil sie nichts von der ihr bevorstehenden Gefahr ahnete. Alexander hingegen war kaum eingeschlummert, als er auf einmal ein gar sonderbares und gräßliches Schnarchen hörte. Dieser Lerm, welcher ihn wieder aufweckte, setzte ihn zwar in Verwunderung, jedoch glaubte er im Anfang, daß des Pachters Hund sich durch die ofne Thüre hereingeschlichen. Er blieb deswegen ruhig liegen, und war schon im Begrif, wieder einzuschlafen. Allein, dieses war nicht möglich, denn das Schnarchen wurde immer ärger, bis Alexander endlich gewiß überzeugt wurde, daß ein Mensch irgendwo müßte versteckt seyn.

In dieser Ueberzeugung weckte er seine Frau, die fast eingeschlafen war, um sie auf das Geräusch aufmerksam zu machen, und ihr seinen Verdacht mitzutheilen. Louise erschrack

nicht wenig, als sie die Stimme ihres Liebhabers hörte, die sie in dieser Nacht sehr gut hatte kennen lernen. Sie glaubte ihn schon lange in seinem Bette, und nun mußte sie zu ihrem Schrecken hören, daß er noch immer in seinem Kasten stack. In Gedanken verwünschte sie tausendmal den Augenblick, in welchem sie ihre Pflicht vergessen, und zugleich trafen ihre Verwünschungen auch ihren Geliebten, der sich in der größten Gefahr sorglos dem Schlaf überlassen konnte.

Alexander fing indessen an zu rufen: wer ist da! Ich bin es, antwortete Andreas in seinem Kasten, der plötzlich aus dem Schlaf erwachte, und ganz vergessen hatte, wo er war; was befehlen sie?

Louisen verließ auch in dieser kritischen Lage die Geistesgegenwart nicht, welche den Weibern eigen ist. Ohne sich lange zu besinnen, fing sie an zu schreyen: was machst du hier, du Bösewicht? Du hast dich gewiß aus schändlichen Absichten hier versteckt. Hierauf wendete sie sich zu ihrem Mann, und sagte zu ihm: weil der Bube gewußt hat, daß ich diese Nacht allein bin, so hat er sich gewiß in meinem

Schlaf=

Schlafzimmer versteckt, um mich umzubringen, und uns recht zu bestehlen. Allein zum Glück ist sein Anschlag ihm mißlungen, und nun wollen wir ihn auch nicht schonen. Komm, wir wollen aufstehen, nimm du deinen Degen, und ich will etwas anders nehmen, um mich zu wehren, damit wir uns an diesem Bösewicht rächen können.

Der arme Pachter stand Todesangst in seinem Gefängnisse aus, als er hörte, was über ihn beschlossen wurde. Mehreremale war er im Begrif, die wahre Ursache zu entdecken, weswegen er sich versteckt hatte. Allein er hatte doch noch so viel Ueberlegungskraft, zu bedenken, daß dieses ihm wenig helfen würde, weil er dadurch den Zorn seines Herrn nicht mindern, sondern ihm nur eine andere Richtung geben konnte. Deswegen beschloß er, lieber zu schweigen, und geduldig abzuwarten, was der Himmel über ihn beschlossen.

Alexander war indessen aus dem Bette gesprungen, um den Pachter in allen Winkeln zu suchen. Vorzüglich glaubte er, daß er unter dem Bette stecken müßte, unter welchem er lange herumleuchtete. Dabey rief er einmal

über das andere: warte, Verräther, wenn ich dich in meine Hände bekomme, soll es dir übel ergehen; du kannst immer deine Seele Gott befehlen, mit deinem Körper werde ich gewiß kein Mitleid haben; wenn ich dich finde, so bist du ein Kind des Todes.

In der Zeit aber, daß Alexander an der Erde lag, um den Andreas unter dem Bette zu suchen, stellte sich Louise vor den Kasten, in welchem Andreas verborgen war. Sie paßte den günstigen Augenblick ab, wo ihr Mann sie nicht bemerken konnte; in diesem hob sie die Decke desselben ein wenig in die Höhe. Zum größten Glück verstand der arme Gefangene den Wink; er hob die Decke leise auf, und stieg unbemerkt aus seiner engen Wohnung. Hierauf ergrif er mit der größten Geschwindigkeit die Flucht. Beym Weglaufen stieß er aus Versehen an Louisen, daß sie, so lang sie war, in die Stube fiel. Auch diesen Zufall suchte sie zum Vortheil ihres Mitschuldigen zu benutzen; denn sie fing sogleich aus vollem Halse an zu schreyen: Ach, lieber Mann, ich bin des Todes! Der Bösewicht hat auf seiner Flucht mich tödtlich verwundet.

Durch

Durch diese List erreichte Louise abermals ihren Zweck. Alexander fing schon an, dem Flüchtling nachzusetzen, den er auch gewiß bald würde eingeholt und seiner Rache aufgeopfert haben. Allein das Geschrey seiner Frau hielt ihn ab, den armen Andreas ferner zu verfolgen. Er kehrte um, um ihr zu Hülfe zu kommen. Als er aber sahe, daß ihr nichts fehlte, sondern daß der bloße Fall diesen Schreck veranlasset; so machte er sich von neuem auf den Weg, dem Andreas mit dem Degen in der Hand nachzusetzen, weil er befürchtete, daß, wenn er sich länger aufhielt, dieser ihm entwischen möchte, und seine Wuth gegen ihn war zu groß, um nicht alles zu versuchen, sie sogleich an ihm auszulassen.

Der Lerm, welcher durch diese ganze Geschichte entstand, machte natürlich, daß alle Bediente des Hauses erwachten, aus dem Bette sprangen, und herbeyeilten, um zu sehen, was vorgefallen war. Das Ganze machte einen der komischten Auftritte, die man sich nur denken kann, weil sie alle erschienen, wie sie aus dem Bette kamen. Selbst Alexander war in bloßem Hemde, ohne Strümpfe, mit einem bloßen Degen in der einen und einem Lich-

te in der andern Hand. In diesem Aufzuge lief er über die Gänge und die Treppe herunter, dabey schrie er unaufhörlich aus vollem Halse: zu Hülfe! Diebe! Mörder!

Auf dieses Geschrey fingen alle Anwesende an zu laufen, was sie nur konnten, ohne zu wissen, wo sie sich hinwenden sollten, und ein paarmal traf es sich, daß sie sich selbst unter einander anpackten und gefangen nehmen wollten; weil sie sich in ihrem fast ganz natürlichen Kostum nicht kannten. Nur erst, wenn sie ihren Irrthum einsahen, ließen sie einander wieder los, um den rechten Spitzbuben zu verfolgen. Louise selbst lief an die Hausthüre, wie sie aus dem Bette gesprungen war, und schrie, was sie nur konnte, hauet den Bösewicht in Stücken, der mich hat umbringen wollen, und schonet ihn nicht. Doch die Bemühungen aller waren vergebens. Der ehrliche Pachter, der zwar Alexandern bestohlen hatte, aber freylich nur etwas, was er am wenigsten vermuthete, und was ihm vielleicht am meisten gekränket haben würde, wenn er seinen Verlust erfahren, war so schnell geflohen, daß ihm kein Mensch nachkommen konnte.

Endlich kam Alexander, von Schweiß ganz durchnäßt und ausser Odem, zurück, ohne den Andreas zu Gesicht bekommen zu haben. Meine Mühe war vergebens, sprach er zu Louisen, der Dieb hat sich unglücklicher Weise gerettet, und alle angewendete Sorgfalt, ihn habhaft zu werden, war fruchtlos. Fällt er mir aber jemals in die Hände, so soll es ihm übel ergehen; ich lasse ihn gewiß so nachdrücklich bestrafen, als er es verdienet. Aber wie geht es dir, mein Kind, wie befindest du dich, du bist doch nicht etwa verwundet; denn wie du fielest, ließ mir mein Eifer, den Bösewicht zu verfolgen, keine Zeit, mich nach deinem Befinden zu erkundigen; da ich kein Blut an dir wahrnahm, so machte ich mich gleich auf den Weg, ihm nachzusetzen, damit er mir nicht entkommen sollte.

Louise. Noch befinde ich mich wohl, und bin diesesmal glücklich mit heiler Haut davon gekommen. Mein Unglück war nicht so groß, als ich im ersten Augenblick des Schreckens dachte; mich ärgert nur, daß wir den Schurken nicht in unsre Gewalt bekommen haben.

Alexander. Ey freylich ist es ärgerlich; doch, was hilft es, wir müssen froh seyn, daß

alles

alles noch so abgelaufen, und daß kein größer Unglück widerfahren ist.

Louise. Du siehest aber doch nun wenigstens, was daraus entstehet, wenn man eine Frau auf einem Landhause die Nacht über allein läßt. Gott mag wissen, was der Bösewicht vor Absichten mit mir gehabt hat, und was aus mir würde geworden seyn, wenn ich in seine Hände gefallen. Ich kann mich bis diesen Augenblick noch kaum fassen, wenn ich die Gefahr überlege, in welcher ich mich befunden.

Alexander. Beruhige dich, liebes Weibchen; wir wollen Gott danken, daß wir diesesmal mit der bloßen Furcht weggekommen sind, und uns für die Zukunft besser versehen.

Louise. Aber ich dächte doch, lieber Mann, du ließest dein Licht wieder anzünden, um noch einmal das ganze Haus zu durchsuchen. Wer weiß, ob nicht irgendwo Jemand verborgen stecket, oder vielleicht können wir doch wenigstens Spuren finden, wo der Pachter versteckt gewesen ist, um ihm für die Zukunft die gute Gelegenheit, uns zu bestehlen, zu benehmen.

Alexander billigte diesen Vorschlag, und befahl sogleich, daß man ihm Licht bringen sollte. Louise hingegen betrug sich bey diesem ganzen Vorfall mit so vieler Geistesgegenwart, daß kein Mensch den mindesten Verdacht auf sie werfen konnte.

Sobald man Licht gebracht, sollte die Haussuchung vor sich gehen. Vor allen Dingen begaben sich alle, welche mit bey der Jagd gewesen waren, in das Schlafzimmer, um wo möglich den Ort zu entdecken, wo Andreas gesteckt hatte. Der Deckel des Kastens, in welchem er gelegen, war noch offen, und in der Eil hatte Andreas einen Sack und ein Beil, welches er mit auf dem Felde gehabt, liegen lassen. Diese Stücke schienen der Louise die besten Beweise, ihre Unschuld ganz darzuthun.

Sie lief gleich auf den Kasten zu, und rief ihren Mann! Siehe einmal den Ort, wo der verdammte Bösewicht versteckt gewesen ist; wie er alle Schliche gewußt hat, um sich gut zu verbergen, und ungestraft sein Bubenstück ausführen zu können. Zu was hat er diesen Sack mitgebracht, als um alles, was ihm anständig gewesen seyn würde, wenn er seine Schandthat

hätte

hätte ausführen können, recht bequem mit sich fortzubringen. Auch eine Axt hat dieses Ungeheuer von Undankbarkeit, dem wir so viele Wohlthaten erzeiget, bey sich. Aus was vor einer Ursache kann er wohl diese mitgebracht haben, als um mir das Leben auf eine grausame Art zu rauben. Nein, lieber Mann, das Verbrechen ist zu groß, es kann und darf nicht vergeben werden. Mit Tages Anbruch mußt du wieder nach der Stadt reisen, und bey der Obrigkeit anzeigen, was hier vorgefallen ist. Die Beweise sind zu stark, und das vorgehabte Verbrechen liegt zu sehr am Tage, als daß sie uns ihren Beystand sollte versagen, und sich weigern können, uns ihre Hülfe angedeihen zu lassen.

Alexander hatte schon selbst dieselbe Absicht gehabt, die Obrigkeit um Hülfe zu bitten, um den vermeintlichen Verbrecher habhaft zu werden. Louisen war aber nur darum zu thun, ihren Mann auf einige Stunden zu entfernen, damit Andreas Zeit gewinnen möchte, sich zu retten. Denn ob sie sich gleich fest vorgenommen, nie wieder einen Fehltritt zu begehen, so wollte sie doch den armen Andreas, der ganz unschuldig war, nicht gern unglücklich machen.

Nun legte man sich wieder zu Bette, um noch einige Stunden auszuruhen. Den andern Morgen aber machte sich Alexander mit dem frühesten auf den Weg, um seine Klage in der Stadt anzubringen. Die Zeit seiner Abwesenheit suchte Louise bestens zu benutzen. Die Freygebigkeit des Alexanders hatte sie in den Stand gesetzt, daß sie dem armen Andreas seinen Verlust, den er erleiten mußte, reichlich ersetzen konnte.

Sobald Alexander seine Reise nach der Stadt angetreten, ging Louise ebenfalls aus, und gebrauchte dabey den Vorwand, den schönen Morgen in freyer Luft zu genießen. Ihr Plan war aber, den armen Andreas aufzusuchen, welchen sie gewiß hofte in der umliegenden Gegend noch irgendwo versteckt zu finden. Zuerst ging sie nach dem kleinen Gehölze, in welchem sie ihn den Tag vorher schlafend angetroffen hatte. Wie sie selbiges betrat, schämte sie sich ihrer Schwäche, daß sie sich hatte von ihren Leidenschaften irre führen lassen, und es kostete ihr einige Ueberwindung, den Weg in selbigem fortzusetzen, weil sie zu lebhaft an ihr begangenes Verbrechen erinnert wurde. Allein das Gefühl, eine gute That zu begehen,

ver-

verminderte ihre Schaam, und der Gedanke, das Unglück eines Menschen, dessen Urheberin sie allein war, zu vermindern, gab ihr Muth, selbst demjenigen unter die Augen zu treten, welchem sie zu diesem Verbrechen Anlaß gegeben.

Sie brauchte nicht lange zu suchen, so fand sie auch schon den armen Andreas, der noch immer in Todesangst war, daß man ihn habhaft werden würde. Er lag unter einem Strauche verborgen, und zitterte am ganzen Leibe.

Louise ging auf ihn zu, und rufte ihn leise bey seinem Namen. Allein die Angst machte, daß Andreas Louisen nicht kannte, sondern sich in den Händen seiner Verfolger glaubte. Er fing erbärmlich an zu schreyen, und um Gnade zu bitten. Es kostete Louisen nicht wenig Mühe, ihn aus seinem Irrthum zu reißen. Endlich erkannte er sie, und nun bat er um Gottes willen, seiner zu schonen.

Louise versicherte ihm, daß ihm kein Leid widerfahren sollte, nur bat sie ihn, ruhig zu seyn, weil man sie sonst leicht entdecken könnte. Hierauf machte sie ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Unvorsichtigkeit, daß er sich dem

Schlaf

Schlaf in einem Augenblick überlassen, wo die größte Gefahr über seinem Haupte geschwebet. Zugleich machte sie ihm ein Geschenk von hundert Ducaten, um ihm den Schaden zu ersetzen, den er an seinen Sachen erleiden müßte, da er selbige nicht mitnehmen könnte. Dabey gab sie ihm aber den Rath, sich sogleich über die Grenze zu begeben, wenn ihm seine Freyheit und sein Leben lieb wäre, weil man keine Mühe sparen würde, seiner habhaft zu werden.

Andreas hatte in seinem Leben nicht so viel Gold beysammen gesehen, und glaubte sich nun so reich zu seyn, wie Krösus. Er dankte Louisen fußfällig für ihre Gnade, versprach zu ihrer großen Beschämung nochmals ewige Verschwiegenheit von allen, was vorgefallen, und machte sich sogleich auf den Weg, seine Reise anzutreten. Er kam glücklich über die Grenze, und was weiter aus ihm geworden, haben wir nicht erfahren können.

Uebrigens können wir unsern Lesern nichts weiter sagen, als daß Louise von nun an ihren Mann noch zärtlicher als vorher liebte, und das abgelegte Gelübde ewiger Treue nie wieder brach. Alexander hingegen erfuhr nichts

von dem begangenen Fehltritt seiner Frau, weswegen er ihr stets mit gleicher Zärtlichkeit zugethan blieb, und beide noch viele Jahre eine der glücklichsten Ehen führten.

II.

Die sonderbare Rache

Der Graf H . . . begleitete an dem Hofe zu D . . . einen der angesehensten Posten. Ueberdieß war er jung, wohl gebildet, und vorzüglich hatte er ein sehr beträchtliches Vermögen, dessen uneingeschränkter Besitzer er durch den kürzlich erfolgten Tod seines Vaters geworden war. Mit einem Wort, er besaß alles, um in der ganzen dasigen schönen Welt frey wählen zu können, ohne befürchten zu müssen, von Seiten der Eltern in irgend einem Hause der Stadt eine abschlägliche Antwort zu erhalten.

Diesem allen ohngeachtet fiel seine Neigung auf ein schönes Mädchen, welche zwar von sehr guter Familie, aber auch dabey sehr arm war. Er bewarb sich um ihre Hand, und diese wurde ihm natürlich zu Theil; denn wer wür-

würde wohl eine so gute Gelegenheit, sein Glück zu machen, nicht mit beyden Händen ergriffen haben.

Die Hochzeit wurde von beyden Seiten so sehr als möglich beschleuniget, und nach Verfluß von wenig Wochen war das arme Fräulein B . . . die reiche Gräfin H . . . Daß sie nicht wenig beneidet wurde, können meine Leser leicht denken; denn welcher von ihnen sollte wohl mit dem schönen Geschlechte so wenig bekannt seyn, um nicht bemerkt zu haben, daß größtentheils eine gute Portion Neid den Hauptzug ihres Charakters ausmacht. Jedoch ließ sich die neue Gräfin durch alle hämische Anmerkungen, welche über sie gemacht wurden, nicht irre führen; sie blieb ganz ruhig dabey, weil sie gewiß wußte, daß ihr kein Nachtheil daraus erwachsen konnte, da Jedermann die Erfinderinnen derselben den Augenblick kannte.

Auf diese Weise lebte sie zwey Jahre recht vergnügt mit ihrem Gatten. Sie hatte ihn zwar nicht aus Liebe geheyrathet, jedoch kannte sie diese Leidenschaft auch nicht, weswegen eine gegenseitige Hochachtung, die diese beyden Menschen gegen einander hatten, ihnen ein

glückliches Leben verschafte. Denn die Gräfin betrachtete den Grafen als den Urheber ihres Glücks, und suchte stets allen seinen Wünschen zuvorzukommen, um ihm Beweise ihrer Dankbarkeit zu geben; er hingegen nahm dieses zuvorkommende Wesen für Liebe, und fühlte sich dabey glücklich.

Nach Verfluß von zwey Jahren wurde die Gräfin plötzlich gefährlich krank. Der Graf, der für das Leben seiner Gemahlin äusserst besorgt war, ließ sogleich den berühmtesten Medicus von ganz B... kommen, welchen er sehr reichlich zu belohnen versprach, wenn er seine Gattin wieder herstellen würde.

Der Medicus war ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren; er hatte ein schönes männliches Gesicht, und eine Gestalt, die wohl fähig war, die Aufmerksamkeit des schönen Geschlechts auf sich zu ziehen. Dabey hatte er eine sehr gute Erziehung gehabt, daß er einer der angenehmsten Gesellschafter war, den man sich nur wünschen konnte. Dieser schöne junge Mann nun war so glücklich, die Gräfin binnen drey Wochen von ihrer Krankheit vollkommen wieder herzustellen, ob sie

gleich so gefährlich gewesen war, daß man schon an ihrem Aufkommen gezweifelt, oder ihr doch wenigstens ein sehr langwieriges Krankenlager vorher gesagt hatte.

Allein die Folgen dieser Krankheit waren gefährlicher als das Uebel selbst, wenigstens waren sie nicht so geschwind zu heben. Denn so wie sich ihr Körper zur Besserung anließ, so fing ihre Seele an allmählig krank zu werden. Mit einem Wort, der schöne Doktor hatte einen heftigen Eindruck auf die Frau Gräfin gemacht. Sie hatte allen seinen Vorzügen so viele Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie am Ende zum Sterben in ihm verliebt wurde.

Im Anfang kannte sie diese Leidenschaft zu wenig, um gleich zu wissen, daß es Liebe war, was sie für den Doktor fühlte. Sie glaubte vielmehr, daß sie ihn blos, weil sie ihm ihre schnelle Wiederherstellung zu verdanken hatte, den andern Männern vorzog, und übrigens fand sie es ganz natürlich, daß sie gern mit ihm umging, weil er ein sehr guter Gesellschafter war. Allein nach und nach, als sie sahe, daß ihr seine Gesellschaft unentbehrlich wurde, sahe sie ein, daß es etwas mehreres als bloße Achtung war, was sie für ihn fühlte.

Der Gräfin verursachte diese Entdeckung ein gewaltiges Schrecken. Sie wußte, was sie ihrem Gatten schuldig war, und fühlte ganz die Schwere ihres Verbrechens, welches sie begehen müßte, wenn sie dieser Leidenschaft noch länger Gehör gäbe. Sie wußte, daß ihr Mann sie zärtlich liebte, und nur in dem Gedanken lebte, von ihr allein wieder geliebt zu werden. Der Vorsatz also, sich diese Undankbarkeit nicht zu Schulden kommen zu lassen, einen Mann zu hintergehen, dem sie ihr ganzes Glück zu verdanken hatte, und der alles, was in seinen Kräften stand, anwende, ihr das Leben recht angenehm zu machen, brachte in ihr den Entschluß hervor, ihre Empfindungen gegen den Doktor zu unterdrücken. Von diesem Augenblick an suchte sie seine Gesellschaft zu vermeiden; ja, sie hatte sogar Ueberwindung genung, ihm selbst zu sagen, daß er nicht mehr so häufig sie zu besuchen brauchte, weil sie sich vollkommen hergestellt fühlte.

Einige Zeit ging alles ganz vortreflich. Die Vernunft behielt die Oberhand über das Herz, und schon hofte die Gräfin von ihrer Liebe geheilt zu werden, welche zu unterdrücken ihr nicht wenig Ueberwindung gekostet hatte.

Allein,

Allein, ehe sie es erwartete, wachte ihre Leidenschaft in ihrer ganzen Größe wieder auf, und nun war an keine Unterjochung derselben mehr zu denken. Sie liebte den Doktor mehr als jemals, und fühlte, daß es ihr ohnmöglich werden würde, ohne seine Gegenliebe zu leben.

Indessen wußte sie noch nicht, ob sie wieder geliebt würde; denn der Dokter hatte sich zwar stets sehr höflich gegen sie betragen, jedoch in allen seinen Handlungen und in allen seinen Reden nicht das mindeste gezeigt, was nur den entferntesten Schein einer besondern Zuneigung hatte. Lange hofte sie auf eine Gelegenheit, ihm ihre Liebe entdecken zu können, und gleichwohl zitterte sie vor diesem Augenblick. Weil sich aber die gewünschte und gefürchtete Gelegenheit nicht fand, und es ihr zu peinlich war, länger in ihrer Ungewißheit zu leben; so faßte sie den raschen Entschluß, ihm schriftlich zu entdecken, was sie für ihn fühlte.

Läßt ein Weib einmahl ihrer Leidenschaft den Zügel schießen; so ist es unmöglich, daß die Vernunft noch ihre Rechte über ihr Herz behaupten kann. Sie ist taub gegen ihre Vorstellungen, und handelt rasch fort, ohne die

Folgen, welche daraus entstehen müssen, zu bedenken. Kein Schritt ist ihr zu unanständig, um ihren Wunsch zu erreichen, und willig setzt sie sich der öffentlichen Verspottung aus, wenn sie nur hoffen darf, ihre ungestüme Leidenschaft befriediget zu sehen. Dies war ganz der Fall der Gräfin. Sie wußte noch nicht, wie der Doktor gegen sie gesinnet war, und ob nicht schon ältere Verbindungen ihn abhielten, sich in ein Verständniß mit ihr einzulassen. Sie kannte ihn zu wenig, um versichert seyn zu können, daß er auch verschwiegen seyn würde, im Fall, wenn er keinen Liebeshandel mit ihr anspinnen wollte, oder ob er nicht mit seiner gemachten Eroberung sich berühmen, und an allen Orten den schriftlichen Beweiß davon vorzeigen würde, wie wohl mancher junge Herr zu thun pflegt. Allein die gute Gräfin überlegte dieses alles nicht; sie schrieb einen äusserst zärtlichen Brief an den Abgott ihres Herzens, in welchem sie ihm mit den lebhaftesten Farben die Stärke ihrer Liebe darstellte.

Dieses Bekenntniß ihrer weiblichen Schwäche legte sie auf den Boden eines niedlichen Körbchens, welches sie übrigens mit raren

Früch-

Früchten anfüllte, mit denen sie den Geliebten ein angenehmes Geschenk machen wollte. Nachdem alles in gehöriger Bereitschaft war, rufte sie ihr Mädchen, um ihr aufzutragen, dieses Geschenk an die Behörde abzuliefern. Sie wußte, daß das Mädchen ihr sehr ergeben war, weswegen sie es für rathsam hielt, sie gleich zu ihrer Vertrauten zu machen, da sie ohnedem vorhersahe, daß ohne ihre Mitwirkung an keinen glücklichen Ausgang dieser Geschichte nicht gedacht werden durfte.

Sobald Sophie also in das Zimmer trat, redete die Gräfin sie also an: Du weißt, liebes Mädchen, daß ich dich unter allen meinen Leuten am meisten vorziehe; wenigstens glaube ich, dir schon mehrere Beweise meiner Liebe gegeben zu haben, und ich hoffe, daß du noch mehr davon wirst überzeugt werden, wenn du siehest, was vor ein gutes Zutrauen ich zu dir habe. Ich habe deine Treue schon oft erprobet, weswegen ich mir kein Bedenken mache, mich dir ganz anzuvertrauen. Deine Rechtschaffenheit läßt mich Verschwiegenheit von dir erwarten, und durch deine Geschicklichkeit hoffe ich, daß die Sache eine sehr gute Wendung nehmen

soll. Du kennst doch den Doktor, der mich sobald wieder hergestellet hat, und weißt auch, wo er wohnt? Sage einmal selbst, ob es nicht ein wunderschöner Mann ist, der wohl verdienet, von unserm Geschlechte bemerkt zu werden? Auch gestehe ich dir offenherzig, daß er einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat; ich liebe ihn so heftig, daß ich fühle, ohne seine Gegenliebe nicht leben zu können. Ich bitte dich herzlich, gehe zu ihm, und bringe ihm dieses kleine Geschenk von mir. Sage ihm, daß er nicht etwan von diesem Geschenk, welches so unbedeutend ist, auf meine Leidenschaft schließen soll; nein! male ihm die Heftigkeit meiner Liebe für ihn mit den lebhaftesten Farben; mit einem Wort, sage ihm alles über diesen Punkt, was du nur zu sagen weißt, und was dir dein Herz eingiebt. Ich weiß, du hast Verstand genung, und eine sehr gute Gabe, dich auszudrücken, wende beydes einmal zu meinem Vortheile an. Ich bitte dich, liebe Sophie, sey meine Fürsprecherin, und wenn die Stimme der Liebe keinen Eindruck auf sein Herz machen sollte, so suche sein Mitleid zu erregen. Wird der heißeste Wunsch meines Herzens erfüllt, so ist dein Glück auf immer

gemacht. Sowohl ich selbst, als auch alles, was ich nur im Vermögen habe, soll ewig zu deinen Diensten stehen. Um aber jedem unangenehmen Zufall vorzubeugen, so sage ihm, daß unten auf dem Boden des Körbchens ein Brief von mir liegt, auf welchen er mir entweder schriftlich oder mündlich Antwort ertheilen soll.

Sophie dankte der Gräfin für das gute Zutrauen, welches sie zu ihr hatte, und versicherte, daß sie stets alle mögliche Mühe anwenden würde, es zu verdienen. Sie dürfen nur befehlen, meine gnädige Frau, fuhr sie fort, und sie werden sehen, wie sehr ich stets bereit bin, ihnen unbedingt zu folgen. Den ersten Beweiß meines Gehorsams will ich ihnen geben, indem ich unverzüglich eile, den mir an dem Doktor gegebenen Auftrag mit der größten Pünktlichkeit auszurichten.

Hierauf machte sie sich sogleich auf den Weg, um dem Doktor das Geschenk zu überbringen. Allein kaum hatte Sophie den halben Weg zurückgelegt, als sie den Grafen an dem Fenster eines seiner Freunde, welchen er diesen Morgen besuchte, erblickte. Der Schreck des Mädchens war ausserordentlich, wie sie

den=

denjenigen sahe, vor dem sie sich am meisten zu fürchten hatte. Indessen hofte sie doch noch unter dem Gewühl von Menschen unbemerkt vorbeyzukommen. Allein ihre Hofnung blieb unerfüllt; denn der Graf hatte sie schon von weitem kommen sehen, und war neugierig geworden, zu wissen, was seine Frau wegschickte. Als sie daher unter das Fenster kam, rufte er sie laut bey ihrem Namen. Sophie hingegen stellte sich, als ob sie es gar nicht hörte, sondern jemehr er rief, destomehr fing sie an zu laufen.

Dieses kam dem Grafen sehr verdächtig vor. Er beschloß, die Ursache, warum das Mädchen seiner Frau so eilfertig war, genauer zu untersuchen. Aus diesem Grunde befahl er einem seiner Bedienten, dem Mädchen sogleich nachzulaufen, und sie entweder in Güte oder mit Gewalt zurückzubringen. Der Bediente richtete den Befehl seines Herrn pünktlich aus, und Sophie mußte, alles Widerstrebens ohngeachtet, mit zu ihrem Herrn gehen.

Mit Zittern und Zagen betrat sie das Zimmer, wo ihr der Graf gleich entgegen kam, ihr den Korb wegnahm, und sie fragte, wo sie ihn hintragen sollte.

So.

Sophie. (zitternd.) Zum Doktor von der gnädigen Frau.

Der Graf. Nun, wenn es weiter nichts ist, so hättest du nicht so zu laufen brauchen; aber laß doch sehen, was schickt denn meine Frau dem Herrn Doktor?

Bey diesen Worten hob der Graf das Tuch weg, welches über den Korb gebreitet war. Die schönen Früchte, die der Doktor bekommen sollte, stachen dem Grafen gewaltig in die Augen, daß er dem Verlangen, eine zu kosten, nicht widerstehen konnte. Er fand sie vortreflich, und gab auch seinem Freunde eine davon, welcher versicherte, in seinem Leben keine bessern gegessen zu haben. Mit einem Worte, diese beyden Herren fanden so viel Behagen an dem Geschenke, welches für den Doktor bestimmt war, daß sie sich niedersetzten und es sich recht wohl schmecken ließen. Dabey versicherte der Graf Sophien, sie sollte nur seiner Frau sagen, daß sie dem Doktor andere Früchte schicken möchte, denn von diesen würde wohl wenig übrig bleiben; dabey gab er ihr auch einige, weil er, wie er sagte, sie um ein gutes Trinkgeld gebracht hätte.

Das

Das arme Mädchen stand indessen Todesangst aus, und die erhaltnen Früchte schienen sich in ihrem Munde in Gift zu verwandeln, weil sie der Entdeckung des Briefes mit Zittern entgegensahe. Endlich fand ihn der Graf; er machte ihn auf, und las ihn zu seiner nicht geringen Verwunderung. Dadurch erfuhr er natürlich die ganze Absicht des Geschenkes, und sein Erstaunen über die List seiner Frau, welche er für die Unschuld selbst gehalten, war ohne Grenzen. Er beschloß, sich an ihr zu rächen, und ihr alle Lust zu fernern Liebeshändeln zu benehmen; dabey wollte er aber weder Dolch noch Gift gebrauchen, sondern sie auf eine ganz andere Art züchtigen.

Um seinen Plan auszuführen, ließ er seinen Freund den Brief lesen, und bat denselben, eine recht zärtliche Antwort aufzusetzen. Mit dem Mädchen seiner Frau ging er aber in ein anderes Zimmer, um die nöthigen Maasregeln zu treffen.

Hier hatte nun die arme Sophie einen sehr harten Stand. Der Graf hielt ihr eine nachdrückliche Strafpredigt, daß sie sich von seiner Frau zur Unterhändlerin brauchen ließ,

um ihn zu hintergehen. Zugleich versprach er ihr aber auch, alles zu vergeben und zu vergessen, und sie noch ausserdem ansehnlich zu belohnen, wenn sie aufrichtig bekennen wollte, was sie von seiner Frau wüßte. Wenn sie aber nur ein Wort von dem, was vorgefallen, der Gräfin sagen, oder das mindeste von dem, was ihr von ihrer Aufführung bekannt wäre, verschweigen würde, so versicherte er ihr, daß er nicht allein sie aus dem Dienst jagen, sondern ihr auch eine Versorgung auf Zeitlebens, wo andere Beschäftigungen, als Liebesbriefe tragen, ihrer warteten, verschaffen wollte.

Die arme Sophie war in einer sehr unangenehmen Lage. Sie wollte nicht gern ihre Gebieterin verrathen, und gleichwohl sahe sie, daß läugnen nichts helfen würde, weil der Graf die Beweise wider seine Frau in Händen hatte. Sie entschloß sich am Ende, aus zwey Uebeln das kleinste zu wählen, und alles zu erzählen, was sie wußte. Am Ende bat sie nur den Grafen, nicht zu hart mit seiner Gemahlin zu verfahren, weil es das erstemal wäre, daß sie ihn hätte hintergehen wollen, welches sie durch die stärksten Betheuerungen versicherte, und

mit

mit dem größten Eifer die Unschuld ihrer Frau vertheidigte.

Aus der Offenherzigkeit, mit welcher Sophie alles erzählte, sahe der Graf ganz deutlich, daß sie ihm die strengste Wahrheit gesagt hatte. Er freuete sich, seine Gemahlin noch unschuldig zu wissen, und versprach Sophien auf das ernstlichste, seiner Frau kein Leid zuzufügen, wenn sie ihm unbedingt folgen würde. Zugleich mußte sie sich durch einen Eyd verbindlich machen, nie gegen irgend einen Menschen ein Wort von dem, was zwischen ihnen vorgefallen, zu erwähnen. Vorzüglich aber empfahl er ihr, sich nichts gegen die Gräfin merken zu lassen, daß er etwas von ihrer Liebe zu dem Doktor erfahren. Denn er befürchtete, daß sein Mittel, sie für die Zukunft für alle Liebesfieber zu bewahren, nicht anschlagen möchte, wenn sie jetzt Gelegenheit bekäme, ihre Gegenmaaßregeln in Zeiten zu treffen.

Binnen der Zeit, daß diese beyde alles mit einander verabredeten, war der Freund des Grafen mit seinem Briefe fertig geworden. Er war in den zärtlichsten Ausdrücken abgefaßt, und entsprach ganz den Wünschen des Grafen, welcher

cher ihn zusiegelte und Sophien übergab. Dabey trug er ihr auf, seiner Frau zu sagen, daß der Doktor ganz entzückt gewesen wäre, wie er den Brief von der Gräfin erhalten. Er hätte über das unerwartete Glück kaum seinen Augen trauen können, weil er sich nie Hofnung gemacht, von so einem schönen Weibe geliebt zu werden. Als sie ihm aber versichert, daß sein Glück kein Traum wäre, sondern, daß die Gräfin wirklich nicht ohne seine Gegenliebe leben könnte, wäre er gleich an seinen Schreibtisch gegangen, um die Antwort zu schreiben, welche sie ihr überbrächte. Wobey er ihr noch eine Menge mündliche Aufträge gegeben, welche sie aber ohnmöglich alle hätte behalten können. Ueberdieß befahl ihr der Graf noch, alle Briefe, welche seine Gemahlin an den Doktor schreiben würde, in seine Hände zu liefern, damit er sie gehörig beantworten könnte.

Mit diesem Auftrage versehen, machte Sophie sich auf den Weg, um ihrer Gebieterin die sehnlich gewünschte Antwort zu überbringen. Die Gräfin hatte indessen fast jeden Augenblick nach der Uhr gesehen, um die Zeit zu berechnen, welche Sophie wohl brauchen könn-

te, um wieder zurückzukommen, und wohl hundertmal war sie an das Fenster gegangen, um zu sehen, ob das Mädchen mit der erwarteten Bothschaft noch nicht zurückkäme. Wie sie sie endlich von weitem erblickte, wäre sie ihr gern entgegengelaufen, wenn es der Wohlstand ihr erlaubt hätte; allein so mußte sie ihre Ungeduld noch einige Augenblicke zu bezähmen suchen.

Kaum war Sophie in das Zimmer getreten, als ihr die Gräfin mit einer unbeschreiblichen Hastigkeit den Brief entriß. Sie wagte es aber nicht, ihn zu eröfnen, weil sie ungewiß war, was er wohl enthalten könnte. Nachdem aber Sophie ihr alles ausgerichtet, was der Graf ihr zu sagen aufgetragen hatte, wozu sie noch verschiedenes von ihrer Erfindung beyfügte; so sprang die Gräfin vor Freuden Sophien an den Hals, und rief einmal über das andere, er liebt mich! er liebt mich also wirklich. Hierauf riß sie den Brief auf, und verschlang gleichsam den Inhalt desselben, der gleichfalls ganz ihren Wünschen entsprach. Sie empfand so viel Vergnügen darüber, daß sie ihre Freude gar nicht mit Worten auszudrücken fähig war.

Der armen Sophie that es in diesem Augenblicke von ganzem Herzen leid, ihre Gebieterin hintergehen zu müssen, und gern würde sie ihr den wahren Zustand der Sache erzählet haben, wenn die Drohungen des Grafen sie nicht abgehalten hätten. Allein die Versicherung desselben, ihr eine lebenslängliche Versorgung in einer geschlossenen Gesellschaft zu verschaffen, zu welcher sie gar keinen Beruf fühlte, da sie ihres Erachtens Kräfte und guten Willen genung hatte, sich ihren täglichen Unterhalt selbst zu erwerben, machte, daß sie sich Gewalt anthat, die Regungen ihres guten Herzens zu unterdrücken. Indessen war ihre Gemüthsbewegung doch so heftig, daß die Gräfin es ihr leicht hätte ansehen können, daß etwas Besonderes in ihrer Seele vorgehen müßte. Diese war aber viel zu sehr mit ihrer Liebe beschäftiget, als daß irgend ein Gegenstand ihre Aufmerksamkeit hätte auf sich ziehen können. Der Gedanke, von dem Geliebten ihrer Seele wieder geliebt zu werden, hatte sich ganz ihres Geistes bemächtiget, und wenn Sophie ihr auch wirklich in diesem Augenblick den wirklichen Vorgang erzählet hätte, so würde die Gräfin ihn nicht einmal gehöret haben. Dadurch

bekam Sophie Zeit, sich wieder zu fassen, um ihre aufgegebene Rolle fortspielen zu können.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich die Liebesgeschichte der Gräfin, welche verschiedene Wochen währete, in wenigen Zeilen erzählen, ob ich gleich Stoff hätte, einen ganzen empfindsamen Roman davon zu schreiben, wenn ich meinen Lesern die zärtlichen Briefe, welche die Gräfin alle schrieb, und welche der Freund des Grafen beantwortete, mittheilen wollte. Aber dafür soll mich der Himmel bewahren, daß ich ihnen hier etwas vortragen sollte, was sie in vielen Romanen schon oft haben lesen müssen. Also kurz; die Gräfin schrieb täglich verschiedene zärtliche Briefe, und erhielt im Namen ihres Geliebten noch weit zärtlichere Antworten.

Endlich wurde der Graf diesen Spaß überdrüßig, weil es ewig die nehmliche Leyer war. Er beschloß, der Gräfin selbst Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit den vermeindlichen Doktor zu verschaffen, um zu sehen, wie weit ihre Liebe zu ihm sie führen würde. Sollte sie aber so weit gehen, daß sie fähig wäre, sich ganz zu vergessen, so hatte er sich vorgenommen,

men, sie für ihren Leichtsinn recht empfindlich zu bestrafen.

Um seinen Plan auszuführen, machte er seiner Gemahlin bekannt, daß er auf eines seiner Güther reisen müßte, weil zwischen ihm und seinen Unterthanen ein Proceß entstanden wäre, der auf keine Art besser könnte beygelegt werden, als wenn er selbst hinreisete. Jedoch sagte er zugleich, daß es nicht möglich wäre, dieses Geschäfte unter acht bis vierzehn Tagen zu beendigen.

Diese Nachricht verursachte der Gräfin außerordentliches Vergnügen, und der Graf konnte es zu seinem großen Verdruß deutlich in ihrem Gesichte lesen, ob sie gleich alle mögliche Mühe anwendete, es zu verbergen. Der Graf stellte sich aber, als ob er nichts bemerkte; sondern verließ das Zimmer, ohne auf irgend eine Art seinen Verdruß blicken zu lassen.

Kaum hatte sich der Graf entfernt, so setzte sich die Gräfin an ihren Schreibtisch, um ihrem lieben Doktor die frohe Neuigkeit zu melden. Sie gab den Brief ihrer treulosen Vertrauten, die nicht unterließ, ihn dem Grafen einzuhändigen. Dieser ließ ihn sogleich beant-

worten, daß der Doktor schon im Voraus das Vergnügen empfände, welches seiner wartete, und daß er mit der größten Ungeduld sich nach dem Augenblicke sehnte, in welchem er ganz glücklich in ihren Armen zu werden hofte. Diese Antwort wurde der Gräfin eingehändiget, die sehr zufrieden mit selbiger war.

Der Graf ging indessen zu einem Apotheker, um sich eine Arzeney machen zu lassen, welche ihm weiter nichts schaden konnte, als daß sie zu einer bestimmten Stunde wirkte. Sobald diese fertig, machte er die nöthigen Anstalten zu seiner vorgeblichen Reise. Hierauf nahm er von seiner Gemahlin sehr zärtlich Abschied, setzte sich, nebst seinem Kammerdiener, in den Wagen, und fuhr gerade zum Thore hinaus.

Seine Reise war aber bald geendiget, denn sie ging nicht weiter als bis in einen ausserhalb B . . . gelegenen Gasthof. Daselbst ließ er seine Pferde stehen, auch befahl er seinem Kammerdiener auf das strengste, das Haus nicht eher zu verlassen, bis er zurückkommen würde, und vorzüglich sich nicht in die Stadt zu wagen, weil es sonst leicht könnte verrathen werden,

daß

daß er sich in diesem Gasthofe aufhielte, welches er doch sehr geheim zu halten wünschte. Der Graf selbst ging durch ein anderes Thor wieder zu Fuß in die Stadt zu seinem Freund, bey welchen die Geschichte der Untreue seiner Frau war entdeckt worden. Hier ließ er noch einen Brief im Namen des Doktors an die Gräfin schreiben, in welchem er bat, daß sie, um recht vorsichtig zu Werke zu gehen, vor seiner Ankunft alle Lichter auslöschen möchte, weil es sonst doch möglich wäre, daß ihn Jemand entdecken und verrathen könnte. Die Gräfin fand diese Vorsicht sehr gut, und versprach, seinen Willen pünktlich zu erfüllen; zugleich machte sie ihm noch den Vorschlag, so wenig als möglich mit einander zu sprechen, damit ihre Leute sie nicht hören könnten.

Dem Grafen war dieser Vorschlag sehr willkommen, weil er schon gefürchtet hatte, durch seine Sprache verrathen zu werden. Nun durfte er aber hoffen, seine Rache unentdeckt ausüben zu können.

Wie die zur Zusammenkunft bestimmte Stunde herannahete, nahm der Graf seine Arzeney ein. Alsdann machte er sich auf den

Weg, um in die Arme seiner Gemahlin zu eilen, welche mit Sehnsucht der Ankunft ihres geliebten Doktors entgegensahe. Sophie harrete seiner schon, auf Befehl der Gräfin, vor der Thüre. Sie ließ ihn sehr behutsam herein, und er kam glücklich, ohne von Jemand bemerkt zu werden, in das Schlafzimmer seiner Frau.

Diese empfing ihn mit ofnen Armen, weil sie in der festen Ueberzeugung war, daß es ihr geliebter Doktor wäre. Sie drückte ihn zärtlich an ihren klopfenden Busen, und war ausser sich vor Freude, den Gegenstand ihrer Liebe bey sich zu haben.

Unter lauter Liebkosungen, und ohne ein Wort zu reden, waren sie bis an das Bette der Gräfin gekommen, in welches sie sich auch von dem vermeindlichen Doktor legen ließ, ohne die mindeste Einwendung zu machen. Der Graf brachte in den Armen seiner Gemahlin der Göttin der Liebe manches Opfer, bis endlich seine Kräfte erschöpfet waren. Die Gräfin hingegen hatte noch nie so viel Seligkeit in der Umarmung ihres Gatten genossen, als diesesmal, weil sie noch immer von einer verbotenen Frucht zu essen wähnete.

Nun

Nun fing der Graf an, die Wirkung der eingenommenen Medicin zu spüren. Sogleich stellte er sich, als ob er ganz schreckliche Leibschmerzen bekäme. Er krümmte sich, wälzte sich von einer Seite zur andern, und wimmerte ganz erbärmlich. Damit man ihn aber nicht an seiner Stimme erkennen sollte, hatte er sich beyde Backen voll Baumwolle gestopfet, wodurch sie ganz unkenntlich gemacht wurde. Da er nun gewiß überzeugt war, auch von dieser Seite nichts zu befürchten zu haben, fing er an, ganz abgebrochen zu jammern: ach Gott! ich bin des Todes — es ist aus mit mir. — Ich glaubte — ich wäre — der glücklichste Mensch — auf Erden, — und bin — vielleicht — der aller unglücklichste — unter — der Sonne — Sie können — gar nicht glauben — was ich leiden muß. — O weh! — Mein Leib! — Mein Leib.

Die Gräfin. Um Gottes willen; liebster, bester Doktor, was ist ihnen widerfahren.

Der Graf. (mit schwacher Stimme.) Ach, gnädige Frau, sie sind schuld an meinen Schmerzen. Ich bin gewiß überzeugt, daß ich sie blos ihrer Bosheit zu verdanken habe.

Eine solche Krankheit kann nur durch ausserordentliche Ursachen erreget werden.

Die Gräfin. Ich weiß nicht, was sie wollen; ich vergehe fast vor Angst über ihre Leiden, und sie beschuldigen mich, daß ich die Urheberin derselben wäre.

Der Graf. Ja, Gräfin, sie sind allein die Ursache meines Todes. Sie haben mich schändlich hintergangen; sie heuchelten mir Liebe, und anstatt dieser haben sie mir den Tod gegeben. O, ich armer, betrogner Mann, ich muß auf eine so schreckliche Art von der Hand eines Weibes umgebracht werden, das mir Liebe heuchelte, und einer Schlange gleich Gift gab.

Die Gräfin. Wie kann ich die Ursache ihres Todes seyn, und wie können sie mir dieses schuld geben, da ich ihnen doch die auffallendesten Beweise meiner Zärtlichkeit gegeben; auch betheuere ich ihnen nochmals von ganzem Herzen, daß ich sie über alles liebe.

Der Graf. Schweigen sie von ihrer Liebe, wenn sie meine Leiden nicht noch vermehren wollen. Aber sagen sie mir vor meinem Ende, welches, wie ich fühle, bald kommen

wird; was hat sie bewogen, so schändlich an mir zu handeln: womit habe ich sie so sehr beleidiget, daß ihre Rache nicht anders als durch meinen Tod konnte befriediget werden.

Die Gräfin. Von allem, was sie sagen, verstehe ich nicht eine Silbe. Ich bitte sie bey allem, was ihnen heilig, geben sie mir einen Aufschluß über ihre Rede, und reißen sie mich aus meiner schrecklichen Unruhe! Ich bin mir bey Gott nichts bewußt, was ich ihnen zu Leide gethan hätte.

Der Graf. Ha, die Schlange, wie sie sich noch verstellen kann. Gift haben sie mir gegeben, tödtliches Gift! Der Himmel mag wissen, wie sie es mir beygebracht haben; aber ich fühle, wie es in meinem Eingeweiden wühlet, um es zu zernagen; wenn der Himmel nur bald meine Pein endigen wollte!

Wie die Gräfin dieses hörte, erschrack sie über alle Beschreibung; denn sie glaubte, der Doktor hätte den Verstand verloren. Sie suchte ihm den Gedanken auszureden; allein der Graf schien gar nicht darauf zu hören, er wimmerte und klagte in einem fort, und wendete

dete sich immer von einer Seite zur andern. Die einzige Hofnung der Gräfin war darauf gesetzet, daß, wenn die Schmerzen ihres Geliebten nachlassen würden, er auch seinen Verstand wieder bekommen würde; deswegen suchte sie alles mögliche hervor, dieselben zu vermindern. Jedoch weigerte sich der Graf, das mindeste von ihrer Hand anzunehmen.

Endlich kündigte ein gewisses Naturbedürfniß dem Grafen an, daß die Pillen, welche er vor der Zusammenkunft eingenommen hatte, die gehörige Wirkung hervorbringen wollten. Unter immerwährendem Jammern und Wehklagen stand er im Bette auf, und nahm so eine Stellung an, daß alles, dessen er sich entledigte, über den Kopf und den ganzen Körper der armen Gräfin wegkam. Man kann denken, in welcher schrecklichen Lage sich das arme Weib befand, wie diese übelriechende Ueberschwemmung über das Haupt derselben herabstürzte. Sie hätte gern um Hülfe gerufen; allein sie durfte es nicht wagen, weil leicht Jemand anders von ihren Leuten als Sophie hätte kommen können, und dann wäre es um ihren guten Namen geschehen gewesen. Sie

mußte deswegen ihr Leid in Geduld ertragen, und abwarten, bis die Krankheit ihres Geliebten ihm erlaubte, sich zu entfernen.

Der Graf hingegen begnügte sich noch nicht mit dieser schmutzigen Rache. Unter dem Vorwande, als ob sie ihm Gift beygebracht, überhäufte er sie mit Schimpfreden, und behandelte sie auf eine weit erniedrigende Art, als er nur die schlechteste Kreatur hätte behandeln können. Dabey schlug er ihr einmal über das andere in das Gesicht, daß ihr das Blut zu Maul und Nase herausfloß, und sie braun und blau im ganzen Gesichte wurde.

Nachdem er sie auf diese Weise eine ganze Weile gemißhandelt, zog er sich, unter immerwährendem Klagen über Schmerzen und Schimpfen auf die Urheberin derselben, für welche er die Gräfin noch immer ausgab, wieder an. Alsdann ging er seiner Wege, ohne sich weiter zu bekümmern, was aus seiner armen Frau werden würde. Er begab sich zu dem Freund, welcher um das ganze Geheimniß wußte, bey dem er den übrigen Theil der Nacht zubrachte.

Sophie ging zu ihrer Gebieterin, sobald sie merkte, daß der Graf sich entfernet hatte.

Die:

Diese war von der übeln Behandlung, welche sie erdulden müssen, in eine Ohnmacht gefallen, aus welcher sie sich noch nicht erholet hatte, wie das Mädchen in das Zimmer trat. Sie fuhr vor Entsetzen zurück, wie sie die Gräfin in dem erbärmlichen Zustand erblickte, und machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß sie mit Ursache an dem Unglück ihrer armen Frau gewesen. Sie fühlte jedoch, daß ihr vor der Hand alles Bedauern nichts helfen könnte, wenn ihr nicht thätigere Hülfe geleistet würde. Sie eilte, was sie konnte, Wasser und andre Sachen herbeyzuschaffen, um die Gräfin zu reinigen, und sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, um alles, so viel in ihren Kräften stünde, wieder gut zu machen.

Kaum hatte die Gräfin die Augen aufgeschlagen, als sie in Verwünschungen gegen den Doktor, gegen die ganze Welt und gegen sich selbst ausbrach. Als Sophie hörte, daß ihre Gebieterin noch immer in dem Wahn stand, als ob sie der Doktor so gemißhandelt, konnte sie sich ihres Mitleids ohngeachtet kaum des Lachens enthalten; zugleich war sie aber auch sehr froh über diesen Irrthum, weil sie sonst sehr übel Spiel bey der Gräfin würde gehabt haben.

Der Graf ging den andern Morgen in den Gasthof, wo er seine Pferde gelassen hatte, und fuhr auf das Guth eines seiner Bekannten, welches nur einige Meilen von B . . . entfernt lag. Nach Verfluß von vier Tagen kehrte er nach der Stadt zurück, um das boshafte Vergnügen zu genießen, sich an der Verlegenheit seiner Frau zu ergötzen.

Der Gräfin war die plötzliche Zurückkunft ihres Mannes höchst unangenehm, denn noch war ihr ganzes Gesichte geschwollen. Sie hatte geglaubt, daß der Graf erst in vierzehn Tagen zurückkommen würde, und gehoft, daß alsdann die Spuren einer unglücklichen Nacht nicht mehr würden zu sehen seyn. Da er aber so schnell ankam, so mußte sie auf eine Ausrede denken, wie sie in diesen Zustand versetzt worden. Doch, welches Weib ist wohl um eine Lüge verlegen, wenn es auf weiter nichts ankommt, als ihren Mann zu hintergehen. Die Gräfin fand also auch bald eine, welche wahrscheinlich genung klang, wenn der Graf nicht die Wahrheit gewußt hätte.

Kaum war der Graf aus dem Wagen gestiegen, so verlangte er seine Gemahlin zu sehen.

hen. Wie er sie erblickte, stellte er sich äußerst erschrocken. Er kreuzigte und segnete sich; und sagte ihr dabey: um Gottes willen, wie siehest du aus, was ist dir in meiner Abwesenheit begegnet?

Die Gräfin. Ach, lieber Mann, ich bin bald des Todes gewesen. Ich wollte einige Spitzen auf eine Leine hängen, und fiel dabey von der Bank, auf welche ich getreten war. Zum Unglück fiel ich gerade auf das Gesichte, und wurde in den Zustand versetzet, in welchem du mich siehest.

Der Graf. Du arme Frau, ich beklage dich von ganzem Herzen. Aber laß dir dieses eine Warnung für die Zukunft seyn. Du siehest, das sind die Folgen, wenn man Dinge unternimmt, die einem nicht zukommen. Ich halte dir Leute genung, welche dir deine Spitzen waschen können, daß du dich gar nicht damit abzugeben brauchst. Ich hatte mich gefreuet, dich angenehm zu überraschen, weil mein Gerichtshalter die ganze Sache schon beygelegt hatte, daß meine Gegenwart unnöthig war, und nun muß dir gerade so ein unangenehmer Zufall begegnet seyn.

So

So sprachen auch beyde Verschiednes über diese Materie, welches aber meine Leser nicht interessiren kann. Jedoch ließ sich der Graf nicht das mindeste merken, als ob er etwas von der wahren Geschichte seiner Frau wüßte. Zu Mittag war er sehr vergnügt, und ließ es sich recht wohl schmecken, ob seine Frau, der noch habenden Geschwulst am Munde wegen, gleich fast nicht einen Bissen essen konnte.

Nach Tische ging er spatzieren, und unterwegs fiel es ihm ein, seine Frau noch in eine neue Verlegenheit zu setzen. Er ging zu dem Doktor, welchen sie für ihren Liebhaber hielt, und bat ihn den andern Tag zu sich zum Mittagsessen, welches der Doktor auch annahm.

Sobald er nach Hause kam, ging er zu seiner Frau. Er unterhielt sich über verschiedne Dinge mit ihr; endlich sagte er ihr unter andern, daß er dem Doktor, der sie sobald wieder hergestellet, begegnet hätte. Das muß ich sagen, fuhr er fort, es ist ein sehr artiger Mann, und dabey ein sehr geschickter Medikus. Ich schätze ihn ausserordentlich; zumal da man seinem guten Rufe nicht das mindeste nachsagen kann. Ich habe ihn gebeten, Mor-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

gen Mittag bey uns zu essen, und wünsche, daß er gut aufgenommen wird; auch hoffe ich, daß es dir ein sehr angenehmer Gast ist, weil du ihm größtentheils deine Gesundheit zu verdanken hast. Zugleich ließ er die Ausgeberin rufen, um ihr die nöthigen Befehle zu geben, damit der Doktor recht gut bewirthet werden möchte.

Der Gräfin konnte gar nichts Unangenehmeres als dieses begegnen. Sie konnte kaum den Namen des Doktors nennen hören, und dachte nur mit Abscheu an ihn. Sie wünschte nichts, als sich an ihn rächen zu können, und jetzo würde sie ihm gerne Gift beygebracht haben, wenn es ihr möglich gewesen. Kurz, der Graf konnte sie gar nicht ärger kränken, als daß er sie nöthigte, einen Tag mit dem Manne in Gesellschaft zuzubringen, welchen sie so sehr haßte.

Den andern Tag erschien der Doktor zur bestimmten Stunde, und der Graf empfing ihn mit der größten Höflichkeit. Er ließ sogleich seine Frau rufen, um ebenfalls den Doktor zu bewillkommen; allein sie ließ sagen, sie wäre nicht wohl. Der Graf schickte noch einen Bedienten zu ihr, der aber mit der nemlichen Ent-

schul-

schuldigung zurückkam. Wie der Graf dieses hörte, sagte er zum Doktor: Ich habe das Unglück, daß meine Frau eine zu gute Wirthin ist. Sie hat Mädchen und Bediente in Menge, gleichwohl aber braucht sie sie alle so wenig als möglich. Nur erst vor einigen Tagen stieg sie auf einen Stuhl, um Spitzen aufzuhängen. Dieser fiel um, und meine Frau zerschlug sich das ganze Gesichte. Dieses ist die Ursache, warum sie nicht kommen will; aber sie braucht sich nicht zu verstecken. Ich will durchaus, daß sie kommen soll, damit sie sehen, ob der Fall etwa Folgen haben kann.

Zugleich befahl er nochmals, daß sie erscheinen sollte. Nun durfte sie es nicht länger ausschlagen; sie kam, und der Doktor ging ihr entgegen, um sie zu bewillkommen. Sie schlug die Augen nieder, und sagte nicht ein Wort. Der Doktor hielt dieses Schweigen für Bescheidenheit, der Graf aber wußte die die Ursache desselben.

Man setzte sich zu Tische, und fing an zu essen. Die Gräfin war so erbittert gegen ihren Gast, daß sie ihn gern mit ihren Zähnen zerrissen, wenn sie nur gedurft hätte. Sie

as sehr wenig, sagte nicht ein Wort, und hatte beständig die Augen niedergeschlagen. Der Graf hatte alle mögliche Mühe, sich das Lachen zu verhalten, sie in einer so selsamen Stimmung zu erblicken; und der Doktor, der sie in gesunden Tagen noch nicht gesehen hatte, hielt sie für eine Frau, der es an hinlänglichem Verstand fehlte, eine Gesellschaft zu unterhalten.

Gegen das Ende der Mahlzeit schickte der Graf die Bedienten weg, damit sie essen sollten. Die Gräfin wollte sich auch entfernen, allein er ließ sie nicht fort, sondern sagte zu ihr: warum bist du heute so verdrießlich, liebe Frau? Was wird der Herr Doktor sagen, daß er dich in so einer sonderbaren Stimmung gefunden hat, da du doch sonst eine Gesellschaft sehr angenehm unterhalten kannst. Rede doch ein wenig mit unserm lieben Freund, und laß doch nicht so merken, daß die braunen Flecke, die du im Gesichte hast, eine vernünftige Frau, wie du bist, in dem Grad verstimmen können. Sie sind ja wahre Ehrenzeichen für dich, denn sie beweisen, daß du eine abgesagte Feindin des Müßiggangs bist. So sey doch lustig, unterhalte uns ein wenig, und schenke doch dem

Herrn

Herrn Doktor, dem du dein Leben zu verdanken hast, einen freundlichen Blick. Ich kann mir überhaupt gar nicht denken, was du heute im Kopfe hast, denn die Art, wie du dich gegen den Doktor beträgst, ist wahrlich nicht diejenige, mit der man mit einem so verdienstvollen Mann, wie unser lieber Doktor ist, umgehen soll. Ich bitte dich von ganzem Herzen, vergiß dich nicht zu sehr, wenn du mich nicht unaussprechlich beleidigen willst. Ist es dir zu viel, gegen den Retter deines Lebens dankbar zu seyn, so betrage dich wenigstens höflich gegen ihn.

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich für das Herz der armen Gräfin. Am meisten wurde sie aber aufgebracht, wie der Doktor sie selbst bat, doch an dem Tischgespräche mit Theil zu nehmen. Dieses war der Augenblick, wo sie kaum so viel über sich gewinnen konnte, an sich zu halten, ohne ihre Bosheit an dem nach ihrer Meinung unverschämten Doktor auszulassen. Nur die Gegenwart ihres Mannes hielt sie noch etwas in Schranken. Indessen kochte sie vor Wuth; das Blut stieg ihr in das Gesicht, und zugleich warf sie einen zornichten

und verachtungsvollen Blick auf den Doktor, der aber nur von dem Grafen verstanden wurde.

Indessen kam ein Bedienter, welcher dem Grafen sagte, daß ein Bekannter von ihm da wäre, der ihn zu sprechen wünschte. Der Graf entschuldigte sich, daß er sich auf einige Augenblicke entfernen müßte, und versprach, gleich wieder zu kommen. Auch befahl er der Gräfin nochmals, den Doktor in seiner Abwesenheit zu unterhalten.

Kaum hatte er aber die Stubenthüre hinter sich zugemacht, so war das Band der Zunge der Gräfin auf einmal gelößet. Ein Strom von Schimpfworten floß gleichsam über ihre Lippen, und es war nicht leicht ein Schimpfname zu finden, den der unschuldige Doktor nicht erhielt. Kurz, sie behandelte ihn eben so, wie sie von ihm glaubte behandelt worden zu seyn, nur daß sie nicht zu Thätigkeiten übergieng, weil sie befürchten mußte, überrascht zu werden; denn wenn es ihr nicht darum zu thun gewesen, daß ihr Mann dazu kommen könnte; so hätte sie ihrem vermeindlichen Geliebten gern ein wenig das Gesicht zerkratzet.

Der arme Doktor wußte gar nicht, was er denken sollte, wie er die Gräfin so wüthend sahe, und konnte vor Staunen kein Wort hervorbringen. Noch ehe er sich erholen konnte, war der Graf wieder in das Zimmer, der an der Thüre alles gehöret hatte, was vorgefallen, und in demselben Augenblick war auch seine Gemahlin wieder stumm wie ein Fisch. Die beyden Männer hatten kaum wieder ein Gespräch angefangen, so erschien auch schon wieder ein Bedienter, welcher dem Grafen meldete, daß ein Advokat ein paar Worte sehr nothwendig mit ihm zu sprechen hätte. Der Graf stellte sich sehr verdrießlich, daß man ihm schon wieder störete, ob es gleich nur auf seinen eignen Befehl geschah. Er bat seinen Gast abermals sehr höflich um Vergebung, daß er ihn mit seiner Frau allein lassen müßte, und ging wiederum an die Thüre, um zu hören, wie sich die Gräfin gegen den Doktor betragen würde.

Er hatte kaum den Rücken gewendet, so fing sie auch wieder in dem Tone an, in welchem sie bey der Ankunft ihres Mannes aufgehöret hatte. Diesesmal war aber der Doktor schon bekannter mit demselben. Er versuchte

es deswegen einigemal, sie zu unterbrechen; allein dieses war eine sehr vergebliche Mühe; denn eher hätte er einen Strom in seinem Laufe aufhalten, als die Gräfin zum Schweigen bringen können, und am Ende mußte er froh seyn, daß sie es blos bey Worten bewenden ließ, weil er alle Augenblicke befürchtete, sie würde über ihn herfallen, und ihm die Schärfe ihrer Nägel empfinden lassen.

Zu seiner großen Freude erschien der Graf bald wieder, und riß ihn aus seiner Verlegenheit, weil die Gräfin sogleich wieder verstummete. Alle Anwesende ließen sich nichts von dem, was vorgefallen war, merken, und man blieb noch einige Zeit ganz ruhig bey Tische sitzen. Endlich sagte der Graf zu seiner Gemahlin, sie könnte sich nun entfernen, wenn sie etwas zu verrichten hätte; wollte sie ihm aber ihre Gesellschaft noch länger schenken, so würde es ihm recht angenehm seyn. Die Gräfin aber benutzte die erhaltene Erlaubniß sogleich, und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Kaum war sie zur Thüre hinaus, so beklagte sich der Doktor über die Art, wie sie sich in der Abwesenheit des Grafen gegen ihn betra-

tragen, auf das bitterste. Ich weiß nicht, fuhr er fort, womit ich ihre Frau Gemahlin beleidiget habe. Sie ist erschrecklich aufgebracht gegen mich, und ich kann mir gar nicht die Ursache denken. So oft sie sich entfernt haben, war es, als ob sie mich in Stücken reißen wollte, so wüthend wurde sie; dabey sagte sie mir Dinge, welche ich den verworfensten Menschen nicht zu sagen wagen würde. Beynahe muß ich mir einbilden, daß sie sich mit ihr abgeredet, und mich blos zu sich gebeten haben, um mich zu beleidigen.

Der Graf. Ihre Klagen setzen mich in die äußerste Verwunderung, und zugleich kann ich ihnen versichern, daß ich nicht wenig darüber erschrocken bin. Wahrscheinlich hat mein armes Weib ihren alten Zufall wieder bekommen, und ich gestehe ihnen aufrichtig, daß ihr außerordentliches Stillschweigen bey Tische mir sehr bedenklich war. Schon von ihrer Kindheit an hat sie ein ganz sonderbares Uebel. Nemlich sie verfällt zuweilen in eine Art von Wahnsinn, der nur wenige Tage anhält, und sich dadurch äußert, daß sie einige Menschen nicht um sich leiden kann. Kömmt sie mit einem von diesen

allein zusammen, so fängt sie an, auf eine schreckliche Art zu schimpfen, ohne jedoch irgend einem Menschen etwas zu Leide zu thun. Hat sie aber ihrem Herzen auf diese Art Luft gemacht, so ist sie gleich wieder vernünftig; jedoch muß man sich in Acht nehmen, sie nicht bald mit der Person, an welcher sie ihre Wuth ausgelassen hat, wieder zusammen kommen zu lassen, weil sie sonst den nemlichen Zufall wieder bekömmt. Ich habe geglaubt, daß sie ganz davon befreyet wäre, weil sie drey Jahre hinter einander kein Merkmal davon geäußert hat; und wenn ich nicht dieses versichert gewesen wäre, würde ich sie gar nicht in der Gesellschaft geduldet haben.

Der Doktor. Wenn das ist, so kann ich weiter nichts thun, als die arme gnädige Frau beklagen, und ihr von ganzem Herzen gute Besserung wünschen. Hierauf empfahl sich der Herr Doktor zu geneigtem Wohlwollen, und ging seiner Wege.

Der Graf aber lebte von dieser Zeit an wieder sehr glücklich mit seiner Gemahlin. Er wußte, daß sie noch unschuldig war, und sie hatte keine Lust mehr, sich wieder zu verlieben, weil ihre Liebe ihr das erstemal zu übel bekom-

men. Jedoch blieb ihr die wahre Geschichte derselben für immer ein Geheimniß.

III.

Unverhoft kömmt oft.

In einer gewissen berühmten Stadt in Deutschland, wir wollen sie W . . . nennen, war die Frau von R . . . als die schönste und tugendhafteste ihres Geschlechts allgemein bekannt. Selbst die giftigen Lästerzungen jener zahllosen Geschöpfe, die ihr graues Haupt nicht hatten mit Ehren unter die Haube bringen können, waren nicht fähig, ihrem guten Namen etwas anzuhaben; ob sie gleich mit Argusblicken alle Handlungen der jungen Weiber und Mädchen beobachten, und eine recht teuflische Freude empfinden, wenn sich ihnen eine Gelegenheit darbietet, den guten Ruf einer neu verheyratheten Frau oder versprochenen Braut zu untergraben, und ihrer Ehre einen Schandfleck anzuhängen. Die Frau von R . . . betrug sich aber mit so vieler Vorsicht, daß die nur gedachten Harpien weiter nichts von ihr sagen konnten, als, sie müßte ihr Spiel sehr gut zu verbergen wissen,

sen, weil man noch nie bemerket, daß sie sich mit einem jungen Herrn eingelassen.

Indessen fehlte es der Frau von R..., die wir lieber mit dem Namen Wilhelmine, unter welchem sie in ganz W... bekannt war, nur daß das Beywörtchen schön hinzugesetzet wurde, aufführen wollen, an nichts weniger als an Liebhabern; alle junge Herren der Stadt und des Hofes schmachteten vielmehr in ihren Fesseln, und der größte Theil der W... Schönen blieb verlassen; denn alle, die auf den Namen eines Elegans Anspruch machten, hielten es für Pflicht, auf dem Altar dieser Göttin zu opfern.

Allein die guten Herren verschwendeten insgesammt ihren Weyhrauch, denn keiner von ihnen konnte sich rühmen, nur Hofnung zu haben, sein Gebet erhöret zu sehen. Wilhelmine behandelte sie insgesammt sehr artig, jedoch gab sie keinem den mindesten Vorzug; vielmehr wußte sie sie alle in gleicher Entfernung zu halten. Und wenn es ja einer wagte, sich nur die mindeste Freyheit herauszunehmen, so wurde er gleich durch Verachtung bestraft, und nie durfte er hoffen, wieder einen freundlichen

Blick

Blick zu erhalten; weswegen sie sich insgesammt begnügen mußten, stumme Bewunderer der schönen Wilhelmine zu seyn, wenn sie sich nicht ganz das Vergnügen, mit ihr umgehen zu dürfen, verscherzen wollten.

Unter allen Verehrern der schönen Wilhelmine war aber keiner ernstlicher in sie verliebt, als der Graf George von F... Diesem spielte die Liebe auf das erbärmlichste mit, und alle Leiden, die nur ein unglücklicher Liebhaber fühlen kann, empfand er in reichlicher Maaße. Demohngeachtet hatte er mit allen seinen Nebenbuhlern ganz gleiches Schicksal. Wilhelmine behandelte ihn ganz artig, so lange er den schmachtenden Liebhaber machte, und seine Leidenschaft blos durch seine Handlungen zu erkennen gab. Kaum hatte er es aber gewagt, ihr seine Liebe zu gestehen und um Gegenliebe zu bitten, so änderte Wilhelmine auch ihr Betragen gegen ihn. Sie hatte sich vorhero gern mit ihm unterhalten, weil er wirklich Verstand besaß, von nun aber vermied sie gänzlich seine Gesellschaft, und wenn sie ja der Zufall mit ihm zusammenbrachte, so behandelte sie ihn mit dem äußersten Grad von Verachtung.

Die=

Diese Behandlung schmerzte den armen Grafen Georg über alle Beschreibung. Er liebte die schöne Wilhelmine so aufrichtig, und mußte sich von ihr auf eben die Art behandeln lassen, wie sie die andern Liebhaber behandelte, die sich blos um sie versammleten, weil es Mode war. Indessen gab er aber doch nicht alle Hofnung auf, vielmehr beschloß er, kein Mittel unversucht zu lassen, ihre Liebe, oder wenigstens ihr Mitleiden zu erregen. Er folgte ihr, wie ihr Schatten, brachte ganze Nächte seufzend unter ihrem Fenster zu, machte Elegien an den Mond, welche er ihr in die Hände zu spielen suchte; mit einem Wort, er bildete sich ganz nach dem seligen Sigward empfindsamen Andenkens. Dabey wurde er aber fast zum wirklichen Schatten; denn seine Liebe ließ ihn weder essen, trinken noch schlafen; daß aber die Liebe ein sehr unnahrhaftes Nahrungsmittel ist, wird mir wohl Niemand widerlegen; ich wenigstens bin der festen Ueberzeugung, daß bey dem häufigsten Genuß dieser moralischen Speise die physikalischen Kräfte doch gewaltig abnehmen; kann irgend Jemand mir das Gegentheil beweisen, so soll es mir sehr angenehm seyn, weil ich mich sehr gerne belehren lasse.

Wil-

Wilhelmine bemerkte sehr gut die Verwüstung, die sie in dem Herzen des armen Grafen angerichtet; auch war es ihr Leid um den armen Menschen, daß er die schönsten Jahre seines Lebens vertrauern sollte, und doch wußte sie kein Mittel, ihm zu helfen, wenn sie sich nicht selbst schaden wollte. Wer weiß aber, ob sie nicht vielleicht am Ende sich seiner doch noch erbarmt haben würde, wenn er das Spiel nicht selbst verdorben hätte. Allein seine Liebe war so merklich, daß die ganze Stadt davon sprach, und besonders der Mann der Wilhelmine aufmerksam darauf gemacht wurde. Er fing an, den Grafen genau zu beobachten, und untersagte zugleich seiner Frau allen Umgang mit ihm. Wilhelmine dachte nun darauf, sich diesen Liebhaber so gut als möglich vom Halse zu schaffen. Sie suchte ihm so viel als möglich auszuweichen, und wenn sie seine Gesellschaft nicht vermeiden konnte, so suchte sie seine Leidenschaft lächerlich zu machen.

Dieses Mittel wirkte auf den Grafen. Sein Stolz wachte auf, und er beschloß, eine Undankbare zu vergessen, die seiner Liebe nicht würdig wäre. Allein, den Vorsatz auszuführen,

ren, war weit schwerer, als er geglaubt hatte; denn so oft er sie wieder erblickte, erwachte auch seine Leidenschaft in ihrer ganzen Größe, und Wilhelmine schien ihr liebenswürdiger als jemals: sie hingegen blieb sich immer gleich, und betrug sich so vorsichtig gegen ihn, daß ihm auch nicht der mindeste Schein von Hofnung, ihre Gegenliebe zu erlangen, übrig blieb.

Um diese Undankbare, die unaufhörlich seiner heißen Liebe spottete, gänzlich aus seinem Herzen zu verbannen, beschloß er, eine Reise zu machen, und W... auf einige Zeit zu verlassen. Dieser Entschluß wurde sogleich ausgeführt, und nach Verfluß von wenig Tagen war er schon auf den Weg nach B..., wo er sich einige Zeit aufhalten wollte.

Die Zerstreuungen, welche er hier fand, heilten ihn bald vollkommen von seiner Leidenschaft. Noch ehe ein Jahr verflossen war, konnte er ganz ruhig an Wilhelminen denken, und über seine um ihrentwillen begangenen Thorheiten lachen.

Er fühlte sich stark genung, um seine Rückreise wieder antreten zu können, ohne einen

Rück-

Rückfall seiner Krankheit, wie er seine Liebe selbst nannte, befürchten zu müssen.

Bey seiner Ankunft in W... fand er Wilhelminen zwar noch immer schön; jedoch konnte er ganz ruhig mit ihr sprechen, und sie mit ziemlich kaltem Blute ansehen, obgleich mancher unerlaubte Wunsch bey ihrem Anblick in seinem Busen aufstieg.

Nach Verfluß von einigen Wochen traf es sich ganz von ohngefähr, daß er ziemlich spät in der Nacht bey dem Hause der Wilhelmine vorbeygehen mußte. Ein gewisses Bedürfniß der Natur nöhigte ihn, sich in dieser Gegend aufzuhalten. Während er noch beschäftigt war, sahe er einen Menschen herbey geschlichen kommen, der sich sehr schüchtern umsahe, als ob er fürchtete, von Jemanden bemerkt zu werden. Georgen kam dieses verdächtig vor, weswegen er beschloß, das Ende der Geschichte abzuwarten. Er wickelte sich in seinen Mantel, und suchte sich so gut als möglich zu verbergen.

Das Incognito hatte sich kaum dem Hause der Wilhelmine, wie es glaubte unbemerkt, genähert, so klatschte es ganz leise dreymal in

die Hand. Gleich darauf kam das Kammermädchen der Wilhelmine an das Fenster. Diese sagte sehr leise, daß man es kaum verstehen konnte: Heute müssen sie noch ein wenig Geduld haben. Der Bruder meiner gnädigen Frau ist diesen Abend spät angekommen, und da ist alles noch auf den Beinen. Ueberdieß ist auch noch ein sehr unangenehmer Umstand dabey, indem wir die Stube haben einräumen müssen, in der sie manchmal sehr vergnügt zugebracht haben. Indessen trösten sie sich; denn ich habe schon die untere Gartenstube für sie in Ordnung gebracht, in der das nemliche Vergnügen ihrer wartet. Sie kennen ja diese Stube schon. Es ist die nemliche, in welche sie sich einmal verstecken mußten, wie der Herr sie bald erwischt hätte. Kommen sie nur in einer halben Stunde wieder, damit ich sie, wenn es ruhiger seyn wird, hereinlassen kann, ohne daß sie Jemand siehet.

Hierauf entfernte sich der unbekannte Herr den Augenblick, ohne erst zu antworten, um nicht bemerkt zu werden. Georg aber war außer sich vor Wuth, als er sahe, daß die Frau, die ihm ehemals so viele Leiden verursacht, einem andern nächtliche Zusammenkünfte

verstattete. Er hatte Mühe, sich zu überreden, daß Wilhelmine, die er jederzeit für das vollkommene Ebenbild der Tugend gehalten, die wenigstens stets sich mit vieler Vorsicht betragen, daß kein Mensch ihr die mindeste Ausschweifung zutrauen konnte, sich jetzo so sehr vergessen haben sollte. Und doch überzeugten ihn seine Augen und Ohren, daß er recht gesehen und gehöret hatte. Indessen faßte er den Entschluß, von diesem Zufall, den ihm das Glück entgegenführte, den bestmöglichsten Gebrauch zu machen, und einen Versuch zu wagen, ob er vielleicht ohne Liebe dasjenige erlangen könnte, was ihm bey aller seiner Liebe so standhaft war verweigert worden. Mit einem Worte, er wollte versuchen, ob er durch Hülfe der Finsterniß an die Stelle seines Nebenbuhlers in das Haus seiner ehemaligen grausamen Schönen kommen, und sich für die ausgestandenen Leiden schadlos halten könnte.

Um aber den rechten Zeitpunkt nicht zu vergessen, stellte er sich dem Hause der Wilhelmine gegenüber, damit er wahrnehmen konnte, was in selbigem vorging. Er brauchte nicht lange zu warten, so fing es auch schon an ru-

higer zu werden. Die Lichter wurden in einer Stube nach der andern ausgelöscht, und kaum war alles aus dem vordern Theile des Hauses entfernt, so erschien auch das Mädchen der Wilhelmine wieder an dem Fenster, um sich umzusehen, ob der geliebte Gegenstand ihrer Gebieterin wieder angekommen wäre.

Georg, der seine ganze Aufmerksamkeit auf das ihm gegenüberstehende Haus gerichtet hatte, bemerkte bald das Mädchen am Fenster. Er gab sogleich das ihm bewußte Zeichen, und Marianne eilte, was sie konnte, um die Hausthüre zu öfnen. Sie nahm den Georg bey der Hand, und zog ihn ganz sachte, ohne ein Wort zu sagen, in das Haus.

Dem Grafen schlug das Herz gewaltig, weil er leicht vermuthen konnte, nicht gut aufgenommen zu werden, wenn man ihn erkennen sollte. Indessen tröstete er sich mit dem Gedanken, daß Wilhelmine um ihrer selbst willen ihn würde schonen müssen, wenn sie sich nicht dem Gespötte der ganzen Stadt aussetzen wollte. Denn dadurch, daß er hinter ihr Geheimniß gekommen, war ihr guter Name ganz in seinen Händen. Er war deswegen ganz getrost,

trost, und vollkommen gefaßt, den Ausgang der Geschichte geduldig abzuwarten. Mit der größten Behutsamkeit folgte er der Marianne, nach der für seinen Nebenbuhler bestimmten Stube. Unterwegs wollte er ihr etwas ganz leise sagen; allein Marianne bat ihn um des Himmels willen, zu schweigen, und ja kein Geräusch zu machen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, entdeckt zu werden.

Sobald sie das Zimmer erreicht, öfnete ihm Marianne die Thüre und hieß ihn hineingehen, sie aber entfernte sich, um ihre Gebieterin zu holen.

Kaum hatte er das Zimmer betreten, so löschte Georg das Licht aus, um nicht sogleich erkannt zu werden. Hierauf legte er seinen Degen ab, und setzte sich auf das nicht für ihn bereitete Bette, um geduldig den Ausgang dieser Geschichte abzuwarten.

Die schöne Wilhelmine ließ ihn nicht lange warten, denn kaum hatte Marianne ihr die Nachricht gebracht, daß ihr Geliebter glücklich in der Gartenstube angekommen, so machte sie sich auf den Weg, um ihm jene sehr angenehme Unterhaltung zu verschaffen. Aus ih-

rem Zimmer ging eine verborgene Treppe in diejenige Stube, in welcher sich Georg aufhielt. Auf diesem Wege war sie schon oft in die Arme ihres Geliebten geeilt, und auch diesen Abend sollte dieses ihr Weg in den Tempel der Liebe seyn.

Sie trat ihre Wanderung ebenfalls ohne Licht an, weil sie befürchtete, man möchte es von außen wahrnehmen, und sie auf diese Weise entdecken. Ueberdies kannte sie die Treppe zu genau, um sie nicht im Finstern finden zu können, auch hofte sie Licht in dem Zimmer anzutreffen. Wie sie dieses aber betrat, war zu ihrer großen Verwunderung alles finster.

Wo bist du, lieber Ferdinand, sagte sie; und wie kommt es, daß du hier im Dunkeln bist.

Georg antwortete ihr äußerst sachte, damit Wilhelmine seine Stimme nicht erkennen sollte. Wo du bist, meine Wilhelmine, da brauche ich kein Licht; deine Gegenwart verbreitet eine solche Helle über meine Seele, daß selbst der Glanz der Sonne ihr weit nachstehen muß.

Bey diesen Worten umarmte er seine Geliebte, küßte sie auf das zärtlichste, und brachte es bald so weit, daß er alles genoß, wornach er so lange vergebens geschmachtet hatte.

Ob sich gleich Georg alle mögliche Mühe gegeben hatte, seine Stimme zu verstellen; so merkte Wilhelmine doch, daß es nicht Ferdinand war, der mit ihr sprach; auch würde sie es gleich im Anfang genauer untersucht haben, wenn Georg ihr Zeit dazu gelassen hätte. Allein er wußte alle ihre Sinne durch seine feurigen Umarmungen so in Bewegung zu setzen, daß ihr alle Gedanken vergingen, und sie nur für Genuß der Liebe empfänglich war. Nachdem sie sich aber von dem Taumel, in welchem alle ihre Sinne sich befanden, wieder erholet, war sie noch mehr überzeugt, daß ein anderer als Ferdinand den höchsten Beweiß ihrer Gunst genossen; denn noch nie hatte er sie mit so vielem Feuer umarmt, und noch nie hatte sie solche Seligkeit in seinen Armen genossen. Wenn er es selbst ist, sagte sie bey sich selbst, so muß eine außerordentliche Veränderung mit ihm vorgegangen seyn; und gleichwohl kann ich mir nicht denken, daß es ein anderer seyn könnte;

 wer

wer sollte wohl kühn genung seyn, sich zu einer so ungewöhnlichen Stunde in das Haus eines Fremden zu schleichen. Doch ich will bald aus meiner Ungewißheit kommen; gebe nur der Himmel, daß es glücklich für mich abläuft.

Um sich also aus der Verlegenheit, in welcher sie sich befand, zu reißen, stand sie auf, um bey Mariannen Licht zu bestellen. George merkte ihr Vorhaben, und um nicht gleich erkannt zu werden, legte er sich auf den Bauch, und stellte sich, als ob er feste eingeschlafen wäre.

Marianne brachte Licht, und Wilhelmine lief sogleich auf das Bette zu, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Ihre Neugierde wurde aber noch nicht befriediget; denn der Zufall fügte es, daß George dieselbe Farbe von Haaren hatte, wie Ferdinand, und auch eben so frisirt ging. Weil er auf dem Gesichte lag, ohne sich zu rühren, so glaubte sie, daß er wirklich eingeschlafen wäre. Sie wollte ihn nicht stören, sondern setzte sich an den Tisch, und las in einem Buche, welches sie fand, um zu warten, bis er aufwachen würde.

Weil

Weil er aber zu lange schlief, so wurde sie endlich ungeduldig. Sie ging wieder an das Bette, faßte unsern Georg bey beyden Schultern, und fing ihn an aus Leibeskräften zu schütteln, um ihn zu ermuntern. Wache auf, Siebenschläfer! rief sie ihm in die Ohren; ist dieses eine Art, sich gegen seine Geliebte zu betragen, und schickt es sich wohl, sie so allein sitzen zu lassen, ohne dich weiter um sie zu bekümmern. Du solltest dich schämen, von einem einzigen Genuß so abgemattet zu seyn.

Georg stellte sich ganz schlaftrunken; ohne sich umzuwenden, streckte er Arme und Beine von sich, rieb sich die Augen, und gähnete einmal über das andere. Allein Wilhelmine ließ nicht nach, alles mögliche anzuwenden, ihn zu ermuntern. Endlich stellte er sich, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwachte. Er fing laut an zu rufen: wer ist da! wer weckt mich.

Nun wurde Wilhelmine auf einmal aus ihrem Irrthum gerissen; sie erkannte die Stimme des Grafen, und erschrack dermaßen darüber; daß sie laut schrie und das Licht fallen ließ.

Ueber diesen Schrey kam Marianne in das Zimmer, um zu sehen, was ihrer Gebieterin zugestoßen, daß sie bewogen wurde, so laut aufzuschreyen. Ihr Schrecken war nicht geringe, als sie ihre Gebieterin Leichenblaß und am ganzen Leibe zitternd mitten in der Stube stehen sahe, und doch wurde es noch um *ein* großes vermehret, wie sie einen ganz fremden Mann anstatt des gewöhnlichen Liebhabers der Wilhelmine in dem Zimmer fand. Sie würde ihr Staunen vielleicht eben so laut, wie Wilhelmine, an den Tag gelegt haben, wenn sie nicht Besinnungskraft genung besessen hätte, zu überlegen, daß leicht dadurch mehrere Zuschauer, als nöthig waren, herbeygelockt werden könnten. Sie hielt es deswegen für rathsam, sich mit einer stummen Verwunderung zu begnügen.

Indessen war Wilhelmine von ihrem ersten Schrecken wieder zu sich gekommen, und nun brach ihr Schmerz in Thränen aus. Marianne, als eine getreue Dienerin, konnte sich nicht entbrechen, ihr Gesellschaft zu leisten, und beyde schluchzeten, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen.

Weil beyde jetzo nicht reden konnten, so benutzte Georg diesen günstigen Augenblick. Er warf sich zu den Füßen seiner Geliebten nieder; erzählte ihr sehr weitläuftig die Geschichte seiner Liebe zu ihr, und mahlte ihr mit den lebhaftesten Farben die Leiden, welche sie ihm verursacht. Zugleich gestand er aber auch, durch welchen Zufall er in ihr Haus gekommen. Dabey gelobte er ihr ewige Liebe, Treue und Verschwiegenheit. Mit einem Wort, er wußte es durch seine Ueberredungskunst so weit zu bringen, daß Wilhelmine ihm vergab. Sie umarmte ihn, und versprach, ihn von nun an für seine Zärtlichkeit zu belohnen.

Von diesem Augenblick an wurde Georg in alle Rechte seines Nebenbuhlers eingesetzet, und ihm der rechtmäßige Genuß desjenigen zugestanden, dessen er sich erst durch List bemächtiget. Sie zogen sich beyde aus, und legten sich förmlich zu Bette, wo Wilhelmine bald fand, daß sie bey dem Tausche nichts verloren, und mit Freuden unserm Grafen den Titel ihres erklärten Liebhabers gab. Wie lange er sich in dem Besitz dieser Stelle erhalten, ist uns nicht bekannt worden; so wie wir auch nicht wis-

wissen, was der arme um seine Geliebte geprellte Ferdinand angefangen, wie er sein trauriges Schicksal erfahren. Erschossen hat er sich nicht, denn sonst würde uns seine Leidens- und Liebesgeschichte wohl schon in mancherley Gestalt seyn aufgetischt worden. Wahrscheinlich hat er philosophisch genung gedacht, sich zu trösten und sich einen andern Gegenstand für seine Zärtlichkeit zu suchen.

IV.

Die unglückliche Liebe.

Herr A... war in ganz D... als ein Mann bekannt, der sich mit weiter nichts beschäftigte, als seinen Nebenmenschen in der Noth beyzustehen. Wer zwanzig von hundert und auch wohl noch etwas mehr geben wollte, konnte getrost zu ihm kommen und seines thätigen Beystandes gewiß versichert seyn. Denn auf diese Weise ließ er keinen Nothleidenden ungetröstet von seiner Thüre weggehen, und es war ein sehr seltner Fall, wenn er einen seiner Freunde, wie er diejenigen nannte,

te, welche sich an ihn wenden mußten, ohne thätige Hülfe von sich wies. Um aber die Menschen zu einer gewissen Ordnung zu gewöhnen, mußte ein jeder gewöhnlich, der Geld von ihm haben wollte, ein Pfand mitbringen, auf welches er aus Freundschaft den Dritttheil des Werths vorschoß, wogegen ihm noch ein Verkaufschein ausgeliefert werden mußte, vermittelst welchem er der Eigenthümer des Pfandes wurde, wenn seine Freunde an dem bestimmten Tage das dargeliehene Geld nicht wieder bezahlten. Kamen sie einen Tag später, als der Zahlungstermin gesetzt war, so hatten gewöhniglich einige unerwartete Ausgaben ihn schon genöthiget, das Unterpfand zu Gelde zu machen.

Auf diese sehr rechtschaffene Art hatte er sich nach und nach ein fast unermeßliches Vermögen erworben; denn aus lauter Freundschaft für seine Mitbürger dachte er täglich nur auf Mittel, das Geld der Einwohner der Stadt an sich zu bringen, weil er glaubte, daß es in seinen Händen besser aufgehoben wäre. Ueberdies war er auch der Meynung, dem Staate einen großen Dienst zu erweisen, wenn er den Unterthanen seines Herrn ihren Ueberfluß entzöge,

zöge, weil er die Menschen dadurch thätiger machte und zur Arbeitsamkeit aufmunterte, die, wenn sie in zu guten Umständen wären, sich leicht dem Müßiggang überlassen würden, wodurch leicht mancherley Unheil entstehen könnte; denn er pflegte immer zu sagen: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Um dieses also zu verhindern, suchte er jeden, den er nur habhaft werden konnte, in eine Lage zu versetzen, daß er Tag und Nacht arbeiten mußte, wenn er nicht verhungern wollte.

Aus dieser kleinen Schilderung eines Hauptzuges des Charakters unsers Helden werden meine Leser sich leicht ein sehr richtiges Bild von der ganzen Denkungsart dieses Ehrenmannes machen können, ohne daß ich nöthig habe, noch etwas hinzuzusetzen.

Doch auch seines Körpers muß ich mit wenigen Worten gedenken. Dieser war ein wahres Ideal von Häßlichkeit, und es schien, als ob die Natur alle ihre Kräfte erschöpft hätte, um ein solches Scheusal in Menschengestalt zu bilden. Die Größe dieses menschlichen Ungeheuers war noch nicht völlig vier Fuß; dabey machte sein Kopf den größten Theil seines Kör-

pers

pers aus. Dieser war ganz von Haaren entblößt, und doch erlaubte ihm seine Oekonomie nicht, sich eine Peruque machen zu lassen. Dafür hatte er aber einen sehr starken rothen Barth, der nur alle Wochen einmal abgenommen wurde, um Barbiermesser und Seife zu schonen. Auch war es gewissermaßen gut, weil dadurch seine großen aufgeworfenen Lippen, die gewöhnlich einen sehr zierlichen Rand von einem gelben Ausschlage hatten, etwas bedeckt wurden. Seine Nase entsprach vollkommen seinem großen Kopfe, weil von ihr wenigstens Stoff zu sechs gewöhnlichen Nasen konnte genommen werden, und zum Ueberfluß befanden sich noch eine unzählige Menge kleiner Nasen auf selbiger, welche durch den häufigen Brandewein, den er zu sich nahm, noch täglich vermehret wurden. Dagegen machten die kleinen rothen Augen einen angenehmen Kontrast, weil sie so tief im Kopfe lagen, daß man sie wegen den dicken vorstehenden Backen gar nicht sehen konnte. Was seinen Bauch anlangte, so war an diesem gar nichts auszusetzen; denn dieser war ansehnlich genung, daß ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe mit selbigem für sehr dicke würde gehalten worden seyn. Die Stü-

ßen, welche ihn tragen mußten, entsprachen ihrer Last keineswegs, und es ist wirklich zu verwundern, daß sie nicht brachen. Denn sie waren außerordentlich dünne und ziemlich Sprenkelförmig. Eines kleinen Auswuchses auf dem Rücken will ich gar nicht gedenken; nur muß ich noch hinzufügen, daß dieser Körper unaufhörlich so unangenehm ausdunstete, daß sich kein Mensch seiner Atmosphäre ohne Ekel nähern konnte.

Dieses mag genung seyn, um meine Leser mit den körperlichen Vorzügen unsers Helden bekannt zu machen; ob ich gleich noch manches hinzufügen sollte, um ihn in seiner ganzen Abscheulichkeit darzustellen. Denn er war so häßlich, daß selbst sein Weib, die ihn doch von Jugend auf kannte, sich nur mit dem äussersten Widerwillen ihm nähern und seine Liebkosungen annehmen konnte. Und doch war dieser Auswurf der Menschheit unaufhörlich gestimmt, Liebe zu fühlen. Aber nein! ich will diesen schönen Namen nicht entheiligen, nur viehische Begierden waren es, welche seinen wollüstigen Busen durchwühleten. So oft er ein schönes Mädchen sahe, so oft entstand auch das Verlangen in ihm, seine schändlichen Lei-

den-

denschaften in ihren Armen zu befriedigen, und ohngeachtet er sonst der niedrigste Geitzhals seiner Zeit war, so ließ er es sich nicht selten ansehnliche Summen kosten, um seinen Zweck zu erreichen.

In seiner Nachbarschaft wohnte eine gewisse Frau von H..., mit ihrem Sohne und ihrer schon ganz erwachsenen Tochter. Ihr Mann hatte in Kriegsdiensten gestanden, und war in der Blüthe seiner Jahre durch den Tod aus den Armen einer zärtlichen Gattin gerissen worden. Er hinterließ kaum so viel Vermögen, als nöthig war, seine Frau und ihre Kinder zu erhalten. Indessen sparete aber doch die Frau von H... nichts, um ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, und ihre gute Wirthschaft machte, daß sie so viel erübrigte, um noch verschiedene Stunden bezahlen zu können, die nicht unumgänglich nöthig waren; als zum Beyspiel Zeichnen, Tanzen und dergleichen.

Die gute Mutter wurde auch für ihre Mühe reichlich belohnt, weil ihre Kinder ganz ihren Wünschen entsprachen. Denn ihr Sohn Anton hatte sich ganz zum rechtschafnen Mann gebildet, und ihre Tochter Caroline war eben

so schön als liebenswürdig geworden. Sie hatte aber kaum das Alter erreicht, in welchem ein Mädchen zu fühlen anfängt, daß sie ein Herz hat; so war das ihrige, jedoch mit Einwilligung der Mutter, auch schon verschenkt. Ein Freund ihres Bruders, der eben so edel dachte als diese ganze Familie, hatte das Mittel gefunden, die Aufmerksamkeit dieses liebenswürdigen Mädchens auf sich zu ziehen. Die Mutter würde keinen Anstand genommen haben, dieses junge Paar, welches ganz für einander geschaffen schien, sogleich zu vereinigen, wenn ihr künftiger Schwiegersohn nicht ganz vom Glücke wäre vernachläßiget worden. Allein, da er noch weniger im Vermögen besas als seine Geliebte, so mußte er sich gedulden, bis ihm der Himmel eine Versorgung verschafte, die ihm der Wahrscheinlichkeit nach nicht fehlen konnte, da er sich die nöthigen Kenntnisse erworben, um auf irgend eine Stelle im Staate Anspruch machen zu dürfen. Indessen trösteten sich die beyden Geliebten mit der Hofnung einer frohen Zukunft.

Um sich zuweilen eine Veränderung zu machen, besuchte Caroline die Töchter des alten A... Dieses waren ein Paar gute Geschö-

pfe,

pfe, und wahre Gegenstücke zu dem Bilde ihres Vaters. Denn sowohl ihre Seele als auch ihr Körper glich demjenigen, dem sie das Leben zu verdanken hatten, in keinem Stücke. Und ob der alte A . . . gleich zu geitzig gewesen war, ihnen eine gute Erziehung zu geben, so hatten sie sich doch so viel möglich selbst zu bilden gesucht.

Hier war es, wo der häßliche Wollüstling mit Carolinen Bekanntschaft machte. Ihre Schönheit brachte alle seine schändlichen Begierden in Aufruhr, und Tag und Nacht dachte er an weiter nichts, als wie er ein Mittel ausfindig machen wollte, diese zu befriedigen. Allein, je mehr er darüber nachdachte, je mehr wurde er von der Unmöglichkeit, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, überzeugt. Denn mit aller möglichen Selbstliebe, die fast jedem Menschen eigen ist, konnte er sich doch nicht überreden, fähig zu seyn, Eindruck auf ein junges Mädchen zu machen. Daß er aber blos durch sein Geld nichts ausrichten würde, wußte er gewiß, da er die Gesinnungen dieser Familie kannte.

Lange schmachtete der verliebte Alte, ohne den mindesten Schein von Hofnung zu haben,

 ein

ein beglückter Liebhaber zu werden. Er versuchte es zwar auf mancherley Art, mit Carolinen bekannt zu werden; allein es wollte ihm nicht gelingen, denn wenn er einmal recht zärtlich oder galant seyn wollte, so fiel es dergestalt komisch aus, daß seine eignen Töchter sich des Lachens nicht erwehren konnten.

Endlich schien es aber doch, als ob das Glück ihn etwas günstiger anlächeln wollte; wenigstens bot sich die Gelegenheit ihm dar, einen Plan zu entwerfen, der nach seiner Meynung gar nicht fehlschlagen konnte.

Dem Geliebten der Caroline war es gelungen, einen Dienst zu bekommen, von welchem er, wenn er sich gehörig einzuschränken wußte, zur Noth leben konnte. Nun war nichts mehr den beyden Liebenden im Wege, sich auf ewig zu vereinigen. Die Mutter selbst wünschte das Glück ihrer Tochter zu beschleunigen, nur fehlte es ihr an baarem Gelde, um die kleine Haushaltung derselben einzurichten.

Um aber doch die jungen Leute nicht länger warten zu lassen, beschloß sie, sich an den Herrn A. . . zu wenden, und ihn zu ersuchen, ihr tausend Thaler auf ihr noch Schuldenfreyes

Güth=

Gütchen vorzuschießen. Sie entdeckte ihrem Sohne diesen Vorschlag, der ihn von ganzem Herzen billigte, weil er sowohl seine Schwester als auch seinen zukünftigen Schwager auf das zärtlichste liebte. Er erbot sich selbst, das Geschäfte mit dem Herrn A . . . in Ordnung zu bringen, um das Vergnügen zu genießen, wenigstens etwas zum Glück seiner Schwester beygetragen zu haben.

Anton lief sogleich zum Herrn A . . ., um ihm den Antrag im Namen seiner Mutter zu machen, jedoch verschwieg er ihm den Behuf, zu welchem dieses Geld sollte angewendet werden.

Der alte A . . . hatte eine übernatürliche Freude, wie er hörte, daß die Frau von H . . . sich in einer Lage befand, Geld aufnehmen zu müssen. Nun glaubte er schon gewonnen Spiel zu haben, und es bald dahin zu bringen, Carolinen in seine Gewalt zu bekommen. Indessen suchte er seine Freude so gut als möglich zu verbergen, damit Anton sein Vorhaben nicht gleich merken sollte. Er klagte über die schlechten Zeiten, in welchen sie lebten, und weil er glaubte, daß die Frau von H . . . sich wirklich in großer Verlegenheit befände, so wollte er

den Anton gern recht ängstigen; weswegen er einmal über das andere versicherte, daß er jetzo nicht helfen könnte, so gern er auch wollte. Das Betragen Antons bestätigte ihn noch mehr in seiner Muthmaßung; denn je mehr dieser Schwierigkeiten machte, desto mehr bat jener, weil ihm so außerordentlich viel daran gelegen war, das Glück seiner Schwester zu befördern.

Indessen fing der alte A... nach und nach an geschmeidiger zu werden. Durch einen großen Umschweif entdeckte er endlich dem Herrn von H... seine schändliche Leidenschaft auf die schöne Caroline. Zugleich versprach er auch, nicht allein seine Mutter und Schwester, sondern auch ihn mit seinem ganzen Vermögen zu unterstützen, wenn er ihm wollte behülflich seyn, seinen Zweck bey Carolinen zu erreichen, welche er auf Zeitlebens noch überdieß glücklich machen wollte.

Anton blieb starr und steif stehen, wie Herr A... ihm diesen Antrag machte. Er faßte sich aber bald, und nahm wieder eine ganz unbefangene Miene an. Er dachte zwar viel zu rechtschaffen, um einen solchen schändlichen Plan ausführen zu helfen; indessen stell-

te er sich doch, als ob er ihn vollkommen billigte. Denn er hatte augenblicklich den Entschluß gefaßt, den alten Geizhals recht tüchtig zu prellen, und schon im Voraus freuete er sich, den alten Fuchs zu fangen; weil er für sehr erlaubt hielt, einen Menschen, der Gott und die ganze Welt betrog, auf einmal anzuführen.

Herr A . . . legte sich aber die Freude, welche sich bey diesem Gedanken über das Gesichte unsers Antons verbreitete, ganz anders und sehr zu seinem Vortheil aus. Er glaubte, die Umstände Antons wären schlecht, daß er sich freuete, ihn so bereitwillig zu finden, ihnen wieder aufzuhelfen. Deswegen fing er nun an, ganz offenherzig mit Anton zu reden; er versprach, seiner Mutter ein Capital von zwey tausend Thalern ohne Zinsen auf wenigstens sechs Jahre vorzuschießen, und ihm noch überdieß ein Geschenk von fünf hundert Thalern zu machen, wenn er ihm zum Besitz der schönen Caroline wollte behülflich seyn.

Anton freuete sich von ganzem Herzen, wie er sahe, daß der Alte so leicht zum Anbeisen zu bewegen war. Er unterließ nicht, sich über diesen Antrag sehr vergnügt zu stellen, und ihm

die schönsten Hofnungen zu machen. Zugleich versprach er, seiner Schwester selbst diesen vortheilhaften Antrag zu machen, und alle seine Kräfte aufzubieten, sie zu bewegen, ihn anzunehmen.

Nach dieser Erklärung wußte der alte A... seine Freude gar nicht mehr zu mäßigen; denn nun hofte er gewiß, in den Armen der schönen Caroline bald ganz glücklich zu werden. Er lief auf den Herrn von H... zu, und umarmte ihn so zärtlich, als ob es seine Schwester selbst gewesen wäre. Zugleich schenkte er ihm einige Louisd'ors, um ihm gleichsam zu beweisen, wie sehr es sein Ernst wäre, Wort zu halten, wenn er ihm den völligen Besitz der Caroline verschaffe, ohne welche er nicht leben zu können versicherte.

Anton war mit dem Erfolg dieses Besuchs sehr zufrieden. Fast täglich ging er nun zu dem verliebten A..., ihm Nachricht zu bringen, was er für ihn alles gethan hätte, um seine Schwester zu bewegen, ihm ihre Liebe zu schenken. Er hatte Verstand genung, ihm eine Menge Schwierigkeiten vorzumahlen, welche alle aus dem Wege geräumt werden müßten, bevor er zu seinem Zwecke kommen könnte;

ke; und zugleich wußte er beständig dem Alten mit neuen Hofnungen zu schmeicheln, daß dieser ihn nie vor sich ließ, ohne ihn reichlich zu beschenken, um ihn zu bewegen, sich ganz für seinen Nutzen zu verwenden.

Nachdem nun Anton den alten Herrn auf diese Weise verschiedne Wochen bey der Nase herumgeführet, und dadurch manche hübsche Summe von ihm gezogen hatte, beschloß er, ihm den Hauptschlag beyzubringen. Er entdeckte dem Bräutigam seiner Schwester sein Vorhaben, der es von ganzem Herzen genehmigte; und nun berathschlagten sie sich gemeinschaftlich, wie es am besten anzufangen wäre, den Alten zu betrügen. Nach vieler reiflichen Ueberlegung wurde folgender Plan ausgeführet.

Eines Morgens ging Anton zu dem Herrn A..., um ihm die frohe Nachricht zu bringen, daß seine Schwester sich endlich entschlossen hätte, seiner Liebe Gehör zu geben; jedoch müßte er mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, daß dieser Liebeshandel ein Geheimniß bliebe, weil sonst ihr guter Name dadurch leiden würde, welchen zu erhalten die erste Sorge eines jeden Mädchens seyn müßte.

Der alte verliebte Thor war außer sich über diese Nachricht; er lief sogleich nach seinem Geldkasten, holte einen ganzen Sack voll Gold, welchen er den Anton für seine gehabte Bemühung schenkte. Zugleich versprach er auf das heiligste, jede Schwierigkeit standhaft zu überwinden, und keine Gefahr zu scheuen, wenn er Gelegenheit bekommen sollte, zum gänzlichen Besitz der reitzenden Caroline zu gelangen.

Anton freuete sich sehr, den alten Narren in dieser Stimmung zu sehen, weil er dadurch hofte, seinen ganzen Plan am besten ausführen zu können. Vor allen Dingen nöthigte er ihn, sein ganzes Versprechen zu erfüllen, die versprochnen zweytausend Thaler für seine Mutter auszuzahlen, und ihm auch die zugesagten fünfhundert Thaler zu geben, weil er alles, was er bisher von ihm erhalten, nur als ein freywilliges Geschenk betrachtet hätte, welches mit ihrer Verabredung in gar keiner Verbindung stände. Herr A . . . machte verzweifelt große Augen, wie er von diesen Forderungen hörte, auch suchte er verschiedne Ausflüchte zu treffen, von seinem Versprechen loszukommen, oder die Summe wenigstens zu mori-

deriren. Allein Anton ließ sich auf keinen Vorschlag zur Güte ein, vielmehr schwur er hoch und theuer, eher nicht eine Silbe zu entdecken, auf welche Weise er seine Wünsche in den Armen der Caroline befriedigen könnte, bevor nicht die ganze Summe in seinen Händen wäre.

Diese Worte waren ein Donnerschlag in den Ohren des Alten. Denn nun entstand ein heftiger Kampf der Leidenschaften in seinem Innersten, Geitz und Liebe peinigten ihn gleich heftig, und lange war er unentschlossen, was er in dieser verzweifelten Lage thun sollte. Endlich behielt aber doch die Liebe die Oberhand in seinem Herzen. Mit Zittern und Zagen nahete er sich seinem Geldkasten, um die versprochene Summe herauszunehmen. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er sie aufzählte, und es war ihm ohngefähr so zu Muthe, wie einem Menschen, dem die Eingeweide lebendig aus dem Leibe gerissen werden.

Nachdem Anton das Geld eingestrichen, stand der arme Betrogene voller Erwartung, um die Mittel zu erfahren, wie er zum Genuß der höchsten irrdischen Glückseligkeit gelangen sollte. Allein ihm stand noch ein ander Unglück

glück bevor. Denn Anton begnügte sich nicht, ihm eine beträchtliche Summe Geld abgenommen zu haben, sondern er wollte ihn auch noch nachdrücklich bestrafen, daß er auf den Gedanken gekommen, seine Familie entehren zu wollen, und daß er die Kühnheit gehabt, einen Versuch zu machen, ihn zu bereden, sich zu einer so schändlichen Handlung selbst brauchen zu lassen.

Die Caroline schlief gewöhnlich mit ihrer Mutter in einem Zimmer. Anton überredete aber den ekelhaften Liebhaber, daß das Zimmer seiner Schwester auf die Gasse herausging. Bey der Finsterniß der Nacht, fuhr er fort, wird es ihnen nicht schwer werden, zum Fenster hereinzusteigen, welche man ausdrücklich offen lassen wird; von nun an hängt es ganz von ihnen ab, welche Nacht sie zur ersten Zusammenkunft bestimmen wollen.

Herr A... wählte sogleich die folgende Nacht zu seinem Vorhaben. Seine Ungeduld, endlich das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, erlaubte ihm nicht, sein Glück weiter hinauszuschieben. Anton hatte dieses erwartet, weswegen er schon seine nöthigen Maaßregeln getrof-

troffen. Nun wurde noch alles ganz bestimmt verabredet; hierauf schieden beyde Theile sehr vergnügt von einander, und wünschten sich ein baldiges glückliches Wiedersehen.

Kaum hatte die Glocke Zwölfe geschlagen, so machte sich Herr A . . . auch schon, mit einer Leiter auf der Schulter, auf den Weg. Er legte sie unter dem bestimmten Fenster an, und stieg so schnell, als ihm sein dicker Bauch und seine Sebelartigen Beine erlaubten, auf selbiger hinan. Er kam glücklich in das Zimmer. Kaum hatte er es aber betreten, so fing eine alte Köchin, welche selbiges bewohnte, mit so kreischender Stimme an zu schreyen: Zu Hülfe! Diebe! Mörder! daß in wenig Augenblicken das ganze Haus in Aufruhr gesetzt wurde.

Ueber eine solche unerwartete Aufnahme ganz verwundert, wollte er wieder denselben Weg zurückgehen, den er gekommen war. Kaum hatte er aber die Leiter betreten, so machte Anton, daß sie zu ruthschen anfing, und Herr A . . . ziemlich unsanft herabfiel. Seine Korpulenz verursachte, daß der Fall sehr gefährlich für ihn wurde; denn verschiedne Quetschungen

unger

ungerechnet, hatte er einen Arm und einige Ribben gebrochen, daß er ganz todt auf dem Pflaster liegen blieb. Der Bräutigam der Caroline war nach der Wache gelaufen, und kam in dem Augenblick an, wie Herr A... so schnell mit der Leiter den Erdboden erreichte. Die Wache hielt ihn für einen Dieb, und schleppte ihn, seines erbärmlichen Zustandes ohngeachtet, als einen solchen in das Gefängniß.

Man kann leicht denken, in welcher traurigen Lage der arme A... sich befand, wie er wieder zu sich selber kam, und anstatt in den Armen seiner Geliebten, sich auf einer Schütte Stroh in einem Gefängnisse sahe. Es wurde ein Chirurgus zu ihm gebracht, der ihm seine Wunden verband und den Arm wieder einrankte. Sobald diese schmerzhafte Operation vorüber, wurde er vor das Gerichte geführt. Er that aber nichts als weinen, und die Richter konnten, aller Fragen ohngeachtet, weiter nichts aus ihm herausbringen, als, es ist mir in meinem Leben nicht in den Sinn gekommen, meine Nachbarn bestehlen zu wollen.

Die Gerechtigkeit ließ sich natürlich mit dieser Antwort nicht abspeisen; vielmehr fing

man

man an, von der Tortur zu sprechen, wenn er nicht bekennen würde. Diese Reden machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und um sich nicht noch größeren Unglücksfällen auszusetzen, bekannte er sein ganzes Vergehen offenherzig. Jedoch fügte er zu seiner Entschuldigung hinzu, daß es mit Einwilligung des Mädchens geschehen, und der Bruder ihm selbst den Anschlag gegeben hätte, wie er am besten und sichersten zu seiner Geliebten kommen könnte.

Auf diese Aussage wurde Anton vor Gericht gefordert, der auch sogleich bereit war, zu erscheinen. Er legte ein offenherziges Bekenntniß von dem ganzen Zusammenhange der Geschichte ab, und erzählte öffentlich, zu welcher schändlichen Handlung Herr A . . . ihn hätte verleiten wollen. Die treuherzige Art, mit welcher er dieses alles erzählte, machte, daß ihm die Richter vollkommen Glauben beymaßen, und Caroline von dem schändlichen Verdacht freygesprochen wurde. Der alte A . . . fing an zu wüthen, als er sahe, wie schändlich man ihn betrogen, und in seiner Bosheit gestand er selbst, daß Anton die Wahrheit ausgesagt.

Die Folge dieses Geständnisses war, daß die Richter den Herrn A . . . auf drey Jahr des Landes verwiesen, und das Geld, welches er dem Anton ausgezahlet hatte, der Caroline zu ihrer Ausstattung schenken mußte. Herr A . . . verwünschte seine unglückliche Liebe tausendmal, als man ihm den Ausspruch der Richter bekannt machte. Er schwur hoch und theuer, sich nie wieder von dieser thörichten Leidenschaft verblenden zu lassen, sondern so lange er lebte, alle Weiber zu fliehen. Ob er Wort gehalten, ist uns nicht bekannt worden.

Caroline hingegen war sehr zufrieden, einen Liebhaber, der ihrem guten Namen so wenig geschadet, und doch seine Liebe so theuer bezahlen müssen, gehabt zu haben. Sie heyrathete nun, da alle Schwierigkeiten gehoben, ihren eigentlichen Geliebten, und führte eine sehr glückliche Ehe.

V.

Der betrogene Eifersüchtige.

Schon längst war keine Spur von der Blüthe der Jugend mehr auf dem Gesichte des Herrn von W . . . zu finden; schon fing sein Rücken sich an zu krümmen und sein braunes Haar allmählig die Farbe des Schnees anzunehmen, als er noch auf den unglücklichen Gedanken kam, ein junges feuriges Mädchen zur Frau zu nehmen. Er hatte bereits das funfzigste Jahr überschritten, und Eleonore hingegen kaum das achtzehnte zurückgelegt. Dessen ungeachtet wurde das arme Mädchen von ihren Eltern und Verwandten gezwungen, diesem alten abgelebten Mann ihre Hand zu geben, weil sie der größtentheils allgemein angenommenen Meinung waren, daß nur allein das Geld das Glück des Lebens ausmache.

Eleonore machte zwar alle mögliche Vorstellungen gegen diese Verbindung. Sie fiel ihrem Vater zu Füßen, flehete mit thränenden Augen, sie nicht zu zwingen, einem Mann, den sie nie lieben könnte, ihre Hand zu geben. Allein ihr Kummer war nicht fähig, das felsen-

harte Herz ihres Vaters zu rühren. Er beharrete auf seinem einmal fest gefaßten Vorsatz, und schleppte sie mit Gewalt zum Altar, indem er einen fürchterlichen Schwur ablegte, ihr seinen Fluch zu geben, und sie auf immer in ein Kloster zu sperren, wenn sie sich noch länger seinem Willen widersetzen, und dem Herrn von W . . . nicht ihre Hand reichen würde.

Diese Drohungen bewegten endlich das arme Mädchen, sich in ihr unglückliches Schicksal zu ergeben. Mit Todesangst ging sie zum Altar, und mit Zittern sprach sie das Ja aus, welches sie auf ewig mit einem Mann, den sie von ganzem Herzen verabscheuete, vereinigte.

Die ersten Tage nach der Hochzeit betrug sich der Herr von W . . . als ein sehr gefälliger Ehemann. Er dachte auf nichts, als auf Mittel, seiner jungen Frau Vergnügen zu machen. Täglich brachte er ihr neue Geschenke, und täglich ließ er sich mit dem größten Eifer angelegen seyn, seiner Eleonore das Leben so angenehm als möglich zu machen. Mit der größten Bereitwilligkeit suchte er alle ihre kleinen Launen zu befriedigen, und sein Wille schien ganz von dem ihrigen abzuhängen.

Diese gute Behandlung machte, daß Eleonore ihr Schicksal erträglicher zu finden anfing, als sie im Anfang selbst geglaubt hatte. Allein diese Herrlichkeit war von sehr kurzer Dauer. Denn bald fing der Teufel der Eifersucht, der schon so manche glückliche Ehe gestöret hat, auch den Herrn von W... auf das erbärmlichste zu plagen an; wodurch die erträgliche Lage, in welcher Eleonore sich bis jetzo befunden, sehr bald unendlich verschlimmert wurde.

Der Herr von W... hatte von seinen ersten Jünglingsjahren an in der großen Welt geglänzet. Er hatte verschiedene der angesehensten Höfe in Europa besucht, und an jedem genossen, was zu genießen war. Mit einem Worte, er hatte sich stets allen möglichen Ausschweifungen überlassen, und besonders das schöne Geschlecht leidenschaftlich geliebt. Hierzu kam noch überdieß, daß er schon über die erste Hälfte eines Jahrhunderts hinaus war. Folglich werden meine Leser wohl leicht denken können, daß er seinen ehelichen Pflichten sehr schlecht vorstehen, und den Wünschen eines achtzehnjährigen Mädchens ohnmöglich hinlänglich entsprechen konnte.

Zum großen Unglück für Eleonoren fühlte er sein Unvermögen vollkommen. Auch kannte er die Weiber zu gut, um nicht zu wissen, daß sie, sobald einmal gewisse Begierden in ihnen aufgeregt worden, schlechterdings Befriedigung derselben verlangen, und sich nicht mit Tändeleyen abweisen lassen. Bis jetzo hatte er die Aufmerksamkeit seiner Frau beständig auf die Sachen, welche er ihr schenkte, zu richten gewußt, und ihr überdieß so viel Vergnügen zu verschaffen gesucht, als in seinen Kräften stand. Daß er dieses aber in der Folge nicht würde aushalten können, fühlte er schon in den ersten Monaten seines Ehestandes, weil ihn seine Leibeskräfte täglich mehr verließen. Daß aber das Verlangen seiner Frau nach Genuß sich täglich mehren würde, wußte er gewiß, und doch sahe er keine Möglichkeit, das täglich zunehmende Feuer der Eleonore zu dämpfen, und ihre Wünsche zu befriedigen. Dieses machte, daß er sich schon im Geiste vorstellte, wie sie bey andern dasjenige zu erlangen suchen würde, was er ihr nicht geben könnte, und wie sie sich allen möglichen Ausschweifungen überlassen würde, um sich für seine kalten Umarmungen schadlos zu halten.

Die=

Dieses Uebel von seinem Haupte abzuwenden, war nun seine einzige und größte Sorge. Denn die Eifersucht hatte sich so sehr seines Herzens bemächtiget, daß ihm jeder Blick von ihr verdächtig vorkam. Sie durfte mit keinem Manne von den gleichgültigsten Dingen sprechen, oder auch ihn nur ansehen, so glaubte er schon, sie stünde in einem geheimen Verständnisse mit ihm. Seine Niederträchtigkeit ging so weit, daß er sogar seine Frau in dem Verdacht hatte, daß sie mit ihren Bedienten auf einen sehr vertrauten Fuß stände. Deswegen gab er einem nach den andern von ihnen den Abschied, und ließ der Eleonore nur allein eine alte Frau zur Bedienung, welche aber mehr den Auftrag hatte, sie zu bewachen als zu bedienen. Aus dem Hause ließ er sie fast gar nicht mehr gehen, und kaum gab er ihr die Erlaubniß, Sonn- und Festtags die Messe zu besuchen. Sahe sie einmal von ohngefähr zum Fenster hinaus, so stand er immer von weitem, und zitterte am ganzen Leibe, als ob er befürchtete, daß ein Raubvogel kommen und sie entführen möchte.

Da der Herr von W... Eleonoren im Anfang ihres Ehestandes alle mögliche Freyheit

verstattet hatte, so wurde ihr die Sclaverey, in welche sie sich nun auf einmal versetzet sahe, ganz unerträglich. Sie fing nun im Ernst an, darauf zu denken, ihren Mann zu betrügen, und das Joch, welches sie drückte, abzuschütteln, was ihr vielleicht nicht eingefallen seyn würde, wenn Herr von W . . . sich vernünftiger gegen sie betragen.

Noch in den glücklichen Zeiten ihrer Ehe hatten verschiedene der vornehmsten jungen Leute der Stadt ihr den Hof gemacht, und es versucht, sich ihre Gunst zu erwerben. Allein Eleonore betrug sich gegen alle gleich artig, ohne einem von ihnen den mindesten Vorzug zu geben, oder auf irgend eine Art zu zeigen, daß sie einen von ihnen ihrer besondern Aufmerksamkeit würdig achtete. Dieses machte, daß alle ihre Anbeter gänzlich in den Schranken, die ihnen der Wohlstand setzte, blieben, ohne daß sie es wagten, ihre eigentlichen Absichten näher an den Tag zu legen. Nun aber, da die Eifersucht ihres Mannes sie ohne die geringste Ursache unaufhörlich plagte, beschloß sie, sich auf eine andere Art für das wenige Vergnügen, welches sie in seinen Armen genoß, zu entschädigen, es möchte auch kosten, was es wollte.

Das Unvermögen ihres Mannes gab ihr die beste Gelegenheit, ihren Plan auszuführen; denn die schlaflosen Nächte, welche er in dem Schlafzimmer seiner Frau zubrachte, und die Mittel, welche er anwenden mußte, das Verlangen seiner Gattin nur einigermaßen zu befriedigen, da er ihr seine Schwäche nicht gestehen wollte, matteten ihn zu sehr ab. Er fing an, einen zu heftigen Abgang der Kräfte zu fühlen, um dieses in der Folge aushalten zu können. Er ließ deswegen sein Bette in einem andern Theile des Hauses aufschlagen, um nicht fernerhin von Eleonoren beunruhiget zu werden, und ihr mehr geben zu müssen, als seine Umstände ihm erlaubten.

Dieses machte, daß Eleonore den Entschluß faßte, sich einen andern Schlafgesellen zu wählen, der ihr die Stelle ihres Mannes ersetzen sollte. Sie hielt aus dieser Ursache über alle ihre Liebhaber in Gedanken ordentlich Musterung, um bey sich selbst zu überlegen, wer ihr wohl am tauglichsten schien, diesen Platz einzunehmen. Nach reiflicher Ueberlegung fiel ihre Wahl auf den Herrn von F..., der in allen Stücken ihren Wünschen zu ent-

sprechen schien. Er war jung, sehr gut gebauet, und sein Aeußeres schien sehr viel zu versprechen, wobey er noch ein sehr angenehmer Gesellschafter war und viel Verstand besaß; überdieß glaubte sie auch auf seine Verschwiegenheit rechnen zu können; denn sie wußte, daß er bey verschiednen Weibern ihrer Bekanntschaft nichts weniger als unglücklich geliebt hatte, und gleichwohl wußte sie auch gewiß, daß er sich nie mit genossenen Gunstbezeugungen berühmte. Selbst wenn Liebesgeschichten von ihm bekannt worden waren, hatte er stets sie mit der größten Bescheidenheit abzulehnen gesucht.

Ihre Wahl war also entschieden; allein nun fand sich eine große Schwierigkeit, die äußerst schwer zu überwinden war. Ihr Mann hatte ihr eine alte Frau zur Bedienung, oder, wenn man lieber will, zur Tugendwärterin gegeben. Diese mußte der Eleonore auf allen Tritten und Schritten folgen, mit ihr in einem Zimmer schlafen, und dem Herrn von W... von ihren unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft ablegen. Wollte Eleonore ihr Werk glücklich ausführen, so mußte sie erst suchen, den alten Drachen für sich einzunehmen.

Vor

Vor allen Dingen ließ sie sich mit dem größten Fleiß angelegen seyn, die Liebe und das Zutrauen der Frau Tropeln, dieß war der Name ihrer Aufseherin, zu erwerben. Sie hatte die Vorsicht gebraucht, zuförderst den Charakter der Frau Tropeln kennen zu lernen, um sie desto besser bey ihrer schwachen Seite fassen zu können. Bey ihren aufmerksamen Beobachtungen bemerkte sie bald, daß Eitelkeit und Eigennutz die Hauptzüge desselben ausmachten, und daß, wenn man sie ein wenig zu schmeicheln wußte, alles von ihr zu erlangen war.

Sobald Eleonore wußte, wie sie sich gegen die Frau Tropeln betragen mußte, um ihre Freundschaft zu erwerben, fing sie an, ihre Manöuvers zu machen. Sie machte der Alten bey allen Gelegenheiten die heiligsten Versicherungen der unbegränzesten Liebe und Freundschaft. Dabey suchte sie auf alle mögliche Art sich gefällig gegen sie zu bezeugen. Sie machte ihr sehr oft kleine Geschenke, und ließ sich recht angelegen seyn, allen ihren Wünschen zuvorzukommen. Nie wurde etwas, was Frau Tropeln vornahm, gemißbilliget, vielmehr war Eleonore stets mit ihr einverstanden. Sie

nennte sie nicht anders als liebes Mutterchen, und versicherte ihr, in einem Tage wohl hundertmal, daß sie sie viel zärtlicher liebte, als wenn sie ihre rechte Mutter wäre.

Durch diese List wurde die alte ehrwürdige Matrone sehr bald für Eleonoren eingenommen; denn es währete nicht lange, so verwandelte sich die Tugendhüterin in die Vertraute, und sie selbst wurde Eleonoren behülflich, ihren Mann zu hintergehen.

Sobald die Frau von W... merkte, daß ihre Aufseherin ganz für sie gestimmt war, machte sie Anstalten, sie noch mehr in ihr Interesse zu ziehen. Sie stellte sich fast beständig traurig, und weinete den ganzen Tag, um das Mitleiden der Alten rege zu machen. Da die Frau Tropeln unsre Eleonore wirklich liebte, so erreichte sie ihren Zweck sehr bald. Denn nach Verfluß von wenig Tagen fing die Frau Tropeln folgendes Gespräch an, welches ganz den Wünschen der Eleonore angemessen war.

Frau Tropeln. Sagen sie mir um Gottes willen, was fehlt ihnen, gnädige Frau? Sonst sahe man sie beständig hüpfen und sprin-

gen,

gen, scherzen und lachen, und jetzo sitzen sie den ganzen Tag auf ihrem Zimmer, und seufzen und weinen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte.

Eleonore. Ich dächte, liebe Mutter, du wärest am besten überzeugt, daß ich die gerechteste Ursache zur Traurigkeit habe. Du weißt ja, daß ich meinem Mann nur mit dem äußersten Widerwillen meine Hand gegeben, und daß er mich seit einiger Zeit mehr wie seine Sclavin als wie seine Frau behandelt. Bin ich nicht äußerst unglücklich, daß mich mein Schicksal in der Blüthe meiner Jahre an einen Mann gekettet, den ich nicht lieben kann; der beständig kränklich, und mir auf keine Weise irgend ein Vergnügen zu gewähren im Stande ist. Ueberdieß bist du ja selbst Augenzeuge, wie er mich mit seiner Eifersucht plagt, und wie er meine unschuldigsten Handlungen verdächtig findet. Aber nun hat er mich auch so weit gebracht, daß ich fest entschlossen bin, dieses drückende Joch von meinen Schultern abzuwerfen, es mag auch daraus entstehen, was da will.

Frau Tropeln. Arme Frau! ich sehe das unglückliche ihrer Lage, und bin auf das innigste

sie davon gerührt. Kann ich durch irgend etwas sie erleichtern, so will ich es von Herzen gern thun. Sie können sich ganz auf mich verlassen, und wenn sie Zutrauen zu mir haben, so werden sie bald von meiner Treue und von meiner Liebe für sie überzeugt werden.

Eleonore. Also liebest du mich wirklich? und ich könnte mich ganz auf dich verlassen, daß du mir wolltest behülflich seyn, mir mein trauriges Schicksal zu erleichtern?

Frau Tropeln. Bey Gott und bey allem, was mir heilig ist, schwöre ich, daß ich ihnen von ganzem Herzen zugethan bin. Gestehen sie mir aufrichtig, ob sie Jemanden lieben. Ich schwöre ihnen bey meiner Seelen Seligkeit, daß ich alle meine Kräfte aufbieten will, ihnen behülflich zu seyn, ihren Geliebten zu sehen, ohne daß sie die mindeste Gefahr laufen, entdeckt zu werden.

Eleonore. Das wolltest du wirklich für mich wagen? Nun wohlan, ich traue deinen Worten, und will mich dir ganz entdecken. Ja, ich liebe, liebe unaussprechlich; hast du nicht den jungen Mann bemerkt, der mir stets in der Kirche gegen über steht, und fast keinen

Blick von mir wegwendet. Dieser ist es, der mir mein Herz geraubet hat, und ohne dessen nähere Bekanntschaft das Leben mir eine Last wird.

Frau Tropeln. Ich kenne ihn recht gut, es ist der Herr von F... Ich muß aufrichtig bekennen, sie haben nicht übel gewählt, es ist wirklich ein schöner liebenswürdiger Mann.

Eleonore. Nun wohlan, wenn du wirklich meine theilnehmende Freundin bist, wie du es zu seyn vorgiebest, so bitte, so beschwöre ich dich, verschaff' mir eine Zusammenkunft mit meinem Geliebten, jedoch gehe ja vorsichtig zu Werke, daß mein guter Name nicht darunter leidet.

Frau Tropeln. Verlassen sie sich auf mich, ich will meine Sachen schon machen. Ehe sie es vielleicht selbst erwarten, sollen sie ihren Wunsch schon erfüllt sehen.

Eleonore war außer sich vor Freude, die Frau Tropeln so bereitwillig zu finden, ihr in ihren Nöthen beyzustehen. Sie umarmte sie mit so vielem Feuer, als sie kaum ihren Geliebten würde haben umarmen können, und war gar nicht fähig, Worte zu finden, ihr ihre

Dank=

Dankbarkeit zu beweisen. Sie besprachen sich noch über mancherley, wie sie es recht klug anfangen wollten, den Herrn von W . . . zu betrügen; welches Gespräch ich aber übergehe, um den Gang der Geschichte nicht im Voraus zu verrathen.

Den andern Morgen ging Eleonore, wie gewöhnlich, in Begleitung der Frau Tropeln in die Messe. Der Herr von F . . . hatte schon seinen Posten eingenommen, und sahe aus, als ob er seine Geliebte mit seinen Blicken verschlingen wollte, wenigstens würdigte er keinen Gegenstand, sie ausgenommen, seiner Aufmerksamkeit.

Eleonore unterließ nicht, ihre Freundin auf ihren Geliebten aufmerksam zu machen, und sie zu bitten, wo möglich, ihr Werk sogleich zu beginnen. Die Frau Tropeln versicherte ihr, daß sie schon selbst daran gedacht hätte, auch machte sie sogleich Anstalten, ihr gutes Werk zu beginnen. Sie entfernte sich mit der größten Behutsamkeit von Eleonoren, und schlich sich durch einen großen Umweg hinter den Pfeiler, an welchem der Herr von F . . . stand. Sobald sie sich ihm genähert,

zupf-

zupfte sie ihn ganz leise am Rock, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen sollte, weil sie ihm etwas Wichtiges zu sagen hätte.

Der Herr von F... kannte die Alte sehr gut, auch wußte er, daß Eleonore gleichsam unter ihrer Aufsicht stand. Sie war es, die er als das größte Hinderniß seines Glücks betrachtete, weil er das gute Vernehmen, welches zwischen ihr und seiner Geliebten obwaltete, nicht wußte. Er war deswegen sehr verwundert, wie sie zu ihm kam, um mit ihm zu sprechen, und konnte gar nicht begreifen, was sie ihm zu sagen haben könnte. Indessen trieb ihn doch die Neugierde, ihr zu folgen, um zu erfahren, was sie wollte.

In einer abgelegenen Halle der Kirche wartete sie auf ihn, und sobald er sich ihr genähert, sagte sie zu ihm: der Gott der Liebe hat mich gesendet, daß meine gnädige Frau sehr wünscht, sie zu sprechen.

Herr von F... Sie überraschen mich mit dieser Nachricht auf das allerangenehmste. Nichts Glücklichers hätte mir auf dieser Welt widerfahren können, als daß diese Gesandtschaft

schaft an mich abgeschickt wird. Sagen sie dem Gott der Liebe, daß sie mich von ganzem Herzen bereit gefunden haben, mich auf ewig seiner Dienste zu widmen; und der schönen Eleonore sagen sie, daß ich mit dem größten Vergnügen alles für sie thun wollte. Sie ist die einzige Göttin, die ich anbete, denn sie ist die einzige, welche fähig ist, mich glücklich zu machen.

Frau Tropeln. Sie wissen noch lange nicht alles, was ich ihnen zu sagen habe. Doch der beliebigen Kürze halber, wollen wir ohne Gleichnisse mit einander reden. Eleonore liebt sie, und ist überzeugt, von ihnen wieder geliebt zu werden. Sie ist auch nicht abgeneigt, ihren Wünschen Gehör zu geben, wenn sie nur erst sicher gestellt ist, daß sie sich nicht mit ihrem Glücke gegen die andern jungen Herrn ihrer Bekanntschaft berühmen.

Herr von F... Wie kann Eleonore glauben, daß ich — — —

Frau Tropeln. Stille! stille! wir kennen die jungen Herrn eures Gelichters, ihr macht euch gar zu gern mit euren Liebschaften auf Unkosten der armen Weiber groß. Eher sage ich

ich ihnen kein Wort mehr, bis sie bey allem, was ihnen heilig ist, geschworen haben, gegen keinen Menschen ein Wort zu erwähnen, daß die Frau von W . . . sie ihrer Aufmerksamkeit würdig geachtet, und ihren andern Liebhabern vorgezogen.

Herr von F . . . Dieses beschwöre ich von Grund meines Herzens.

Frau Tropeln. Schwören sie auch, Eleonoren ewig zu lieben, wenn sie ihnen die letzten Beweise ihrer Gegenliebe gegeben hat, und sie alsdann in den Armen einer andern nicht zu vergessen, oder ihr Geheimniß auszuplaudern?

Herr von F . . . Auch dieses beschwöre ich; ob ich gleich wette, was man nur will, daß Eleonore ihnen nicht aufgetragen hat, diese Maaßregeln gegen mich zu nehmen.

Frau Tropeln. Ich muß gestehen, daß es blos ein Einfall von mir ist. Allein, ich bin gewiß, sie werden mir verzeihen, daß ich so vorsichtig zu Werke gehe, weil es blos aus Liebe zu Eleonoren geschiehet. Denn ich wünsche nicht, daß sie wegen eines kurzen Vergnügens um ihren guten Ruf kommen sollte.

Herr von F... Von mir hat sie dieses nicht zu befürchten; auch muß ich offenherzig bekennen, daß das schlechte Zutrauen, welches sie zu mir haben, mich kränket. Es würde mir ungleich lieber gewesen seyn, wenn blos meine Achtung für Eleonoren mir ewiges Stillschweigen auferleget, als daß mich ein Eyd bindet. Allein, um sie zu beruhigen, schwöre ich ihnen an dieser heiligen Stätte, bey Gott und allen Heiligen, daß ich nie aufhören werde, Eleonoren zu lieben, und ein unverbrüchliches Stillschweigen über unsre Bekanntschaft zu halten.

Frau Tropeln. Dieses ist mir genung, und nun verspreche ich ihnen auch auf das heiligste, daß sie bald das Ziel ihrer Wünsche erreichen und Eleonoren ungestört sehen sollen.

Herr von F... O Gott, sie machen mich zum glücklichsten aller Menschen; sagen sie mir nur, was ich thun soll, um bald das Glück zu genießen, meiner Eleonore persönlich meine Liebe gestehen zu können. Indessen geben sie ihr diesen Ring als einen Beweiß meiner Zärtlichkeit und Treue. Sie aber bitte ich, diese Kleinigkeit als einen Beweiß meiner

Dank=

Dankbarkeit anzunehmen, (wobey er ihr seine Börse in die Hand drückte,) und seyn sie überdieß versichert, daß ich für sie, auf eine, dem mir geleisteten Dienst angemessene Behandlung, denken werde.

Hierauf nahmen beyde noch ihre Abrede, wie sie es anfangen wollten, den Herrn von W... anzuführen, und nachdem sie alles so genau als möglich, wie meine Leser bald sehen werden, bestimmt hatten, trennten sie sich sehr zufrieden mit einander, weil jedes die Wünsche des andern erfüllt hatte. Frau Tropeln stattete Eleonoren von ihrer genommenen Abrede Bericht ab, welche auch sehr vergnügt darüber war.

Der dritte Tag war zu Ausführung des Plans, welchen die Frau Tropeln entworfen hatte, bestimmt.

Der Herr von F... befahl dreyen von seinen Leuten, daß sie sich, sobald es dunkel würde, vom Kopf bis zum Fuß bewafnet, in die Gegend des Hauses des Herrn von W... begeben, und ihm, sobald er kommen, mit verstellter Wuth anfallen sollten. Sie richteten den Befehl ihres Herrn pünktlich aus, gin-

gen, sobald es dunkel war, auf den ihnen angewiesenen Posten, und erwarteten die Ankunft desselben. Sie brauchten nicht lange zu warten, denn der Herr von F... folgte ihnen fast auf den Fuß nach, weil ihm seine Ungeduld nicht erlaubte, sein Glück länger zu verschieben, als die höchste Noth es erforderte. Er ging, in seinen Mantel gewickelt, dieselbe Straße, und auf sein gegebenes Zeichen wurde er von seinen eignen Bedienten mit dem Degen in der Hand angefallen. Da er gewiß war, nichts zu befürchten zu haben, wehrete er sich tapfer, und zum Schein ging er mit wahrem Löwenmuth auf seine vorgeblichen Feinde los.

Eleonore und Frau Tropeln, die alles selbst angestellt hatten, standen schon lange am Fenster, noch ehe der Herr von F... kam. Sobald ihnen aber das Gefechte hitzig genung schien, daß es für Ernst konnte gehalten werden, liefen sie zum Herrn von W... Sie erzählten ihm, was denselben Augenblick auf der Straße vorgefallen wäre, und versicherten, daß der Herr, der ganz ruhig seiner Straße gegangen, und unerwartet von drey vermumten Bösewichtern angefallen worden wäre, gewiß

der

der Uebermacht würde unterliegen müssen, wenn er nicht schleunigen Beystand erhielte.

Sie hatten kaum ihre Erzählung geendiget, als der Herr von W... auch schon seinen Degen holete, um dem seiner Meynung nach Bedrängten beyzustehen. Er kam bald auf den Kampfplatz, wo der Herr von F... mit seinen Bedienten noch immer sehr muthig focht. Der Herr von W... stellte sich sogleich ihm zur Seite, und fing an aus Leibeskräften gegen die vermeindlichen Bösewichter einzuhauen, daß diese sich genöthiget sahen, zu weichen, wenn sie verhindern wollten, daß der Kampf nicht blutiger ausfallen sollte, als der eigentliche Plan war. Sie hatten ihren Zweck erreicht, es blieb ihnen also weiter nichts zu thun übrig, als sich auf die Flucht zu begeben, und sich auf einen andern ihnen angewiesenen Posten auf die Lauer zu stellen, um wo möglich, dem Herrn von W... aufzupassen. Beym Fliehen riefen sie noch den Herrn von F... zu: machen sie sich immer auf ein seliges Ende gefaßt, denn lange sollen sie gewiß nicht mehr hier herum wandeln. Der Ehrenmann, der sie diesesmal so tapfer beschützet,

und ihnen das Leben gerettet, wird nicht immer bey ihnen seyn, und bekommen wir sie einmal allein in unsere Hände, welches gewiß über lang oder kurz geschehen wird, so ist es um sie geschehen.

Diese Worte, welche so laut gesagt wurden, daß der Herr von W . . . sie hören konnte, machten, daß er beschloß, den Herrn von F . . . in seinen Schutz zu nehmen. Er bat ihn, mit in sein Haus zu kommen, um dem Unglück, welches ihn bedrohete, zu entgehen. Der Herr von F . . . nahm dieses Anerbieten mit vielem Dank an, und zugleich sagte er dem vorgeblichen Retter seines Lebens zum Schein den wärmsten Dank. Der Herr von W . . . bat ihn, davon zu schweigen, und versicherte einmal über das andere, daß er weiter nichts als seine Schuldigkeit gethan hätte. Hierauf sahe er zu, ob er nicht verwundet worden wäre, und da er ihn frisch und gesund fand, so bat er ihn, ein Abendbrod bey ihm zu essen, um sich von dem gehabten Schrecken zu erholen.

Sie aßen und tranken zusammen, und ließen es sich nach gethaner Arbeit recht wohl schmecken. Natürlich kam aber während der Mahlzeit das

Ge:

Gespräch auf die vorhergegangene Geschichte. Unter andern machte der Herr von W... die Bemerkung: die Bösewichter müssen sich sehr gut mit Harnischen versehen haben; denn ich habe sie mehreremale mit meinem Degen so gut getroffen, daß er sich krumm zusammengebogen hat, und doch war es mir nicht möglich, einen zu verwunden. Ueberdieß, fuhr er fort, müssen sie sehr mächtige Feinde haben, weswegen ich ihnen im ganzen Ernste rathe, sehr vorsichtig zu seyn, und niemals ohne Begleitung auszugehen.

Herr von F... Mir ist es unbegreiflich, was sie von mir haben wollen; und fast bin ich überzeugt, daß mich diese Herrn verkannt haben.

Herr von W... Da bin ich nun gar nicht ihrer Meynung; denn es ist diese Nacht nicht finster genung, als daß man einen Menschen, wenn man so nahe ist, nicht erkennen sollte. Ich bilde mir vielmehr ein, daß sie vielleicht einen Nebenbuhler haben, dem sie im Wege seyn.

Herr von F... Da können sie auch recht haben. Ich liebe ein junges schönes

 Weib,

Weib, der ich auch gar nicht gleichgültig bin. Diese hatte mir diesen Abend eine Zusammenkunft verstattet; und wer weiß, ob ihr Mann, der äußerst eifersüchtig ist, es nicht erfahren, und beschlossen hat, mich aus dem Wege zu räumen.

Herr von W... Dieses ist sehr wahrscheinlich, und ich müßte mich sehr irren, wenn sich die Sache nicht so verhielte. Aber ich rathe ihnen doch als ein guter Freund, von nun an ihr verliebtes Abentheuer aufzugeben. Denn sie haben nun gesehen, wie gefährlich solche Geschichten sind, und wie schwer es ist, sich aus so einem verdrießlichen Handel zu ziehen.

Herr von F... Es ist wahr, ich setze nichts weniger als mein Leben auf das Spiel; aber wenn man so heftig liebt, wie ich liebe, so wagt man alles, um den geliebten Gegenstand zu sehen. Mit wahrer Seligkeit würde ich tausend Leben hingeben, wenn ich mir blos dadurch das Glück erkaufen könnte, in den Armen meiner Geliebten zu ruhen. Ein einziger Blick von ihr ist fähig, mich für alle ausgestandene Leiden tausendfach zu entschädigen. Auch eile ich heute noch zu der von ihr bestimmten

ten Stunde in ihre Arme, und ich würde mir die Feigherzigkeit nicht vergeben, wenn ich aus Furcht, verwundet zu werden, eine Zusammenkunft mit ihr verabsäumen wollte.

Der Herr von W... suchte nun alles mögliche hervor, ihn zu bewegen, sein Vorhaben wenigstens für diese Nacht aufzugeben, und ruhig bis zum andern Morgen in seinem Hause zu bleiben. Allein der Herr von F... beharrte fest auf seinem einmal gefaßten Vorsatz. Da ersterer nun sahe, daß letzterer gar nicht auf andere Gedanken zu bringen war, so bat er, er möchte nur noch so lange in seinem Hause bleiben, bis er gesehen, ob alles sicher in der Gegend seines Hauses wäre, daß er keinen neuen Ueberfall zu befürchten hätte. Dieses war es, was der Herr von F... wünschte; denn er hatte schon seine Maaßregeln getroffen, daß er nicht so geschwind zurückkommen konnte, wenn er sich erst wieder auf der Gasse blicken lassen. Er nahm deswegen sein großmüthiges Anerbieten mit Dank an, und versprach, bis zu seiner Zurückkunft zu warten.

Nun machte sich der Herr von W... sogleich auf den Weg, um die Gegend zu recog-

noſciren. Er nahm ſeinen Mantel um und ſeinen Degen in die Hand, um zu ſehen, ob alles ſicher wäre.

Allein er war nicht weit gegangen, als er auch ſchon die gerechteſte Urſache hatte, ſeine Gutwilligkeit zu bereuen. Die vermeinten Meuchelmörder hatten ſich in einen Winkel verſteckt. Sie ließen ihn ganz ruhig vorbeygehen, kaum war er aber ſechs Schritte von ihnen entfernt, ſo kamen ſie aus ihrem Hinterhalte hervor. Sie fielen ihn von hinten an, hielten ihn feſt, und entwafneten ihn, damit er ihnen nichts thun konnte.

Der Herr von W... war äußerſt verwundert, ſich ſo unvermuthet angefallen zu ſehen, indeſſen wendete er doch alle ſeine Kräfte an, um ſich wieder zu befreyen. Endlich ließen die Bedienten des Herrn von F... ihn wieder los, und zwar nur, als ob es aus Verſehen geſchehen wäre. Kaum ſahe er ſich in Freyheit, ſo ſuchte er ſich mit der Flucht zu retten. Ohne ſich erſt zu beſinnen, welchen Weg er nehmen ſollte, lief er gerade an das entgegengeſetzte Ende der Stadt, weil der Weg nach ſeinem Hauſe ihm von ſeinen Verfolgern verſperrt war. Dieſes war auch ihre Abſicht,

denn

denn sie hatten weiter nichts in Willens, als ihn von seinem Hause zu entfernen, um ihrem Herrn Zeit zu verschaffen, sich auf eine angenehme Art mit der schönen Eleonore zu unterhalten. Sie verfolgten ihn deswegen immer noch mit dem Degen in der Hand, als ob sie die Absicht hätten, ihn umzubringen.

In seinem Leben hatte der Herr von W... in so kurzer Zeit keinen so weiten Weg zu Fuße gemacht. Die Furcht für sein Leben gab ihm gleichsam Flügel, und in Zeit von einer halben Stunde hatte er einen Weg zurückgelegt, zu welchem ein Mann, der das Gehen gewohnt ist, wenigstens eine und eine halbe Stunde brauchte. Nun glaubten seine Verfolger, daß es Zeit wäre, ihn zu verlassen, wenn sie ihn nicht zu Tode hetzen wollten. Sie stellten sich deswegen, als ob sie ihn aus den Augen verloren hätte, und kehrten wieder um, um an einem bestimmten Orte auf ihren Herrn zu warten. Der Herr von W... aber nahm sich gar keine Zeit, sich umzusehen, sondern lief noch eine gute Strecke fort, ehe er bemerkte, daß kein Mensch ihn mehr verfolgte.

Indessen hatten sich ganz andere Dinge in dem Hause des Herrn von W . . . zugetragen.

Die Frau Tropeln hatte am Fenster gelauert, bis ihr Herr zum Hause hinaus ging. Sobald sie sahe, daß die Bedienten des Herrn von F . . . sich seiner bemächtiget hatten, ging sie herunter, um den auf sie harrenden Liebhaber zu seiner Geliebten zu führen. Vor allen Dingen schloß sie die Hausthüre zu, um sich vor aller Ueberraschung sicher zu stellen; alsdann brachte sie die beiden Geliebten, die so sehnlich auf diesen glücklichen Augenblick gewartet hatten, zusammen.

Eleonore empfing den Herrn von F . . . mit offenen Armen, und nachdem die ersten Augenblicke, in welchen die gegenseitige Freude über ihre glückliche Vereinigung ihnen die Sprache raubte, vorüber waren, wendete sie sich zur Frau Tropeln, welche sie ebenfalls auf das freundschaftlichste umarmte. Dabey sagte sie: ihnen allein haben wir unser Glück zu verdanken, und ohne ihren Beystand hätten wir nie diese frohen Augenblicke haben können. Dafür rechnen sie aber auf meine ganze Dankbar-

keit,

keit, und seyn sie versichert, daß ich ihnen den geleisteten Dienst nie vergessen werde.

Ja gewiß, fiel ihr der Herr von F... in die Rede, sind sie das einzige und hauptsächliche Werkzeug meines Glück, und ohne ihre Hülfe könnte ich jetzo nicht die Wonne genießen, meine Eleonore in meinen Armen zu halten. Nun aber haben wir ihre theure eifersüchtige Ehehälfte mit einer sichern Begleitung weggeschickt, und der Wahrscheinlichkeit nach kann er unter drey Stunden nicht wieder kommen, da ich gewiß bin, daß meine Befehle pünktlich befolget werden. Aber demohngeachtet ist die Zeit edel, und wir müssen sie so gut als möglich zu benutzen suchen, weil wir nicht bestimmen können, wenn sich wieder eine so günstige Gelegenheit, uns ohne Zeugen zu sehen und zu sprechen, darbietet.

Da die Frau Tropeln von der guten Benutzung der Zeit reden hörte, hielt sie es für Zeit, sich zu entfernen. Sie fühlte, daß ihre Gegenwart den Liebenden lästig seyn müßte. Sie hatte kaum die Thür zugemacht, so fingen die beyden Geliebten auch schon an, den bestmöglichsten Vortheil von ihrer Einsamkeit zu

zie-

ziehen. Ohne sich weiter in eine Unterredung einzulassen, machten sie Anstalt, die höchsten Freuden dieses Lebens zu genießen; denn beyde Theile brannten vor Begierde, ihre gegenseitigen Leidenschaften zu befriedigen. Sie bedienten sich des Bettes der Eleonore, welches sie ganz zum Tempel der Liebe einweiheten, und Eleonore war in den Armen ihres Geliebten ganz außer sich vor Vergnügen, da sie den Unterschied zwischen den kalten Umarmungen ihres Gatten und den feurigen Küssen des Herrn von F... lebhaft fühlte. Jedoch mischte sich Schmerz zugleich mit in ihr wollüstiges Vergnügen, weil sie voraussahe, daß sie nur selten dessen theilhaft werden würde, und die meiste Zeit ihres Lebens mit ihrem abgelebten Gatten zubringen müßte, der wohl Leidenschaften aufwecken, sie aber auf keine Weise befriedigen konnte.

Eleonore und der Herr von F... hatten auf diese Art schon zwey Stunden mit einander zugebracht. Sie hatten zwar wenig gesprochen, und ihr Gespräch war äußerst einsylbig gewesen, demohngeachtet aber hatten sie sich nach ihrer gegenseitigen Versicherung sehr gut unterhalten, und beyde glaubten nur einen Augen-

genblick beysammen gewesen zu seyn. Die Frau Tropeln hielt es aber für die höchste Zeit, den Herrn von F . . . wieder fortzuschicken. Sie klopfte an die Thüre, um ihre Ankunft zu melden: wobey sie dem Herrn von F . . . zurief: auf! auf, junger Herr, machen sie, daß sie fortkommen, sonst könnte der gnädige Herr sie leicht überraschen. Sie haben für die erste Zusammenkunft Vergnügen genung genossen; seyn sie aber über die Trennung nicht traurig; ich will schon Mittel und Wege finden, sie wieder zu vereinigen.

Es kostete den beyden Liebenden zwar nicht wenig Ueberwindung, den strengen Befehl ihrer Führerin zu befolgen; indessen mußten sie ihr doch gehorchen, um sich ihre Freundschaft nicht zu verscherzen. Nach einem sehr zärtlichen Abschied, und vielen Betheuerungen ewiger Liebe, machte sich der Herr von F . . . auf den Weg, um unbemerkt zu entkommen.

Nun müssen wir aber doch auch sehen, was aus dem armen Herrn von W . . . geworden ist. Nachdem er endlich gewahr wurde, daß ihn Niemand mehr verfolgte, blieb er stehen, um zu sehen, wo er sich eigentlich befand. Zu

sei-

seinem Schrecken sahe er beym Mondschein, daß er ziemlich weit von seiner Wohnung entfernt war. Zugleich fuhr ihm auch der Gedanke durch den Kopf, daß er einen schönen jungen Mann in seinem Hause gelassen hätte. Dadurch wurde seine Eifersucht rege, welche ihm den Entschluß fassen ließ, sogleich wieder nach Hause zu gehen, es möchte ihm auch begegnen, was da wollte.

Der schnelle Spatziergang, den er machen mußte, hatte ihn so abgemattet, daß er kaum den Rückweg aushalten konnte. Allein seine Eifersucht unterstützte noch einigermaßen seine Kräfte, daß er doch noch sein Haus erreichte. Er pochte an, und die Frau Tropeln kam selbst, ihm die Thüre zu öfnen.

Sein erstes Wort war: was ist aus dem jungen Menschen geworden, den ich im Saale gelassen habe.

Frau Tropeln. Er hat über eine Viertelstunde gewartet; weil er aber, seinem Vorgeben nach, noch nöthige Geschäfte hatte, so ist er fortgegangen, und hat mir aufgetragen, ihn zu entschuldigen. Zugleich hat er versichert, daß er ihre Großmuth allgemein bekannt machen,

chen, und ihnen mit Vergnügen einen ähnlichen Dienst erzeigen würde, da sie ihr Leben gewagt, um das seinige zu retten.

Der Herr von W... war mit dieser Antwort sehr zufrieden; ich wünsche nur, fuhr er fort, daß die Mörder, die ihn hier angefallen, ihm nicht in einer andern Gegend mögen begegnet haben; denn alsdann ist es gewiß um sein Leben geschehen. Ich danke Gott, daß ich so wohlfeilen Kaufes davon gekommen bin.

VI.

Jeanette.

Jeanette war zu ihrer Zeit das berühmteste Freudenmädchen in B... Ihre eigne Mutter hatte sie zu diesem zwar nicht besonders ehrenvollen, aber doch einträglichen Stande gewidmet. Sie war eigentlich in D... geboren; weil ihr dieser Ort aber nicht einträglich genung schien, da die Einwohner desselben weder reich noch freygebig genung waren, um die Geldgierde der Mutter zu befriedigen, so beschloß sie, sich einen andern Aufenthalt zu wäh-

len, und ihren Mitbürgern das Vergnügen, ein so schönes Mädchen, wie Jeanette, in ihrer Mitte zu haben, zu entziehen. Denn ihr Plan war, daß ihre Tochter mit ihren von der Natur erhaltenen Gaben Wucher treiben sollte; damit sie sich in der Blüthe ihrer Jahre ein kleines Capital zusammen bringen könnte, und wenn die Rosen ihrer Wangen verblühet, ihr genung übrig bliebe, ein bequemes Leben zu führen.

Mit Vergnügen verließ sie also ihre Vaterstadt, um B . . . zu ihrem künftigen Wohnsitz zu wählen. Sie hatte Jeanetten eine ziemlich gute Erziehung gegeben, überdieß war ihre Schönheit noch in ihrer ersten Blüthe, weswegen sie hofte, ihren Zweck leicht zu erreichen. Sie kannte B . . . der Beschreibung nach; und wußte, daß es an jungen Leuten, die gern ihr Vermögen verschwenden, nicht fehlete. Vorzüglich kannte sie den Hang der B . . . Einwohner zum schönen Geschlecht, weswegen sie gewiß erwartete, keine üble Speculation gemacht zu haben, sondern sich schmeichelte, sehr bald ein hübsches Vermögen zu erwerben.

Die Art, mit welcher Jeanette in B . . . aufgenommen wurde, entsprach ganz den Wün-

schen der Mutter. Sie war kaum angekommen, so versammleten sich schon alte und junge Wollüstlinge in ganzen Schaaren um sie her. Ministers und Assessoren, Generale und Fähndriche waren um ihr herum, und suchten ihre Gunst zu erlangen. Es regnete gleichsam Geld auf sie herab, weil es immer einer dem andern zuvorzuthun suchte, und mancher Ring und manche Tabatiere wanderte in die Hände beschnittener und unbeschnittener Juden, blos, um nur der schönen Jeanette ein Geschenk, das ihrer würdig wäre, zu machen. Ein jeder wollte sich durch seine Freygebigkeit bey ihr auszeichnen, und ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Gleichwohl gelang es keinem von ihnen, ihre besondere Gunst zu erlangen. Vielmehr behandelte sie sie alle mit einer ihrem Stande angemessenen Art; das heißt, sie war gegen alle gleich artig, ohne einen vorzuziehen, und derjenige, der sie am besten bezahlte, hatte auch die nächsten Ansprüche auf ihre Liebe für dieselbe Nacht. Dabey mußte man ihr aber zum Ruhme nachsagen, daß sie sehr pünktlich Wort hielt, wenn sie einmal versprochen hatte, einem ihrer Liebhaber eine Nacht zu schenken; denn wenn auch alsdann ein anderer kam, der

ihr weit vortheilhaftere Bedingungen machte, so wurde er doch abgewiesen und auf ein anderesmal beschieden.

Unter dem Schwarm von Liebhabern, welche sie umgaben, befand sich auch ein gewisser Herrmann. Dieser war ein junger artiger Mann, dem man schlechterdings keinen andern Fehler aufbürden konnte, als daß ihn die Göttin mit der Rede sehr schlecht bedacht hatte. Indessen suchte er doch so vergnügt als möglich zu leben, und sein Hauptstudium war darauf gerichtet, mit wenigen Kosten alles zu genießen, was seine Zeitgenossen gewöhnlich theuer bezahlen mußten. Allein bey Jeanetten scheiterte seine Kunst, denn sie war eines von denen Geschöpfen, die ihre Gunstbezeugungen nicht a conto austheilen; sondern wer sich einen vergnügten Abend, wenn man es anders einen vergnügten Abend nennen kann, den man in den Armen eines Freudenmädchens zubringt, machen wollte, mußte allemal den Spaß sehr theuer im Voraus bezahlen.

Herrmann wußte dieses zwar wohl, indessen konnte er sich doch nicht entschließen, alle Hofnung aufzugeben, von den Reizen der schönen

nen Jeanette seinen Theil zu erhalten. Er setzte alle seine Talente in Bewegung, um die Aufmerksamkeit der Jeanette auf sich zu ziehen. Er war Dichter, Musikus, hatte übrigens noch viele Kenntnisse und einen sehr ausgebildeten Verstand, und brauchte diese Eigenschaften blos, um Jeanetten zu gefallen. Er machte Verse auf sie, in welchen er sowohl ihrer äußern als auch ihrer innern Vorzüge auf das rühmlichste gedachte, und ihrem Stolz, so viel in seinen Kräften stand, zu schmeicheln suchte. War er bey ihr, so sang er ihr die zärtlichsten Lieder vor, und zugleich bot er seinen ganzen Witz und Verstand auf, ihr die schönsten Dinge zu sagen, und sie angenehm zu unterhalten. Allein, so gut Jeanette sich auch in seiner Gesellschaft die Zeit vertrieb, und so gern sie ihn in müßigen Stunden um sich hatte, so gab sie ihm doch nie den mindesten Beweiß ihrer Gunst; weil sie den festen Grundsatz hatte, in der Blüthe ihrer Jahre nie einen Liebhaber auf und anzunehmen, wenn er keine klingende Eigenschaften hatte; denn alles übrige war in ihren Augen Nebensache, und ein Dummkopf mit der Börse in der Hand war ihr weit angenehmer, als der witzigste Mensch mit leerem Beutel.

Endlich wurde Herrmann überzeugt, daß er mit allen seinen Vorzügen des Geistes und des Körpers bey Jeanetten nie seinen Zweck erreichen würde. Gleichwohl konnte er sich nicht entschließen, den Gedanken, auch einmal, wenigstens nur ein paar Nächte, der Besitzer so vieler Reize zu werden, aufzugeben. Er sann deswegen auf ein ander Mittel, seinen Zweck zu erreichen, und bey Jeanetten alles zu genießen, was zu genießen war, ohne sich sehr in Unkosten zu setzen.

Gerade zu dieser Zeit hatte der König eine goldne Denkmünze prägen lassen, welche fünf und zwanzig Thaler werth war. Es waren sehr wenig Abdrücke davon gemacht worden, und das Gepräge war so schön, daß bald keine mehr zu haben war. Sie wurden deswegen sehr theuer bezahlt, und mancher Liebhnber gab den doppelten Werth, um nur zum Besitz derselben zu gelangen.

Meine Leser werden wohl oft die Erfahrung gemacht haben, daß ein Mädchen, wie Jeanette, es für eine Schande hält, wenn sie nicht auch Besitzerinn einer solchen Sache ist, die Aufsehen macht. Gleichwohl hatte sie, aller

ler ihrer angewendeten Mühe ohngeachtet, noch nicht zum Besitz einer solchen Münze kommen können. Denn theils hatten ihre Liebhaber selbst keine, theils hielten sie das Geschenk für zu kostbar, um es für die Freuden einer Nacht, in den Armen eines Freudenmädchens hinzugeben.

Der Verfasser der Münze hatte verschiedene Probeabdrücke in Kupfer prägen lassen, ehe die goldne Denkmünze geschlagen wurde. Herrmann, der mit diesem Menschen sehr genau bekannt war, hatte deren dreye von der ersten Sorte zum Geschenk bekommen. Kaum erfuhr er das Verlangen der Jeanette nach einer solchen Münze, so hatte er auch schon den Plan entworfen, sich durch List dasjenige zu verschaffen, was ihm auf keinen andern Weg zu erlangen möglich war. Er ließ seine drey Münzen so stark vergolden, daß jeder, der sie nicht probierte, sie für Gold halten mußte.

Eines Tags besuchte er Jeanetten, wie gewöhnlich. Er lenkte das Gespräch bald auf die berühmten Münzen, und zugleich zeigte er die seinigen als eine große Seltenheit vor. Sobald Jeanette sie sahe, brannte sie vor Be-

gierde, Besitzerin einer derselben zu werden. Sie versprach Herrmann, ihm dasjenige zu gewähren, was er schon so lange mit so vieler Leidenschaft gesucht hätte. Lieber, guter Herrmann, fuhr sie fort, ich bitte sie, geben sie mir eine von ihren Münzen; ich verspreche ihnen auch dafür, sie Zeit meines Lebens von ganzem Herzen zu lieben, und ihnen zu erlauben, alles mit mir zu machen, was sie nur wollen. Mein Haus soll unaufhörlich für sie offen seyn, und sie mögen von nun an kommen, zu welcher Stunde sie wollen, so werden sie sehr gern gesehen seyn.

Herrmann wollte seine bis jetzo gehabte Bemühung nun auch ordentlich bezahlt haben; deswegen legte er zum Schein einen außerordentlichen Werth auf seine Münze. Er versicherte, daß er sich ohnmöglich entschließen könnte, eine von ihnen wegzugeben, weil sie äußerst selten wären; zugleich erbot er sich, ihr lieber ein anderes ziemlich ansehnliches Geschenk zu machen. Diese Verweigerung machte Jeanetten noch weit begieriger darauf. Sie hörte nicht eher auf zu bitten, bis er versprach, ihr eine zu schenken; jedoch machte er die Bedingung, daß sie eydlich versprechen mußte, ihn

drey Nächte nach einander mit sich zu Bette zu nehmen.

Jeanette bewilligte alles, und würde sich zu noch weit mehr verstanden haben, wenn er so unbillig gewesen wäre, seine Forderungen höher zu spannen. Sie machte sich durch einen Eyd verbindlich, ihm die verlangten drey Nächte zu gewähren. Hierauf suchte sie sich eine von den drey Münzen aus, und sobald sie selbige in ihren Händen hatte, bat sie Herrmann, bey ihr zu speisen.

Herrmann war in seinem Gott vergnügt, endlich einmal nach so vielen fruchtlosen Bemühungen das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Er war bey Tische aufgeräumt, und sobald die Abendmahlzeit vorüber, so legte er sich mit seiner Geliebten zu Bette. Hier genoß er nun das schon so lange, so sehnlich gewünschte Vergnügen in vollem Maaße. Jeanette ihrer Seits ließ sich sehr angelegen seyn, ihn mit Liebkosungen zu überhäufen, und ihm den Genuß in ihren Armen so anziehend als möglich zu machen, weil sie hofte, dadurch auch noch Besitzerin der beyden andern Münzen zu werden. Allein Herrmann war viel zu fein, um sich so leicht betrügen zu lassen. Er merkte die

Absicht der Jeanette, und faßte den Vorsatz, sie zu prellen, anstatt selbst geprellt zu werden.

Den dritten Tag, als den letzten, an welchem er unumschränkter Besitzer der Reize der schönen Jeanette war, kam er mit einem sehr traurigen Gesichte zu ihr. Er sprach fast nicht ein Wort, sondern warf sich immer aus einem Stuhl in den andern, wobey er auf das erbärmlichste seufzete. Jeanette fragte ihn, was ihm fehlte, allein sie konnte keine Antwort aus ihm herausbringen. Nur, nachdem sie ihn zu wiederholenden Malen auf das innigste gebeten, ihr seinen Kummer mitzutheilen; gestand er ihr, daß er befürchtete, noch denselben Tag auf einen Wechsel von funfzehn Louisd'or von einem Kaufmann arretiret zu werden.

Sowohl Jeanette als auch ihre Mutter suchten alles mögliche hervor, ihn zu trösten; allein alle ihre Mühe war vergebens; er blieb in der Stimmung, in der er war, als er kam. Weil die Mutter ihn nun wirklich in sehr großer Verlegenheit glaubte, so hielt sie es für eine gute Gelegenheit, die beyden andern Denkmünzen um einen billigen Preiß zu bekommen. Sie rufte ihre Tochter bey Seite, und theilte

ihr

ihr ihren Plan mit, die ihn auch von ganzem Herzen billigte, und sich erbot, ihn auszuführen. Denn in Ansehung des Geitzes war sie ihrer Mutter vollkommen ähnlich, und wo etwas zu verdienen war, so ließ sie sich gleich bereitwillig finden, es mochte auf eine ehrliche oder unehrliche Art seyn.

Sie ging sogleich wieder zu Herrmann, der immer noch mit einem sehr traurigen Gesichte da stand, und einmal über das andere über sein unglückliches Schicksal seufzete. Jeanette stellte sich ganz von Mitleid über seine verdrießliche Lage durchdrungen; theilnehmend setzte sie sich an seine Seite, wobey sie sich stellte, als ob sie wenigstens seinen Kummer theilen wollte, wenn sie ihn nicht lindern könnte.

Endlich fing sie folgendes Gespräch mit ihm an. Aber sage mir, lieber Herrmann, ist es dir denn gar nicht möglich, deinen Gläubiger zu befriedigen, und ihm die kleine Summe zu bezahlen.

Herrmann. Vor Heute ist es mir ganz ohnmöglich, auch wüßte ich keinen Ort, wo ich es in der Geschwindigkeit auftreiben könnte. Wenn ich nur eine Frist von acht Tagen hätte,

so wäre es mir sehr leicht, diese Kleinigkeit zu bezahlen, weil ich in dieser Zeit Geld genung bekommen muß, aber heute weiß ich mir nicht zu helfen.

Jeanette. Du glaubst gar nicht, wie unangenehm es mir ist, dich so traurig zu sehen, da du weißt, wie sehr ich dich liebe. Um dir aber einen Beweiß meiner Zärtlichkeit zu geben, so will ich dir mein ganzes baares Vermögen, welches in zehn Louisd'ors bestehet, vorstrecken. Wenn du dieses deinem Gläubiger auf Abschlag giebst, so wird er wohl mit dem übrigen auf eine kurze Zeit Nachsicht geben.

Herrmann. Ich danke dir für deine Güte, allein sie hilft mir nichts. Mein Gläubiger ist ein zu harter Mann, der mir auch nicht auf einen Groschen Nachsicht verstatten würde. Wenn du mir aber könntest zwölf Louisd'or vorstrecken, so würdest du mich auf ewig dir verbindlich machen, und in Zeit von acht Tagen will ich dir sie mit Dank wieder bezahlen. Ich habe selbst noch drey Louisd'or in meinem Vermögen, und auf diese Art brauche ich meinem harten Gläubiger nicht erst ein gutes Wort zu geben, welches ohne dieß nichts helfen wird.

Jeanette. Ich selbst habe es nicht, aber warte nur einen Augenblick, ich will meine Mutter fragen, vielleicht kann die es machen. Sie lief hierauf sogleich fort, und kam bald mit dem Gelde zurück. Hier ist es, lieber Herrmann, nun kannst du doch außer Sorgen seyn. Die Mutter meinte aber, ob du nicht wolltest so gut seyn, und ihr die beyden Denkmünzen so lange aufzuheben geben, bis du das Geld wieder bezahlet. Sie sagte, es wäre nicht aus Mistrauen gegen dich; allein, es wäre doch möglich, daß du indessen sterben könntest, und wenn wir gar nichts von dir in Händen hätten, so könnten wir leicht ganz um unser sauer erworbenes Geld kommen.

Herrmann. Ich finde die Besorgniß deiner Mutter sehr gegründet, auch würde ich von freyen Stücken ihr diese Münzen, welche ich deshalb zu mir gesteckt, zum Unterpfande gegeben haben, wenn sie es auch nicht verlangt hätte.

Hierauf übergab er ihr das verlangte Unterpfand, welches sie mit vieler Freude empfing, zumal da sie sich vorgenommen hatte, es nicht wieder herauszugeben, und einen ansehnlichen Gewinn damit zu machen hofte. Herrmann ging

ging hierauf noch einige Zeit bey ihr aus und ein, und genoß, was zu genießen war. Als er aber kein Vergnügen mehr in ihrer Gesellschaft empfand, und ihn gleichsam vor dem fernern Umgang mit Jeanetten ekelte, wie gewöhnlich den Männern in dem Umgang mit dieser Art Geschöpfe zu geschehen pflegt, so blieb er aus ihrem Hause weg, nachdem er ihr versichert, daß sie die Denkmünzen zu seinem Andenken behalten könnte.

Jeanette glaubte nichts weniger als betrogen worden zu seyn; vielmehr war sie sehr froh, so wohlfeilen Kaufs zu diesen Münzen gekommen zu seyn. Sie zeigte sie allen ihren Liebhabern mit der Versicherung, daß sie selbige von einem Geliebten zum Geschenk bekommen, um sie gleichsam auch zur Freygebigkeit aufzumuntern.

Durch ihre Art zu leben hatte sie sich ein ganz artiges Vermögen erworben. Um es sicher unterzubringen, gab es ihre Mutter einem berühmten Wechsler in seine Bank. Zugleich wollte sie auch die drey Goldstücke, welche sie als ein todtes Capital betrachtete, verkaufen. Sobald der Wechsler sie in die Hand nahm, bemerkte er augenblicklich, daß sie nur vergol-

det

det waren. Er sagte es der Alten, welche der Schlag fast über diese Nachricht rührte. Sie nahm sie wieder zu sich, und lief, was sie laufen konnte, um ihrer Tochter die tröstliche Nachricht zu bringen. Sie war kaum in die Stube getreten, so schrie sie ihr auch schon entgegen: Wir sind schöne angekommen, meine liebe Jeanette, daß wir uns mit dem verwünschten Herrmann eingelassen haben. Der verdammte Kerl war viel zu fein für uns. Stelle dir nur einmal vor, wie uns der Spitzbube betrogen hat. Die Schaumünzen, welche wir ihm abgekaufet, sind bloßes Kupfer, und nur ein wenig vergoldet. Wir würden schön zurechte gekommen seyn, wenn wir uns mit mehr solchen feinen Herren eingelassen hätten. Der Schurke hat sich nicht begnügt, bey dir umsonst zu essen, zu trinken und zu schlafen, sondern er hat sich auch noch überdieß für seine gehabte Mühe bezahlen lassen. Denn die Louisd'ors, die wir ihm gegeben, waren von gutem Gold, und der Bettel, den wir hier haben, ist nichts als Kupfer.

Jeanette war außer sich vor Bosheit, so angeführet worden zu seyn. Am meisten aber

kränk-

kränkte sie sich darüber, wenn sie überlegte, was sie vor schönes Gold in der Zeit hätte verdienen können, die sie mit ihm verschwendet. Indessen tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß sie die andern, die in ihre Hände fallen würden, desto besser rupfen wollte. Zu ihrem größten Unglück aber war ihre glänzendste Periode vorüber. Die Vornehmen der Stadt machten sich nichts mehr aus ihr, weil jüngere Schönen indessen angekommen waren, und ihre Reize durch zu häufigem Gebrauch auch nach und nach zu welken anfingen, daß also nur noch die niedere Klasse von Wollüstlingen, bey denen aber nicht viel zu verdienen war, sich mit ihr abgaben. Ueberdieß hatte sie das Unglück, ihre Mutter nach einem kurzen Krankenlager zu verlieren. Diese hatte immer noch gewußt, zuweilen einen Neuling, der die Welt noch nicht kannte, an sich zu locken, und ihm die Federn ein wenig auszurupfen. Allein auch dieser letzten Stütze beraubt, kam Jeanette ganz in Verfall der Nahrung.

Da sie sich in diesen Zustand versetzt sahe, faßte sie den Entschluß, sich noch auf ihre alten Tage einen Mann zu nehmen. Sie hofte, dadurch

durch sich am besten für die öffentlichen Beleidigungen, denen sie in ihrer gegenwärtigen Lage zuweilen ausgesetzt war, sicher zu stellen. Mit dem Vermögen aber, welches sie sich erworben, glaubte sie schon einen Mann zu finden, der sich an ihre begangenen Jugendsünden nicht stoßen würde.

Ihr Wunsch wurde bald erfüllt. Ein Zollbedienter, der sie zuweilen besuchte, hatte ihren Entschluß erfahren. Ihr Vermögen blendete ihn, daß er ihr den Antrag machte, sie zu heyrathen; jedoch mußte sie ihm versprechen, ihm treu zu bleiben, und sich mit keinem andern in ein Liebesverständniß einzulassen. Sie versprach ihm alles mögliche, und war von ganzem Herzen froh, einen Mann gefunden zu haben, der sich ihrer annehmen wollte. Der Herr Gemahl hingegen, der sich aus Ehre und Schande nicht viel machte, war nicht minder vergnügt, mit so weniger Mühe ein für ihn und seine Umstände sehr beträchtliches Vermögen zu bekommen, und nach wenig Tagen war dieses glückliche Paar auf ewig verbunden.

Einige Zeit führten diese neu Vermählten ein sehr glückliches Leben. Sie glaubten ihr

Geld könnte nicht alle werden, weswegen sie es sich an nichts abgehen ließen. Allein, da sie beyde nicht arbeiteten, so fing es doch an, nach und nach abzunehmen. Der Jeanette war dieses gar nicht gelegen; sie war von jeher gewohnt, sich nichts abgehen zu lassen, und sich gut anzuziehen. Da aber ihr Geld nun nicht mehr zureichen wollte, ihre vielen Bedürfnisse zu befriedigen, so suchte sie ihr Glück anderwärts, weil ihr Mann nicht mehr fähig war, alle ihre Wünsche zu erfüllen.

Zuerst richtete sie ihre Speculation auf einen Kaufmann, der mit allerley Schnittwaaren in den Häusern herum ging. Sie hatte bemerkt, daß derselbe sich sehr angelegen seyn ließ, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Denn alle Tage durchstrich er mehrere Mahle die Gasse, in welcher sie wohnete. Alle Sonn- und Festtage kundschaftete er die Orte aus, wo sie hinging, um mit ihr in Gesellschaft zu seyn, und wenn er ihr auf der Straße begegnete, so grüßte er sie sehr freundlich. Jeanette hingegen ihrer Seits unterließ nicht, ihm allezeit einen freundlichen Blick zuzuwerfen, wenn sie bey ihm vorbeyging, um ihn nach und nach in ihr Garn zu locken.

Ihr Kleidervorrath war nun so schlecht geworden, daß sie erstlich auf neuen Zuwachs bedacht seyn mußte, wenn sie nicht in einem sehr schlechten Aufzuge erscheinen wollte.

Eines Tages sahe sie den nur gedachten Kaufmann zu einer Stunde, wo sie gewiß wußte, daß ihr Mann nicht nach Hause kommen würde, bey ihrem Fenster vorbeygehen. Sie faßte sogleich den Entschluß, einen Versuch zu machen, ob sie vielleicht vor der Hand wenigstens ein Kleid mit leichter Mühe verdienen könnte. Sie rief den Kaufmann, und bat ihn in das Haus zu kommen. Dieser war über die gute Gelegenheit, die sich ihm darbot, sehr erfreuet, und trat ein, ohne es sich zweymal sagen zu lassen.

Sobald er seine Waaren niedergesetzet, fragte ihn Jeanette, ob er hübschen feinen Zeug hätte?

Der Kaufmann erwiederte: o ja! gewiß vom besten, den man nur haben kann; ich stehe ihnen dafür, daß sie in ihrem Leben keinen schönern gesehen haben. In der Zeit, daß er dieses sagte, legte er seine Waaren aus, und zeigte Jeanetten besonders ein außerordentlich schönes Stück Atlas.

Sobald er Jeanetten darauf aufmerksam gemacht, sagte sie: ich habe lange nicht so etwas Schönes gesehen.

Der Kaufmann. Ist ihnen vielleicht etwas davon gefällig?

Jeanette. Ich muß gestehen, daß ich wohl zwölf Ellen davon zu haben wünschte.

Der Kaufmann. Sie dürfen nur befehlen; nicht allein dieses Stück Atlas, sondern auch meine übrige Waare stehet ganz zu ihrem Befehl.

Jeanette. Vor der Hand wüßte ich weiter nichts zu brauchen als diesen Atlas, von welchem ich sie bitte, mir zwölf Ellen abzumessen.

Der Kaufmann. Es freuet mich unendlich, so glücklich zu seyn, etwas zu haben, was ihnen anständig ist. (Dabey unterließ er nicht, die verlangten zwölf Ellen abzumessen.

Jeanette. (Mit einem schalkhaften Lächeln, nachdem der Kaufmann ihr den Atlas übergeben.) Was wollen sie für die Elle von diesem Atlas haben.

Der Kaufmann. Ellenweise kann ich den Preiß nicht bestimmen; aber für das Gan-

ze mache ich eine etwas unbescheidene Forderung. Ich bitte sie um ihre Liebe, und wenn sie mir diese gewähren, so stehet mein ganzes Vermögen zu ihren Diensten.

Jeanette. Ich muß gestehen, daß du sehr fein bist, und es dir wenig Mühe gekostet hat, zu bemerken, daß ich nichts weniger als gleichgültig gegen dich gesinnt bin. Aber das kannst du nicht verlangen, daß ich mich dir für zwölf Ellen Atlas ganz überlassen soll; dieses wäre wirklich ein etwas zu geringer Preiß.

Der Kaufmann. Wenn sie wüßten, wie lange ich schon den Himmel um ihre Gegenliebe angeflehet habe, so würde es ihnen schwer werden, mir ihre Gunst zu verweigern. Um ihnen aber einen Beweiß von der Heftigkeit meiner Leidenschaft zu geben, so bitte ich sie auf das inständigste, über mein ganzes Vermögen zu schalten und zu walten, als ob es ihr Eigenthum wäre. Verlangen sie von mir alles, was sie wollen, und sie werden sehen, mit welcher Bereitwilligkeit ich es ihnen zu Füßen legen werde.

Jeanette. Ich danke dir für die Aufrichtigkeit deiner Gesinnungen gegen mich; ich

müßte äußerst schlecht denken, wenn ich sie mißbrauchen wollte. Vielmehr würde ich keinen Anstand nehmen, deine Liebe zu belohnen, wie sie es verdienet, wenn mich nicht eine einzige Bedenklichkeit abhielte. Allein mein Mann ist außerordentlich eifersüchtig. Ich glaube gewiß, er brächte mich um, wenn er erführe, daß ich mich in eine genauere Bekanntschaft mit dir eingelassen. Wäre dieses Bedenken nicht, so würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, dir dasjenige zu gewähren, was du so sehnlich zu wünschen scheinest, und mir selbst Vergnügen verschaffen würde.

Der Kaufmann. Verzeihen sie mir, wenn ich ihnen sage, daß diese Ausflucht in meinen Augen nichts gilt. Wir sind beyde ganz allein, wie wäre es möglich, daß ihr Mann etwas davon sollte erfahren können. Ich bin gewiß überzeugt, sie werden es ihm nicht sagen; und mich werden sie doch hoffentlich nicht für so dumm halten, daß ich mir etwas sollte merken lassen.

Jeanette. Versprichst du mir vermittelst Eydes, nie von unsrer Bekanntschaft zu reden.

Der Kaufmann. Dieses beschwöre ich von ganzem Herzen bey Gott und allem, was mir heilig ist.

Jeanette. Nun bin ich vollkommen beruhiget; komm und folge mir.

Um nicht belauscht zu werden, führte sie ihren Geliebten in den Keller. Hier bezahlte sie ihm den Atlas auf die Art, wie er es selbst verlangt hatte. Ein Bierlager diente ihnen statt Bette, und Jeanette erlaubte dem Kaufmann, so lange zu genießen, als es ihm seine Kräfte erlaubten. Nachdem er ganz erschöpft war, gingen sie wieder in das Zimmer, und der Kaufmann sowohl als auch Jeanette waren sehr vergnügt, ihren Wunsch erfüllt zu haben.

Kaum hatte der Kaufmann das Haus verlassen, so fing es ihn auch schon an zu reuen, einen so dummen Streich gemacht und ein so kurzes Vergnügen so theuer bezahlt zu haben. Herr Gott, wie bin ich unglücklich, sagte er bey sich selbst; welcher Teufel muß mich verleitet haben, einen solchen dummen Streich zu machen, für das schlechte Vergnügen, welches ich genossen habe, so viel Geld aufzuopfern.

Ich laufe und renne den ganzen Tag, um ein paar Groschen zu verdienen, und wie ein Mensch, der ganz den Verstand verloren hat, opfere ich einem einzigen vergnügten Augenblick meinen Fleiß und meinen Schweiß von vielen Wochen auf. Ich muß darauf denken, meine Waare durch List wieder zu erhalten, damit mir die Freude, in den Armen der Jeanette die Seligkeiten der Liebe genossen zu haben, nicht zu hoch zu stehen kömmt.

Der Plan, auf eine gute Art seinen Atlas wieder zu bekommen, war bald gemacht. Um ihn auszuführen, beschloß er, zu warten, bis der Mann der Jeanette zum Abendessen nach Hause kommen würde. Er stellte sich in einiger Entfernung von ihrem Hause an, um alles beobachten zu können, was herauskam und hineinging. Nachdem er einige Zeit gewartet hatte, sahe er den Mann zu seiner großen Freude kommen. Die außerordentliche Hitze des Tages machte, daß Jeanette mit ihrem Mann in einem kleinen Hofe, der gleich an ihrem Hause war, speisete, um den schönen Abend zu genießen.

Sobald der Kaufmann merkte, daß sie sich zu Tische gesetzt hatten, ging er in das Haus.

Er

Er wendete sich sogleich an Jeanetten und sagte: ich komme auf ihren Befehl, um das Geld für den Atlas, den sie mir diesen Morgen abgekauft haben, abzuholen. Wenn er aber nicht ganz nach ihrem Geschmack ist, so bin ich auch erbötig, den Zeug selbst wieder zurückzunehmen.

Jeanette war sehr erstaunt, wie sie diese Anrede hörete. Indessen besas sie Verstand genung, um der ganzen Sache in der größten Geschwindigkeit eine solche Wendung zu geben, daß ihr Mann nichts merken konnte. Sie sagte ihm, sie hätte Auftrag von seiner Schwester Louise erhalten, ihr rechten schönen Atlas zu kaufen; allein der, welchen sie gewählet, wäre ihr doch noch nicht gut genung. Hierauf bat sie den Kaufmann, er möchte so gut seyn, und einen Augenblick warten, sie wollte sogleich gehen und den Atlas holen.

In der Zeit, daß sie nach ihrem Zimmer ging, dachte sie darauf, wie sie sich am besten an dem Kaufmann für den angethanen Schimpf rächen könnte. Sie lief mit dem Atlas in die Küche, und wickelte ein Paar brennende Kohlen sorgfältig hinein. Sobald sie dieses gethan, ging sie wieder in den Hof, wo der

Kaufmann auf sie wartete. Sie wendete sich sogleich an ihn und sagte: hier haben sie ihren Atlas wieder, wie sie mir ihn gegeben haben, wenn sie noch welchen von einer bessern Sorte haben, so bringen sie mir ihn morgen. Dabey wußte sie ihren Verdruß über ihre fehlgeschlagene Hofnung so gut zu verbergen, und ihre Worte waren mit so einem freundlichen Gesichte begleitet, daß kein Mensch hätte Argwohn gegen sie schöpfen können.

Der Kaufmann war seelenvergnügt, seine Waare wieder zu besitzen, und seine Wünsche ohnentgeldlich in den Armen der Jeanette befriediget zu haben, daß es ihm Mühe kostete, seine Freude zu verbergen. Er packte den Atlas geschwind zu seinen andern Sachen, ohne sich erst lange die Mühe zu nehmen, ihn zu besehen. Hierauf nahm er sein Bündel auf seine Schultern, empfahl sich zu geneigtem Wohlwollen, und ging fröhlich seiner Wege.

Jeanette begleitete ihn, unter dem Vorwande, die Thüre zuzuschließen, bis an die Hausthüre. Dabey sagte sie dem Kaufmann ganz sachte: gehe zum T..., niederträchtiger Kerl; ich wollte, daß Feuer vom Himmel

ſteſe; und deine ganze verdammte Waare ver=zehrete. Warum ereifern ſie ſich ſo, erwiederte der Kaufmann. Es iſt wahr, ich kann nicht läugnen, daß ich viel Vergnügen in ihren Ar=men genoſſen habe; allein ich weiß gewiß, ich habe ihnen auch welches verſchaft; und auf die=ſe Weiſe glaube ich, daß wir einander nichts ſchuldig ſind.

Hierauf ging er ſeine Wege, und war ſehr ſtolz, ein Weib, welches ſonſt die ganze Stadt angeführet hatte, einmal überliſtet zu haben. Allein ſeine Freude war von ſehr kur=zer Dauer. Denn wie er durch eine Gaſſe ging, in welcher es windig war, fing ſein Pa=quet auf der Schulter an zu brennen. Er ſa=he ſich um, und bemerkte, daß von allen Sei=ten der Rauch hervorquoll. Zugleich entſtand eine ſolche Hitze, daß er es geſchwind von ſei=nem Rücken werfen mußte, weil es ſchon heller lichterloh zu brennen anfing.

Als er die Verwüſtung ſahe, welche das Feuer in ſeiner Waare anrichtete, fing er er=bärmlich an zu weinen. Er fiel auf ſeine Kniee nieder, und bat den Himmel um Vergebung ſeines Vergehens. Ich habe, rief er aus,

Jeanetten betrogen, und der liebe Gott hat mich dafür bestraft. Sie hat den Himmel gebeten, daß Feuer auf mich herabfallen möchte; ihr Gebet ist erhöret; denn meine Waaren werden ein Raub desselben. Und noch muß ich Gott danken, daß ich mit dem Leben davon komme.

VII.

Die Heyrath aus Convenienz.

Der Geitz ist eine Wurzel alles Uebels; dieses alte Sprichwort traf auch bey der Ehe zwischen Evelinen und Georgen ein. Denn wäre diese Leidenschaft nicht mit in das Spiel gekommen, so würden diese beyden Menschen entweder nie verbunden worden seyn, oder wenn es auch das Schicksal so geleitet hätte, daß sie Mann und Frau worden wären, so würden sie doch gewiß glücklicher zusammen gelebt haben, sobald die verdammte Convenienz sie nicht zusammen gebracht.

Der Herr Graf von W . . . und der Graf von F . . . hatten jeder für sich ein so ansehnliches Vermögen, daß sie in der Stadt W . . . ganz

ganz ihrem Stande angemessen leben konnten. Dessen ohngeachtet war die größte Sorge dieser beyden Menschen, ihre Goldhaufen nur zu vergrößern. Der Zufall, oder was mir noch weit passender dünket, ihr böser Genius, gab beyden zugleich den unglücklichen Einfall ein, ihr Vermögen zu vereinigen, und dadurch ein sehr ansehnliches Ganzes zu bilden. Dieses schien ihnen sehr leicht zu seyn; denn der Graf W . . . hatte einen einzigen Sohn, und der Graf F . . . eine einzige Tochter. Durch diese beyden Personen sollte das beiderseitige Vermögen vereiniget werden, und die Herren Väter hatten beschlossen, ihre Kinder zu Mann und Frau zu machen, ohne sich darum zu bekümmern, was diese dazu sagen, und ob sie Lust haben würden oder nicht. Genung, die beiden Alten hielten es für gut, diese Ehe zu stiften, weil ihrem Vorgeben nach der Glanz ihrer Familien den höchsten Gipfel erreichen würde, ob sie dadurch ihre Kinder glücklich oder unglücklich machten, war ihnen gleichgültig. Die Ehepacta wurden aufgesetzt und unterzeichnet, und nun hielt man es erst für nothwendig, den Hauptpersonen zu benachrichtigen, was man über sie beschlossen hätte.

Doch nun halte ich es für meine Pflicht, meine Leser mit dem Charakter der beyden schon durch die Väter Verlobten, mit wenig Worten zu schildern; damit sie sich nicht wundern, wenn sie sehen, wie der gegenseitige Antrag aufgenommen wurde.

Eveline hatte das Unglück gehabt, ihre Mutter sehr zeitig zu verlieren. Der Vater fühlte, daß er dem schweren Geschäfte, eine Tochter zu erziehen, nicht gewachsen war; deswegen brachte er sie gleich nach ihrer Mutter Tode in ein Nonnenkloster, wo sie auch das Glück hatte, eine vortrefliche Bildung zu erhalten. Wie der Vater sie zu sich kommen ließ, um sie mit Georgen zu verbinden, hatte sie eben ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt. Dabey war sie außerordentlich schön, liebenswürdig, und von dem sanftesten Charakter, den man sich nur denken kann. Mit einem Wort, es fehlte ihr nicht das mindeste, um einen Mann vollkommen glücklich zu machen. Von Jugend auf an strengen Gehorsam gewöhnt, war sie sogleich bereit, den Willen ihres Vaters zu erfüllen, und Georgen ihre Hand zu geben; zumal da sie das Wort Liebe nur dem

Na-

Namen nach kannte, und ihr Herz noch vollkommen frey war.

Georg seiner Seits war auch nichts weniger als häßlich, vielmehr konnte man ihn fast für einen schönen Jüngling halten, wenn man ihn nicht gleich angesehen hätte, daß er sein Leben zu sehr genossen. Auch hatte er keinen schlechten Charakter, jedoch machten Leichtsinn und ein außerordentlicher Hang zur Freyheit die Hauptzüge desselben aus. Er befand sich gerade auf Reisen, wie der schöne Plan ausgeheckt wurde, ihm eine Frau zu geben. Sein Vater rief ihn zurück, ohne ihm jedoch die Ursache seiner Zurückberufung zu melden.

Kaum war er in W . . . angekommen, so wurde ihm Eveline als seine zukünftige Gattin vorgestellet. Im ersten Augenblick fiel ihm die Schönheit des Mädchens auf; allein der Gedanke, mit ihr auf ewig verbunden zu werden, machte, daß sie ihm bald ganz unausstehlich vorkam. Von nun an setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um seinen Vater auf andere Gedanken zu bringen; allein dieses war eine sehr vergebliche Mühe, denn dieser beharrte auf seinen Vorsatz, und Georg mußte

sich

sich mit Evelinen verbinden, wenn er sich nicht den ewigen Haß seines Vaters zuziehen wollte, der ihn mit Enterbung, Fluch, und Gott weiß, was allen, bedrohete.

Wir haben schon oben gesagt, daß die Schönheit der Eveline einen flüchtigen Eindruck auf Georgen gemacht hatte; allein von diesem war keine Spuhr mehr zu finden, sobald sie seine Gattin geworden. Vielmehr war sie ihm ganz unausstehlich, weil der Gedanke, mit ihr auf immer verbunden zu seyn, und durch sie seine ihm so theure Freyheit verloren zu haben, ihm unerträglich war. Gleich nach seiner Vermählung behandelte er deswegen seine Frau mit der äußersten Kälte. Mit der größten Sorgfalt suchte er ihre Gesellschaft zu vermeiden, und gewöhnlich brachte er den ganzen Tag mit Trinken und Spielen, die Nacht hingegen in den berüchtigsten Häusern zu. Denn der Umgang mit der verworfensten Kreatur des weiblichen Geschlechts war ihm weit anziehender, als die Umarmung seines schönen tugendhaften Weibes.

Eveline wußte die Ursache nicht, warum ihr Mann sie gleich von dem Tage ihrer Hochzeit an mit so vieler Kälte behandelte; eben so

wenig

wenig wußte sie, welche schlechte Gesellschaft er der ihrigen vorzog; deswegen bot sie alle ihre Kräfte auf, sich die Liebe ihres Gatten zu erwerben. Sie glaubte, daß ihm etwas in ihrem Betragen mißfiel, weswegen sie sich alle nur ersinnliche Mühe gab, ihn zu beobachten, um ihren Anzug, ihre Handlungen, und ihre ganze Art, sich zu benehmen, vollkommen nach seinem Willen einzurichten. Allen seinen Launen, deren er, wenn er zu Hause war, unendlich viele hatte, unterwarf sie sich ohne Murren, und jedem seiner Wünsche suchte sie zuvorzukommen. Allein alles dieses vermehrete eher seine Kälte, als daß es sie verminderte. Denn jemehr sie ihn an sich zu fesseln suchte, destomehr entfernte er sich von ihr; und wenn er ja einmal freundlich gegen sie war, so sahe man deutlich, daß es ihm Ueberwindung kostete.

Die arme Eveline fühlte sich sehr unglücklich, weil sie sahe, daß alle ihre angewendete Mühe die Liebe oder doch wenigstens die Achtung ihres Mannes zu erlangen vergebens war. Täglich prüfte sie sich selbst mit der äußersten Strenge, und doch konnte sie nichts finden, worüber sie sich hätte Vorwürfe machen können,

daß sie die Ursache zu der unnatürlichen Kälte ihres Mannes wäre. Sie fing nun nach und nach an zu muthmaßen, daß sein Betragen gegen sie aus ganz besondern Bewegungsgründen entstehen müßte. Sie kam dahero auf den Einfall, ihn insgeheim beobachten zu lassen, um zu erfahren, wie und wo er sich die viele Zeit beschäftigte, welche er außerhalb seinem Hause zubrachte.

Nun erfuhr sie bald die ganze schändliche Lebensart ihres Gatten. Nicht ohne Entsetzen aber vernahm sie, daß er ganze Nächte in den Armen feiler Dirnen verschwelgete, und sich allen möglichen Ausschweifungen überließ. Ihr Schmerz war groß, sich wegen solcher schändlichen Kreaturen gleichsam mit Verachtung behandelt zu sehen. Am meisten kränkte es sie aber, daß sie sich so viele Mühe gegeben, die Gunst eines Mannes zu erlangen, der ihrer Liebe und ihrer Achtung ganz unwürdig war.

Das Gefühl ihrer selbst beruhigte sie bald wieder. Mit Verachtung sahe sie nun auf ihren Mann herab, der blos wegen solchen abscheulichen Geschöpfen sein tugendhaftes Weib vernachläßigen konnte. Kaum würdigte sie ihn

mehr

mehr eines Blicks, und anstatt, daß sie sich sonst oft sehr viel Mühe gegeben, nur den mindesten Beweiß seiner Zärtlichkeit zu erhalten, behandelte sie ihn von dem Augenblick an, da sie von seiner schlechten Aufführung vollkommen überzeugt war, mit der äußersten Kälte.

Durch dieses Betragen erschwerte sich das arme Weib ihr Leben unendlich. Denn jemehr sie sich von Georgen zurückzog, desto schärfer fing er an sie zu beobachten, ob er gleich seine alte Lebensart fortsetzte. Mit einem Wort, Georg wurde eifersüchtig, und fing an zu fürchten, daß ein anderer die Liebe seiner Frau, die er einmal zu erlangen gesucht hatte, sich erworben habe. Er stellte von nun an Aufpasser an, welche alle ihre Tritte und Schritte beobachten mußten, welches vielleicht blos in der Absicht geschahe, um sein Betragen einigermaßen rechtfertigen zu können, und eine etwas minder ungerechte Ursache zur Unzufriedenheit zu haben.

Eveline bemerkte alles, was vorging; allein es war ihr auch sehr gleichgültig; denn ihrer Unschuld sich bewußt, lachte sie der Anstalten, die ihr Mann traf, um sie auf Schleifwegen zu ertappen. Sie änderte ihr Betra-

gen gegen ihn auch in keinem Stücke, außer daß sie ihm von Tage zu Tage ihre Verachtung mehr blicken ließ.

Eveline hatte viel zu gute Grundsätze, um sich entschließen zu können, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie begnügte sich, ihrem Gatten ihre Achtung ganz zu entziehen. Dabey hatte sie den festen Vorsatz gefaßt, ihre Pflichten nie zu verletzen, obgleich ihr Mann die seinigen täglich aus den Augen setzte. Allein ein Zufall machte, daß Eveline ihren schönen Grundsätzen untreu wurde.

Ganz von ohngefähr wohnte ein junger Engelländer ihr gegen über. Dieser sahe so gut aus, daß man ihn wirklich für das Ideal eines schönen Mannes halten konnte. Ueberdieß besaß er auch noch verschiedene Eigenschaften, welche sein Verdienst in den Augen der Weiber und Mädchen nicht herabsetzten. So war er zum Beyspiel ein sehr guter Gesellschafter, und in seiner Unterhaltung zeigte er sehr viel Verstand. Er spielte nicht übel Clavier, sang recht angenehm, und was dergleichen mehr war.

Gleich von dem ersten Tage an, da er das Quartier bezogen hatte, fiel ihm die Schönheit

der Eveline außerordentlich auf. Ganze Tage stellte er sich auf die Lauer, um den Augenblick nicht zu verpassen, wenn sie an das Fenster kam. Und war er gar so glücklich, daß sie ihm auf seinen ehrerbietigen Gruß freundlich dankte, so war er bis in den dritten Himmel entzückt. Denn nach wenigen Tagen war er so verliebt, daß die Liebe ihn auf das erbärmlichste mitspielte.

Evelinen gefiel der junge Mann nicht übel, und sie war gar nicht böse darüber, wie er in allen seinen Blicken und in allen seinen Handlungen nichts als Liebe für sie zeigte. Indessen behielt ihr Verstand doch noch die Herrschaft über das Herz, daß sie gar nicht den Gedanken zu fassen wagte, ihre Pflichten zu verletzen; vielmehr verflossen einige Monate, ohne daß ihr Geliebter auch nur den mindesten Beweiß einer gegenseitigen Zärtlichkeit erhielt.

Der Engelländer hingegen hatte mehrere Mittel versucht, ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen. Er hatte Gelegenheit gefunden, ihr verschiedene Briefe in die Hände zu spielen, in denen er die Größe seiner Leidenschaft mit den stärksten Ausdrücken schilderte. Allein sie waren

alle von Evelinen uneröfnet zurückgeschickt worden. Sie freuete sich selbst über die Stärke ihres Geistes, der ihr Herz so sehr unter seiner Gewalt erhielt; jedoch war die Freude nur von kurzer Dauer. Denn es währete nicht lange, so sahe sie deutlich die Folgen ihrer Grausamkeit auf dem Gesichte des schönen Engelländers. Todenblässe hatte selbiges überzogen, und die Verzweiflung leuchtete aus jedem seiner Blicke hervor.

Dieser Anblick rührte Evelinen über alle Beschreibung. Er besiegte in einem Nun den Verstand der Eveline, und verschafte ihrem Herzen die Oberhand. Denn das Mitleid, welches gewöhniglich in einem sanftfühlenden Herzen die Liebe begleitet, entwafnete plötzlich die kalte Vernunft. Ohne sich das geringste Bedenken ferner zu machen, öfnete sie einen Brief, den er ihr denselben Tag, da diese Veränderung mit ihr vorgegangen war, geschickt hatte.

Eveline wurde durch diesen Brief auf das innigste gerührt. Sie fand auf jeder Zeile desselben, daß es nur die Sprache des Herzens war, welche darinnen herrschete; denn sie fühlte, daß nur gekränkte Liebe so traurig und zärtlich

lich schreiben könnte. Zugleich bemerkte sie aber auch, daß seine Schwermuth der Verzweiflung nahe kam; deswegen hielt sie sich, durch die Sophismen ihres Herzens irre geleitet, aus Menschenliebe verbunden, das Unglück eines Geliebten zu vermindern, der durch ihre scheinende Unempfindlichkeit dem Tode nahe gekommen war.

Aus dieser Ursache beschloß sie, zu antworten, um ihn ein wenig zu trösten. Ihr Wille war, ihm blos ihre Theilnahme und ihr Mitleid über seinen Kummer zu erkennen zu geben; allein jedes Wort zeigte, daß eine ungleich heftigere Leidenschaft sich ihres Herzens bemächtiget, und daß alles ihres Widerstrebens ohngeachtet, die Liebe festen Sitz in selbigem aufgeschlagen hatte.

Sobald der Engelländer ihrer Rechnung nach den Brief konnte erhalten haben, trat sie hinter den Vorhang an ihrem Fenster, um zu sehen, was er vor einen Eindruck auf ihn würde gemacht haben. Er stand auch wirklich am Fenster, und hatte noch den von ihr erhaltenen Brief in seiner Hand, welchen er bald an den Mund, bald an das Herz drückte. Zugleich hatte die Freude seine bishero bleiche Wange

wieder hochroth gefärbet, und die Wonne, welche sein Herz über diesen Brief empfand, zeigte sich deutlich in allen seinen Zügen.

Eveline fühlte sich nicht weniger glücklich, als sie sahe, welche schnelle Veränderung *ihre* Güte auf das ganze Wesen ihres *Geliebten* machte. Sie war stolz darauf, daß blos von ihren Launen, die Regungen des Herzens eines jungen Mannes, der ihrer Zärtlichkeit ganz würdig schien, abhingen. Fast ohne es selbst zu wissen, trat sie hinter dem Vorhang hervor, lange blieb sie am Fenster stehen, und ohne daran zu denken, bestätigte sie mit ihren zärtlichen Blicken alles, was sie geschrieben hatte.

Nur der erste Schritt kostet einem tugendhaften Herzen Ueberwindung; ist dieser einmal gethan, so werden die andern, welche immer tiefer auf dem Wege des Verbrechens fortführen, sehr leicht. Bey der armen Eveline traf dieses gänzlich ein; denn nun lief das Herz mit der Vernunft ganz davon. Und die Leidenschaft, welche sie bis jetzo mit so vieler Mühe unterdrückt hatte, erhielt vollkommen die Oberherrschaft in ihrem Herzen.

Nach Verlauf von drey oder vier Tagen, waren unsre beyden Liebenden ganz einig. Das Kammermädchen wurde von dem Engelländer durch Geschenke gewonnen, und alles war in Bereitschaft, Eduarten bey der ersten günstigen Gelegenheit bey Evelinen einzuführen.

Wenn man in eine Person verliebt, und auf die andere, welche man lieben sollte, eifersüchtig ist, so fällt es unendlich schwer, beyde Leidenschaften gehörig zu befriedigen, da eine jede von ihnen die ganze Aufmerksamkeit eines Mannes erfordert. In diesem Fall befand sich Georg; er hatte seit einiger Zeit seine gewöhnlichen Gesellschaften aufgegeben, und sich ganz von den Reitzen eines jungen Bauernmädchens fesseln lassen. Sie war die Tochter eines Pachters von einem seiner Güther, welches nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lag. Da er von nun an den größten Theil seines Lebens auf diesem Guthe zubrachte, so konnte er natürlich seine Frau nicht so strenge beobachten; ob er sie wohl noch zuweilen mit seinem Argwohn quälte.

Seine neue Liebe beschäftigte ihn aber viel zu sehr, um auf alle Handlungen seiner Frau

Achtung geben zu können. Denn nicht selten brachte er die Nacht in den Armen seiner neuen Schönen zu, daß Eveline endlich sich auch entschloß, die Zeit, die ihr Mann sich so angenehm zu vertreiben wußte, nicht mehr in Unthätigkeit hinzubringen; weil sie sahe, daß bey Georgen durchaus keine Besserung zu hoffen war, sondern daß er ihr täglich mit mehrerer Kälte begegnete.

Sie machte deswegen ihre Anstalten, daß ihr Geliebter in der nächsten Nacht zu ihr kommen sollte, weil sie erfahren hatte, daß ihr Mann wieder seine gewöhnliche Spatzierreise vornehmen würde. Es wurde abgeredet, daß Eduard sich punkt zwölf Uhr vor ihrer Hausthüre einfinden sollte, wo alsdann die Kammerjungfrau, deren wir schon gedacht, ihm die Hausthüre öfnen würde.

Eduard erwartete die Nacht, in welcher er seine Geliebte zum erstenmale sprechen sollte, mit der größten Ungeduld. Er nahm sich nicht die Mühe, zu zählen, wie viel die Glocke schlug, und kaum hatte es acht Uhr geschlagen, so stand er schon an dem ihn angewiesenen Posten. Um allen Verdacht zu vermeiden, wenn

ihn

ihn ja Jemand in Georgens Haus gehen sehen sollte, hatte er gerade so einen Anzug gewählet, wie ein naher Verwandter der Eveline, der auch in diesem Hause wohnete, gewöhnlich zu haben pflegte, und mit dem er fast von gleicher Größe war.

Allein diese Vorsicht hätte für den armen Eduard sehr traurige Folgen haben können. Denn derselbe hatte sich mit Jemand veruneiniget, der nicht Herz genung besaß, ihn persönlich anzugreifen. Vielmehr waren drey Bösewichter gemiethet worden, welche den Auftrag hatten, dem Leben des jungen Mannes ein Ende zu machen, um sich für fernere Beleidigungen in Sicherheit zu setzen. Schon verschiedne Nächte hatten die besoldeten Meuchelmörder auf den Verwandten der Eveline gelauert, ohne ihn habhaft werden zu können. Endlich erblickten sie den Engelländer von weitem, den sie für das Schlachtopfer ihrer Bosheit hielten. Ohne eine lange Untersuchung anzustellen, ob es auch der rechte wäre, fielen sie alle drey über ihn her.

Eduard war über einen so unerwarteten Angrif zwar sehr verwundert, indessen wehrete er sich seiner Haut, so gut er konnte. Schon hatte

hatte er einen seiner Feinde zum fernern Gefechte untüchtig gemacht, als er unglücklicher Weise einen Stich durch den rechten Arm bekam. Diese Wunde erschwerete ihm das Fechten ungemein, und er würde sich gewiß bald auf Gnade und Ungnade haben ergeben müssen, wenn nicht ein wohl bewafneter Mann zu Pferde zu seiner Rettung herbeygeeilet wäre, dem es auch gelang, die Bösewichter zu verjagen, und unsern Eduard zu befreyen.

Dieser Reuter war Niemand anders als Georg selbst. Er war den ganzen Tag mit sehr wichtigen und ganz unaufschiebbaren Geschäften beschäftiget gewesen, und noch ganz spät wollte er auf sein Landguth reiten. Auf einmal hörete er das Geklirre der Degen. Er wußte von der Uneinigkeit seines Vetters, weswegen er gleich auf den Einfall kam, daß er sich in Gefahr befände. Ohne sich zu besinnen, ritt er nach dem Kampfplatz zu, um seinen vermeindlichen Vetter aus den Händen seiner Mörder zu retten.

Sobald die Mörder in die Flucht geschlagen waren, bemerkte Georg seinen Irrthum, daß er einen ganz fremden Menschen, den er

gar

gar nicht kannte, gerettet hatte. Weil aber sein Aeusseres sehr empfehlend war, und seine Wunde noch stark blutete, so bat er ihn, in sein Haus zu kommen, um sich ein wenig zu erholen. Eduard nahm dieses Anerbieten sehr gern an, und Georg schickte sogleich nach einem Chirurgus, um die Wunde des Fremden zu untersuchen und zu verbinden. Mit einem Wort, Georg hatte für diesen ihm ganz unbekannten Menschen so viel Sorgfalt, als er nur für seinen Freund haben konnte.

Ueber alle diese Geschichten war aber ein großer Theil der Nacht verstrichen, daß es nun zu spät worden war, um noch zu seiner Geliebten reiten zu können. Dafür beschloß er, den andern Morgen mit dem frühesten aufzubrechen, und sich mit Wucher für das dieselbe Nacht durch den unerwarteten Zufall entbehrte Vergnügen bezahlt zu machen.

Ehe er aber abreisete, ging er nochmals zu seinem Gast, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Zugleich ließ er auch Evelinen rufen, um ihr selbigen zu empfehlen, und sie zu bitten, es ihm an nichts während seiner Abwesenheit fehlen zu lassen.

Man kann leicht denken, wie sehr Eveline verwundert war, als sie ihren Geliebten, den sie die ganze Nacht vergeblich erwartet, in einem Bette in ihrem Hause fand; denn von allem, was vorgefallen war, wußte sie nicht eine Sylbe. Vielmehr war sie über sein Aussenbleiben in der tödtlichsten Unruhe gewesen, weil sie nicht wußte, was für einer Ursache sie es zuschreiben sollte. Indessen erholete sie sich doch bald wieder von ihrem Erstaunen, daß nichts als eine flüchtige Röthe, welche ihr ganzes Gesicht überzog, den Anwesenden verrathen konnte, was in ihrem Herzen vorging. Georg aber war so gefällig, dieselbe für einen Beweiß ihrer Verlegenheit, einen fremden Mann im Bette liegen zu sehen, zu halten. Eveline hingegen, die sich nun völlig wieder gesammlet hatte, versprach, den ihr aufgetragenen Befehl mit der möglichsten Genauigkeit nachzukommen.

Eduard dankte auf das verbindlichste für die Güte, welche Georg ihm erzeigte, und bat recht sehr um Vergebung wegen der Unruhe, welche er ihm wider sein Verschulden verursacht. Zugleich versprach er auch, sich noch denselben Abend nach seiner Wohnung bringen

zu lassen, und ihn nicht lange zu belästigen. Georg hingegen bat ihn auf das inständigste, nur für seine Gesundheit zu sorgen, und das Haus nicht eher zu verlassen, bis er wieder vollkommen hergestellt wäre. Hierauf verließ er ihn, um den Wunsch seines Herzens zu erfüllen, und zu seiner rüstigen Geliebten zu reisen.

Eveline und Eduard blieben allein im Zimmer zurück; denn erstere fand bald einen schicklichen Vorwand, alle Zeugen zu entfernen. Das Vergnügen der beyden Liebenden, sich so unverhoft vereiniget zu sehen, läßt sich ohnmöglich mit Worten beschreiben. Sie segneten den glücklichen Zufall tausendmal, der ihnen die Gelegenheit verschaft, einige Stunden sich zu sehen, ohne befürchten zu müssen, gestöret zu werden, oder in dem eifersüchtigen Herzen Georgens Verdacht zu erregen. Auch waren sie beyde sehr bereit, die glücklichen Stunden, welche das Schicksal ihnen geschenkt, so gut als möglich zu benutzen.

Eduard vergaß die empfangne Wunde gänzlich in den Armen seiner Eveline. Er schwelgete gleichsam an ihrem schönen Busen, und leerete den Becher der Wollust bis auf den

letz-

letzten Tropfen. Nachdem sie beyde von den Freuden der Liebe ganz erschöpft waren, die sie so sehr als in ihren Kräften stand, zu vervielfältigen suchten, nahmen sie Abrede mit einander, um jeden Augenblick der Abwesenheit Georgens bestens benutzen zu können. Hierauf machte Eduard Anstalt, sich, noch ehe Georg von seiner Reise zurückkam, in seine Wohnung bringen zu lassen, um dem eifersüchtigen Mann auch allen Schatten von Verdacht gegen sich zu benehmen.

Diese Vorsicht war sehr gut, weil Georg dadurch verhindert wurde, im mindesten zu muthmaßen, daß Eduard genauer mit seiner Frau bekannt wäre, als es der Wohlstand erlaubte. Dadurch wurde er sehr gut Freund mit seinem Nebenbuhler; den er von nun an oft besuchte, und ihn selbst sehr oft in sein Haus zog. Eduard betrug sich aber dabey mit so vieler Vorsicht, daß kein Mensch Verdacht gegen ihn schöpfen, und er mit desto größerer Sicherheit die Stunden der Abwesenheit des Mannes benutzen konnte.

Die

VII.

Die begünstigte Entführung.

In einer der beträchtlichsten Provinzen des deutschen Reichs hatte sich der Freyherr von G . . . blos durch seine Verdienste zu der Würde des ersten Staatsministers emporgeschwungen. Er war einer der rechtschaffensten Männer seiner Zeit, und wendete allen seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit an, dem Fürsten und seinem Vaterlande zu nützen. Der Fürst war auch nicht undankbar gegen seinen getreuen Diener. Er behandelte ihn ganz als Freund, und ließ keine Gelegenheit vorbeystreichen, wo er ihm Beweise seiner Freundschaft und seiner Achtung geben konnte.

Der Freyherr von G . . . besaß zwar ein ziemlich ansehnliches Vermögen; allein um seiner ihm übertragenen Stelle gemäß zu leben, mußte er einen großen Aufwand machen. Der Fürst würde ihm gern so viel gegeben haben, als er brauchte, diesen zu bestreiten; allein die Rechtschaffenheit des Freyherrn von G . . . war zu groß, um von der Gnade seines Herrn einen eigennützigen Gebrauch zu machen. Denn so

so oft ihm dieser eine Vermehrung seines Gehalts anbot, so antwortete der seltene Minister allezeit: Ew. Durchlaucht wenden die Einkünfte ihres Landes so gut an, daß ich mir ein Gewissen machen würde, etwas mehreres, als ich von Dero Gnade schon genieße, anzunehmen; denn natürlich müßte dasjenige, was Ew. Durchlaucht mir zuzulegen die Gnade haben wollen, andern Hülfsbedürftigern entzogen werden; dieses aber zu thun, erlaubt mir meine Denkungsart nicht. Vielmehr freue ich mich, in einer Lage zu seyn, auch noch von dem Wenigen, was ich besitze, so viel übrig zu behalten, zuweilen einem Hülfsbedürftigen beystehen zu können.

Daß diese Gesinnungen den Freyherrn von G... täglich noch höher in der Gunst seines Fürsten setzen mußten, werden meine Leser mir wohl leicht glauben; zumal da er einer von den seltenen Fürsten war, die die Verdienste ihrer Unterthanen zu schätzen wissen. Sein größter Kummer bestand hauptsächlich darinn, daß er keine Gelegenheit finden konnte, seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, weil der Minister schlechterdings nicht zu bewegen war, Geschenke anzunehmen.

Endlich fand der Fürst doch ein Mittel, seinem Freund einen Beweiß seiner Dankbarkeit zu geben, welches er nicht ausschlagen konnte. Der Herr von S... hatte zwey Söhne; der größte Theil seines Vermögens aber bestand in einem Majorate, welches der älteste nach seinem Tode erbete; daß also für den zweyten wenig oder nichts übrig blieb, weil der Aufwand, welchen der Vater machen mußte, gewöhnlich alle Jahre seine ganze Einnahme wegnahm. Das Glück des jüngsten Sohnes dieses würdigen Mannes zu machen, war des Fürsten ernstlicher Vorsatz. Zugleich wollte er aber auch alles anwenden, für seine Nachkommen einen eben so rechtschafnen Mann, wie den Vater, zu bilden.

Um sein Vorhaben auszuführen, ließ der gute Fürst eines Tags seinen Minister früher als gewöhnlich rufen. Sobald er in das Zimmer getreten war, sagte er zu ihm: Nehmen sie es nicht übel, lieber S..., daß ich sie habe bitten lassen, heute eine Stunde eher als gewöhnlich zu mir zu kommen. Allein ich habe etwas sehr Wichtiges mit ihnen zu überlegen. Sie wissen, daß mir nichts so sehr am Herzen liegt, als das Wohl meiner Unterthanen.

Auch glaube ich, daß es mir durch ihren eifrigen Beystand gelungen ist, meinen Zweck ziemlich zu erreichen. Wenigstens ist es nicht unsre Schuld, wenn es noch hier und da in meinem Staate unglückliche Menschen giebt, da vorzüglich sie sich stets so sehr haben angelegen seyn lassen, das Glück aller, so viel in ihren Kräften stand, zu befördern. Nun ist aber mein einziger und mein sehnlichster Wunsch, den Wohlstand meines Landes auch nach meinem Tode zu erhalten. Zwar muß ich selbst gestehen, daß mein Sohn alle mögliche Anlagen hat, nicht allein ein guter Regent, sondern auch ein guter Vater seines Volks zu werden. Jedoch wer bürget mir dafür, daß schlechte Rathgeber, die mehr auf ihren eignen Nutzen als auf den Nutzen des Landes sehen, ihn nicht dereinst hintergehen, sich in seine Gunst einzuschmeicheln suchen, und in kurzer Zeit alle die guten Lehren, welche ich ihm Jahre lang gegeben, aus seinem Herzen verwischen. Wer ist mir gut dafür, daß er, durch solche Bösewichter verführt, ohne es selbst zu wissen, eine Geisel seines Volks wird. Sie wissen selbst, wie leicht böse Menschen ein gutes Herz verführen können, und selbst ein

Mann,

Mann, am wenigsten aber ein Fürst, ist fä-
hig, sich vor diesen Schlangen zu hüten, wenn
er nicht einen treuen rechtschaffenen Freund hat,
der ihn warnt, ihm hilft, die Menschen ge-
nau beobachten, die ihn umgeben, und seine
Gunst zu erwerben suchen. An ihnen habe ich
so einen Freund gehabt, woher soll aber mein
armer Sohn einen dergleichen erhalten. Wir
beyde sind in gleichem Alter, und nähern uns
gleichsam Arm in Arm dem Grabe. Auch will
ich noch zugeben, daß sie einige Jahre länger
leben, und noch nach meinem Tode ein Freund
und Führer meines Sohnes seyn können. Je-
doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie Medu-
falems Alter erreichen, zumal da sie ihre meh-
resten und besten Kräfte dem Wohl des Vater-
landes aufopfern. Wer wird alsdann meinem
Sohn mit Rath und That an die Hand gehen,
wer wird ihn zurechte weisen, wenn er einen
solchen Weg gehet. Stehet nicht alsdann zu
befürchten, daß sein Herz eine falsche Rich-
tung bekommt, wodurch leicht tausende zu
Grunde gerichtet werden können. Doch jetzo
ist es noch Zeit, diesem Uebel abzuhelfen, weil
wir beyde noch Kräfte genung besitzen, das
Herz eines jungen Mannes zu bilden, der für

die Zukunft der Freund und Rathgeber meines Sohnes, ja der ihm alles werden soll, was sie würdiger Mann mir sind. Aus diesen wichtigen Ursachen wollen wir keinen Fleiß sparen, sowohl das Herz meines Sohnes für das Gute von Tage zu Tage empfänglicher zu machen, als auch einen jungen Mann zu bilden, der würdig ist, dereinst ihr Nachfolger zu werden. Zu diesem letztern habe ich ihren jüngsten Sohn auserkohren. Zwar ist er noch fast ein bloßes Kind; allein er ist mit meinem Sohn in gleichem Alter, und die Anlagen beyder sind gut, es kömmt nur darauf an, daß sie in gute Hände gerathen. Ueberdieß habe ich auch bemerkt, daß unsre Kinder schon gewissermaßen eine ganz gleiche Denkungsart haben; wenn sie nun zusammen aufwachsen, so bin ich gewiß, sie werden die innigsten Freunde werden. Aus dieser wichtigen Ursache, sowohl meinem Sohne einen freundlichen Rathgeber, als auch meinen Unterthanen einen Beschützer ihrer Rechte zu geben, bitte ich sie, mir die Erziehung und Versorgung ihres jüngsten Sohnes zu überlassen. Seyn sie versichert, daß ich ihm ganz Vater seyn werde, ob ich ihnen gleich die Oberaufsicht über die Bildung unsrer Kinder gänzlich überlasse.

Der Freyherr von G... machte gegen diese Rede des Fürsten mancherley Einwendungen; denn ob er gleich gegen die Sache selbst nichts sagen konnte, daß der Fürst auch noch nach seinem Tode das Glück seiner Unterthanen befestigen wollte, so hatte er doch verschiedenes zu erinnern, daß die Wahl auf seinen Sohn fallen sollte. Er sahe deutlich, daß der Fürst ihm seine Gnade gleichsam aufdringen wollte, welches er stets sehr sorgfältig zu verhindern suchte, damit kein Mensch ihm sollte nachsagen können, daß er die Gunst seines Herrn für sich gemißbrauchet.

Der Fürst ließ sich aber dadurch in seinem Plan nicht irre machen. Er versicherte vielmehr, daß es sein fester Entschluß wäre, Karln zu einem künftigen Staatsmann zu bilden. Zugleich betheuerte er, daß er es für einen Mangel von Freundschaft halten würde, wenn der Herr von G... ihm noch mehrere Schwierigkeiten in den Weg stellen wollte. Ich kenne die beyden jungen Leute, fuhr er fort; ich weiß, daß sie gleichsam für einander geschaffen sind; deswegen ist es auch mein fester unumstößlicher Entschluß, daß ihr Karl mit meinem Sohn

als Bruder soll aufgezogen werden, und in allen Stücken gleichen Unterricht genießen.

Nun konnte der Freyherr von G... nichts mehr einwenden. Er mußte sich gefallen lassen, daß sein Sohn gleich den andern Tag das fürstliche Schloß bezog.

Von dieser Stunde an wurde er mit dem jungen Fürsten in allem gleich gehalten; auch liebten sie sich gegenseitig, wie ein Paar Brüder sich nur lieben können. Um aber nicht zu weitläuftig zu werden, will ich die ganze Erziehungsgeschichte dieser beyden ganz mit Stillschweigen übergehen. Es sey mir nur erlaubt, zu sagen, daß beyde alle ihre Kräfte anwendeten, sich zu bilden; daß immer einer den andern zum Fleiß aufmunterte, und sie gemeinschaftlich den besten Vortheil aus den Lehren, die ihnen der Fürst und der Freyherr von G... gaben, zu ziehen suchten.

Sobald sie das achtzehnte Jahr erreicht, und beyde sich alle nöthige Kenntnisse erworben hatten, beschloß der Fürst, seine beyden Söhne, wie er die jungen Leute zu nennen pflegte, auf Reisen zu schicken. Hier könnte ich nun aber=

abermals die ganze Reise beschreiben, welche unsre jungen Herrn machten. Allein dieses würde zu wenig zu dem Inhalte des Buchs passen, und wahrscheinlich bey dem größten Theil meiner Leser Langeweile verursachen, deswegen sage ich nicht ein Wort davon.

Sie durchreiseten in einem Zeitraum von fünf Jahren den größten Theil von Europa, und besuchten alle die berühmtesten Höfe. Ueberall, wo sie hinkamen, suchten sie ihre Kenntnisse zu erweitern, und an allen Orten, wo sie sich aufgehalten hatten, wurden sie als ein Paar Muster von jungen Leuten betrachtet.

Nachdem sie endlich nach einer fünfjährigen Abwesenheit wieder in ihrer Vaterstadt ankamen, wurden sie von dem Fürsten und von dem Freyherrn von G . . . mit ofnen Armen empfangen. Sowohl der junge Fürst als auch unser junger Karl waren ein Paar so vollkommene Männer geworden, daß sie Jedermann mit Bewunderung betrachtete. Vor allen andern waren beyde Väter außer sich vor Freuden, als sie sahen, daß ihre Söhne so sehr ihren Wünschen entsprachen.

Nicht lange nach ihrer Zurückkunft erhielt Karl eine ansehnliche Bedienung bey Hof. Nun erwarb er sich die Liebe seines Herrn erst vollkommen. Denn da er täglich um ihm seyn mußte, so hatte er auch Gelegenheit, täglich neue Eigenschaften an Karln zu entdecken. Mit einem Wort, er hatte bald so sehr die Zuneigung seines Herrn erhalten, daß es diesem würde schwer geworden seyn, zu entscheiden, wen er zärtlicher liebte, ob seinen Sohn oder unsern Karl.

Karl verdiente diese Auszeichnung auch in jedem Betracht, weil man ihn mit Recht, so wohl wegen der Schönheit seines Körpers, als auch wegen der vielen Kenntnisse, welche er sich erworben, einen Apoll seiner Zeit nennen konnte. Der Fürst unterhielt sich oft stundenlang mit ihm, und war nie vergnügter, als wenn er mit Karln in Gesellschaft war. Er fühlte, daß dieser junge Mann die Stelle seines Vaters, der durch die häufige Arbeit, der er sich unterzogen, schon in dem schönsten Sommer seiner Jahre zum Greise geworden, und beständig kränklich war, ersetzen würde. Tausendmal segnete er den Einfall, den er gehabt, Karln für sich und sein Land zu bilden, weil

er nun eine neue Stütze an ihm hatte, auf die er sich verlassen konnte. Auch wurde er seiner Jugend ungeachtet, schon in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht, um seinem kränklichen Vater die Arbeit zu erleichtern.

Dieses zusammen genommen machte, daß Karl gleichsam mit zu der fürstlichen Familie gerechnet wurde. Täglich war er mit ihr beysammen, und an allen kleinen Veränderungen, welche sie sich machte, nahm er mit Theil. Dieses war wenigstens schon eine ausgemachte Sache, daß ihn der alte Fürst alle Abende mit zu seinen Töchtern nahm, und nicht selten ließ er ihn allein bey selbigen, wenn zuweilen Staatsgeschäfte seine Abwesenheit nothwendig machten. Dann wurde der Abend mit Musik oder kleinen gesellschaftlichen Spielen von den jungen Leuten sehr angenehm zugebracht, bey denen aber allezeit Karl als die Hauptperson betrachtet wurde. Zuweilen traf es aber auch, daß man sich blos mit freundschaftlichen Unterhaltungen die Zeit vertrieb; und wenn dieses der Fall war, so mußte Karl gewöhnlich verschiedne Bemerkungen, welche er auf seinen Reisen gesammelt hatte, der Gesellschaft zum Besten geben.

Die

Die Prinzessinnen, deren drey Schwestern waren, konnte man aber mit Recht liebenswürdige Mädchen nennen. Die Natur hatte sie mit körperlichen Vorzügen reichlich beschenket, und ihr edler Vater hatte keine Mühe gesparet, ihre Seelen dergestalt zu bilden, daß Jedermann sie für würdig halten mußte, solche schöne Körper zu beleben. Auch ließ ein Jeder, der sie genau kannte, ihnen von ganzem Herzen die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie in allem Betracht mit Recht für die vollkommensten Geschöpfe ihrer Zeit gehalten wurden. Denn auf den ersten Anblick mußte man sie für Fürstinnen anerkennen, und doch fand man bey näherer Bekanntschaft, daß sie die edelsten Menschen waren, und die vortreflichsten Seelen hatten.

Unter allen dreyen zeichnete sich aber die jüngste noch ganz besonders aus, welche uns auch eigentlich in dieser Geschichte nur allein interessiret; denn die beyden andern haben gar keinen Einfluß bey unsrer Erzählung, als daß sie die Schwestern der Adelaide sind.

Adelaide hatte zwar nur erst das funfzehnte Jahr zurückgelegt, dessen ohngeachtet waren

aber ihre Reitze schon vollkommen entwickelt. Sie übertraf an Schönheit ihre Schwestern bey weitem; denn sie war so schön, daß ich allen meinen Lesern erlaube, sich selbst ein Ideal zu bilden, und dabey eine Wette eingehen will, daß kein einziger von ihnen mein Original zu erreichen im Stande ist. Dabey hatte sie einen sehr lebhaften und durchdringenden Verstand, und stets war sie in der besten Laune. Mit einem Wort, sie war das vollkommenste weibliche Geschöpf, das man sich nur denken kann. Bey dem allen liebte sie leidenschaftlich die Wissenschaften. Sie las mit der größten Begierde alle Bücher, die sie nur habhaft werden konnte, und keine Gelegenheit, wo sie ihre Kenntnisse erweitern konnte, ließ sie ungenützt vorbeystreichen.

Die Unterhaltung mit Karln schien ihr ausserordentlich lehrreich zu seyn, weil sie dadurch gewissermaßen eine oberflächliche Uebersicht von der Beschaffenheit der mehrsten Länder erhielt. Deswegen suchte sie so oft als möglich Karln zu bewegen, ein Paar Stunden mit ihr zu verplaudern. Hier geschahe es nun oft, daß ihre Gespräche zuweilen eine ganz andere Wendung nahmen, als man nach dem Anfang derselben

hätte

hätte vermuthen sollen. Denn nicht selten kam man in einem Sprunge, von der Beschreibung irgend eines glänzenden Festes an irgend einem Hofe, auf die Gefühle eines edeldenkenden Herzens bey den Leiden seiner Nebenmenschen; oder von der Schilderung *eines prachtvollen* Feuerwerks, auf den Unterschied *zwischen* wahrer und eingebildeter Größe u. s. w.

Um meinen Lesern zu zeigen, von welcher Gattung diese Gespräche waren, will ich eines derselben, welches in diese Geschichte Einfluß hat, wörtlich wieder erzählen.

Eines Tags hatte Karl von dem Reichthum, der Pracht und der Größe verschiedner der mächtigsten europäischen Höfe erzählet. Lange hatte Adelaide ihm mit der größten Aufmerksamkeit zugehöret, ohne ein Wort zu sagen. Endlich unterbrach sie ihn mit innigem Selbstgefühl. Es ist doch nicht zu läugnen, daß man äußerst glücklich ist, wenn einen das Schicksal gleich bey Erblickung des Lichts dieser Welt zum Herrschen bestimmt hat.

Karl stellte sich, als ob er diese Anmerkung gar nicht gehöret hätte; er erzählte deswegen fort, ohne sich unterbrechen zu lassen.

Ade-

Adelaide. Nun, so antworten sie mir doch; sie empfinden gewiß, wie unangenehm es ist, nicht in diesem Stande geboren zu seyn, und fühlen sich nicht stark genung, mir ihre Gedanken darüber mitzutheilen.

Karl. (Etwas spöttisch.) Ey freylich sind die regierenden Herrn die glücklichsten Geschöpfe dieser Welt, vorzüglich weil sie beständig Recht und niemals Unrecht haben.

Adelaide. Ich sehe, sie lachen mich aus; aber sie thun mir Unrecht; denn ich gestehe selbst, daß die Fürsten sehr lächerlich sind, welche verlangen, daß alle Menschen in allen Stücken mit ihnen gleicher Meinung seyn sollen; und ich bin wahrhaftig nicht Närrin genung, um nicht den allerunverschämtesten Stolz in dieser Meinung zu finden.

Karl. Wenn sie so denken, werden sie mir auch nicht übel nehmen, wenn ich es wage, ihnen zu sagen, daß ich sie für weit glücklicher halten würde, wenn sie aus weit geringerem Stande wären, und hinlängliches Vermögen besäßen, um bequem leben zu können.

Adelaide. Da irren sie sich sehr stark; auch habe ich noch nie von ihnen so etwas Un-

ver-

vernünftiges behaupten hören, was sie auf keinen Fall würden erweisen können.

Karl machte eine tiefe Verbeugung, und antwortete gar nicht darauf.

Adelaide. Nun, so antworten sie mir doch; ich finde sie heute von *einer besondern* Stimmung; fast jedes Wort, welches man von ihnen hören will, muß man ihnen gleichsam zu entlocken suchen.

Karl. Nichts weniger als dieses; ich schwieg nur, weil ich sahe, daß es Ewr. Durchlaucht höchst unangenehm war, zu fühlen, daß ich recht hatte, ob ich gleich von ganz entgegengesetzter Meinung war.

Adelaide verstand sehr gut, was Karl mit diesen Worten sagen wollte. Sie wurde feuerroth vor Aergerniß, daß sie selbst in einen Fehler verfallen war, den sie den Augenblick vorher an den großen Herren lächerlich gemacht hatte. Indessen erholete sie sich bald wieder von ihrer Verlegenheit. Sie fing sogleich das Gespräch wieder an. Vergeben sie, lieber Karl, ich gestehe, ich habe einen Fehler begangen und mich übereilt. Ich bitte sie, mir die

Grün=

Gründe ihrer vorigen Behauptung anzuzeigen, und bin sehr neugierig, sie zu hören, ob ich gleich zweifle, daß sie mich werden von dem Gegentheil meiner Meinung gründlich überführen können. Ich verlange nicht schöne rednerische Floskeln, sondern ich bitte nur um gründliche und natürliche Beweise, welche mich überführen, daß ihre Meinung die wahre ist, ohne mich auf Irrwege zu verleiten. Reden sie zwey Stunden über diesen Punkt, und sie werden sehen, daß ich ihnen aufmerksam zuhöre, ohne sie zu unterbrechen; vorzüglich bitte ich aber, bey diesem Gespräche ganz zu vergessen, daß ich Prinzessin bin, und so frey zu sprechen, als ob ich ein ganz gemeines Mädchen wäre. Nur sagen sie mir vor allen Dingen, ob die sonderbare Meinung, die sie eben äußerten, wirklich ihr Ernst war?

Karl. Vollkommen! und ich bin überzeugt, sie werden sehr bald mit mir einverstanden seyn, daß nichts den Menschen vom Gefühl weniger glücklich macht, als äußere Hoheit. Erlauben sie mir gleich, sie zu fragen, ob sie nicht lieber ein ganz gemeines Mädchen seyn wollten, das wirklich schön wäre, und des-

sen wahre Verdienste ein jeder anerkennete, als eine häßliche, einfältige und stolze Fürstin, der man zwar vermöge ihres Standes Achtung erweisen müßte, die aber jeder gute und rechtschaffene Mann in seinem Herzen verachten und auslachen würde.

Adelaide. Da brauche ich wohl *nicht lange* zu wählen; aber davon ist hier nicht *die* Rede. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich immer lieber eine schöne verdienstvolle Fürstin seyn wollen, als ein gemeines Mädchen, welches die nemlichen Reitze und dieselben Eigenschaften des Herzens und des Verstandes besitzet.

Karl. Ich bin mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden, daß Ew. Durchlaucht Schönheit und Verdienst dem Stande vorziehen; daraus schließe ich nun, daß, wenn ein Weib aus dem Mittelstande auf eine einfachere, zugleich aber auch weit angenehmere Art, den Vortheil, den ihr ihre Schönheit und ihre andern Eigenschaften verschaffen, genießet, als die allervornehmste Frau; so muß erstere, wenn sie wirklich vernünftig ist, den Stand, in welchen sie durch ihr Schicksal versetzt worden, bey weitem für den glücklichsten halten. Ew. Durchlaucht

lauchte werden mir gewiß zugestehen müssen, daß ein wirklich schönes Mädchen in einer ganz einfachen Kleidung wenigstens eben so sehr, und fast kann ich sagen, noch weit mehr gefällt, als in einem kostbaren Aufputze, welcher ihre Reitze gleichsam erstickt. Bis auf diesen Punkt sind die Vortheile beyder Stände einander ganz gleich; aber nun komme ich erst auf meine Ursachen, warum ich den Mittelstand für den glücklichsten unter allen andern halte. Sie haben einen feinen durchdringenden Verstand, deswegen bin ich überzeugt, sie müssen es fühlen, daß man kein größeres Vergnügen genießen kann, als wenn man fühlet, von Jedermann geachtet und geschätzt zu werden. Für eine Fürstin ist aber diese Seelenfreude verloren, wenigstens kann sie nie gewiß überzeugt seyn, daß man sie wegen ihrer innern Verdienste schätzet. Denn wie ist es ihr möglich, die Lobeserhebungen, welche an die Person von Verdienste gerichtet werden, von den Schmeicheleyen zu unterscheiden, welche an die Prinzessin gerichtet sind. Alle Höfe wimmeln ja von Speichelleckern und sich krümmenden Schurken, welche den ganzen Tag Unwahrheit reden, um nur ein freundliches Gesichte von einem der hohen

Herrschaften zu erlangen. Ich bin gewiß überzeugt, daß, wenn Ew. Durchlaucht häßlich wie die Nacht wären, und keine einzige von den guten Eigenschaften besäßen, wegen welcher jeder rechtschaffene Mann sie verehren und bewundern muß, so würden sie doch gewiß alle die schönen Sachen hören, welche man jetzo ihnen zu sagen genöthiget ist, wenn man aufrichtig seyn will. Sie können nicht einmal mit Gewißheit behaupten, daß die Lobeserhebungen, welche ich ihnen diesen Augenblick gemacht habe, nicht bloße Schmeicheleyen sind: Ich bin zwar vollkommen überzeugt, daß ich nur die strengste Wahrheit gesprochen habe; allein Ew. Durchlaucht können es nicht seyn. Wenn sie hingegen zu dem glücklichen Mittelstand gehöreten, so würde es ihnen bey demselben Grad von Verstand und Ueberlegungskraft, welche sie besitzen, leicht werden, die Ursache zu finden, warum sie eigentlich von den Männern allgemein geschätzet würden. Ohne Mühe — —

Adelaide. (ihn unterbrechend.) Ich weiß alles schon im Voraus, was sie mir noch sagen können. Auch bekenne ich, daß ich bis jetzo alles, was sie mir gesagt haben, noch niemals

bedacht hatte; allein die Hoheit verschaft doch auch manchen Vortheil, und wenn sie mir weiter nichts sagen können, so ergebe ich mich noch nicht.

Karl. Um Ew. Durchlaucht zu überführen, muß ich mich noch über einen sehr wichtigen Punkt herauslassen. Ein Mädchen von gemeiner Herkunft kann die Freuden der ehelichen Liebe und Zärtlichkeit ungleich besser genießen, als eine Person von ihrem Stande. Das Wort Liebe muß der Tochter eines Fürsten fast immer nur ein leerer Schall seyn; sehr selten darf sie den Regungen ihres fühlenden Herzens sich überlassen, und stets muß sie diese süße Leidenschaft aus selbigem zu verbannen suchen. Nie wird eine Prinzeß bey der Wahl eines Gatten um ihre Meinung gefragt, und nicht selten wirft Politik oder Staatsinteresse sie in die Arme eines Gatten, den sie nicht zu ihrem Stallknecht würde gemacht haben, wenn es von ihr abgehangen hätte, und wenn seine Verdienste gehörig hätten sollen belohnet werden. Ihr hoher Stand wird ihr weiter nichts gewähren, als die Freude, eine glänzende Rolle zu spielen, die aber blos in der Einbildung bestehet, und die ein wirklich fühlendes Herz ohn-

ohnmöglich glücklich machen kann. Dagegen wird ein Mädchen von niederer Herkunft, die mit einem Mann verbunden ist, den sie von ganzer Seele liebt, und den sie wegen seiner Verdienste achtet, das höchste Glück dieser Welt empfinden, wenn sie sich in seinen Armen von seiner gegenseitigen Zärtlichkeit überzeuget. Täglich findet sie alsdann in dem Besitz des geliebten Gegenstandes eine unerschöpfliche Quelle wahrer überirrdischer Seligkeit. Zwar weiß ich sehr wohl, daß oft Weibern des Mittelstandes dieses Glück auch nicht zu Theil wird; allein wenn sie wirklich Verdienste besitzen, so dürfen sie es doch allezeit mit mehr Zuversicht hoffen, als die Töchter einer Fürstin; auch bin ich gewiß überzeugt, daß Ew. Durchlaucht von der Wahrheit meiner Behauptung nun vollkommen überzeugt sind.

Kaum hatte Karl diese Rede geendiget, so schickte der Fürst und ließ ihm sagen, unverzüglich zu ihm zu kommen. Er mußte sich deswegen entfernen, ohne erst die Antwort der Adelaide abwarten zu können; auch beschäftigte der Fürst ihn denselben Tag zu lange, als daß es wäre möglich gewesen, noch einmal zur Prinzeß zu gehen. Wie er sie aber verließ,

schien

schien sie ganz in Nachdenken versunken, welches sonst eigentlich ihre Sache nicht war.

Den andern Morgen hatte er sich kaum angekleidet, so kam auch schon ein Page zu ihm, welcher die Nachricht brachte, daß die Prinzeß Adelaide ihn zu sprechen wünschte. Da er gerade zu dieser Zeit keine Geschäfte für seinen Herrn hatte, so nahm er keinen Anstand, dem Befehl der Adelaide Folge zu leisten.

Sobald er in das Zimmer trat, redete ihn Adelaide mit einem offenen und vertraulichen Tone an: Lieber Karl, sie haben in allem, was sie mir gestern gesagt haben, vollkommen Recht. Ich fühlte es gleich, und würde es ihnen auch gesagt haben; allein ich ärgerte mich, daß ich es fühlte, und ich war gewissermaßen böse auf sie, daß sie Recht hatten. Dafür habe ich aber auch gebüßet; denn ich habe die ganze Nacht in einer immerwährenden Unruhe zugebracht, und kein Auge zugethan, weil ich alles, was sie mir gesagt haben, nicht aus den Gedanken bringen konnte. Dabey habe ich mich über meine bisherige Thorheit geärgert, daß ich an einem Glück, welches in nichts als einem Flitterglanze bestehet, das Herz auf

keine Weise befriediget, habe Vergnügen finden können. Ich bin von ganzer Seele froh, daß ich endlich in diesem Stücke durch ihre Anweisung klüger geworden bin, und daß das Hirngespinst von Glück aus meiner Seele verjagt worden ist. Allein ich habe deren noch mehrere von derselben Gattung in meinem Kopfe. Ich bilde mir von allen ein, daß sie in der Wirklichkeit ihr Daseyn haben, weil ich es bis jetzo gewünschet. Itzo aber ist mein eifrigstes Verlangen, alle diese Dinge aus meiner Seele zu verbannen, und ich wünsche recht herzlich, daß sie mir dabey hülfreiche Hand leisten sollen. Denn ich fange an zu glauben, daß ich ungleich glücklicher seyn werde, wenn ich richtig denken und das Wahre von dem Falschen gehörig unterscheiden lerne, als ich bis jetzo gewesen bin, da ich das wahre Glück noch gar nicht gekannt habe, sondern meine Phantasie mir lauter Scheingestalten vorgemahlet hat. Ich verspreche ihnen auf mein Wort, daß ich niemals wieder böse auf sie werden will, wenn sie Recht haben; auch bitte ich sie, mich an mein Versprechen zu erinnern, wenn ich je thöricht genung seyn könnte, es zu vergessen. Schon habe ich so viel über mich gewonnen, daß ich

ihnen mein Wort gebe, nie einen Fürsten zu heyrathen; denn lieber will ich ewig unverheyrathet bleiben, ehe ich in eine solche Verbindung, bey der das Herz kein Wort sagen darf, einwillige. Doch jetzo verlassen sie mich! — Aber sie kommen doch diesen Abend zu mir, daß wir ein wenig zusammen plaudern können.

Bey dem letzten Theil ihrer Rede kam Adelaide in sichtbare Verlegenheit. Sie glaubte schon zu viel gesagt und sich zu sehr blosgegeben zu haben; deswegen überzog eine plötzliche Röthe ihr Gesicht; auch war dieses die einzige Ursache, warum sie Karln bat, sich zu entfernen. Denn sie befürchtete, daß ihr Herz mit ihrer Vernunft ganz davon laufen, und sie sich noch mehr verrathen möchte, wenn der Gegenstand, mit welchem sie sich die ganze Nacht beschäftiget, noch länger bey ihr bliebe. Die reizende Schilderung der häuslichen Glückseligkeit hatte die ganze Nacht vor ihrer Seele geschwebet. Und derjenige, der ihr zuerst den Gedanken davon beygebracht, schien ihr auch der Mann zu seyn, an dessen Seite sie selbige in vollem Maaße genießen könnte. Kurz, ihre Seele hatte sich die ganze Nacht mit den Ge-

danken beschäftiget, was es vor ein Glück seyn müßte, an der Seite eines Mannes wie Karl zu leben.

Karl hatte zwar sehr deutlich die Verwirrung der Adelaide, wie sie mit ihm sprach, bemerkt, jedoch war er unfähig, die Ursache derselben zu ergründen; denn er besas nicht die bey den jungen Herrn unsers Zeitalters so gewöhnliche Selbstgenügsamkeit, sich einzubilden, daß die Röthe, welche das Gesicht der schönen Prinzeß bey seinem Eintritt in das Zimmer überzog, eine Folge der für ihn entstehenden Zärtlichkeit wäre; weil er nicht, wie jene, glaubte, daß jedes Weib und jedes Mädchen, daß einen nur einmal freundlich ansieht, auch von ihm schon gefesselt wäre.

Denselben Abend besuchte er die Prinzessin wieder, wie sie ihm befohlen hatte, jedoch fiel nichts vor, was verdiente hier bemerkt zu werden. Denn alle die Gespräche mitzutheilen, würde für mich äußerst langweilig zu schreiben, und für meine Leser noch weit langweiliger zu lesen seyn. Ich fasse daher abermals einen Zeitraum von drey Monaten in wenige Zeilen zusammen. In diesen brachte

Karl

Karl alle seine Zeit, die ihm von seinen Geschäften übrig blieb, in der Gesellschaft der Prinzessinnen zu.

Endlich konnte die Veränderung, welche mit der Adelaide ihrem ganzen Wesen vorging, doch nicht mehr unserm Karl verborgen bleiben. Sie war zu auffallend, als daß er sie nicht hätte bemerken müssen. Denn anstatt der unaufhörlich frohen und muntern Adelaide, erblickte man nun ein sanftschmachtendes Mädchen, und alle ihre Reden und ihre Blicke zeigten, daß in ihrem Herzen eine große Veränderung vorgegangen war, wodurch ihre Schönheit noch ungleich erhöhet und anziehender wurde. In Karls Augen gewann sie durch diese Veränderung ungemein. Er fühlte, daß sie ihm gefährlich wurde, und nur die Achtung, welche er der Tochter seines Herrn schuldig zu seyn für seine Pflicht hielt, war fähig, seiner Leidenschaft Schranken zu setzen, und ihn zu nöthigen, sie zu unterdrücken.

Adelaide hingegen konnte ihre Gefühle nicht länger verläugnen; vielmehr fing sie an, bey allen Gelegenheiten zu zeigen, daß Karl ihr nichts weniger als gleichgültig war, und

daß

daß sie von ganzem Herzen wünschte, auch von ihm bemerkt zu werden. Sie gab zu allem, was er sagte, ihren Beyfall, und bewunderte bey allen Gelegenheiten seine Einsichten und seinen Verstand. Mit der größten Sorgfalt bestrebte sie sich, seine Grundsätze anzunehmen, und sich ganz nach seinen Launen zu bilden. Eines Tags äußerte er, daß ein Mädchen, welches ihm gefallen sollte, stets ganz einfach gekleidet gehen müßte. Von diesem Augenblick an erschien sie nicht anders als in einem ganz einfachen reinlichen Anzuge, und weil Karl diese Veränderung nicht zu bemerken schien, so machte sie ihn selbst aufmerksam darauf. Unaufhörlich waren ihre Augen mit einem zärtlichen Blick auf Karln geheftet, und schnell überzog eine glühende Röthe ihr ganzes Gesicht, wenn sie glaubte, daß es von ihm bemerkt würde. Kurz, sie zeigte so deutlich, was in ihrem Herzen vorging, daß Karl mit aller seiner Bescheidenheit doch überzeugt wurde, daß Adelaide ihn auf das zärtlichste liebte.

Karl war über dieses Glück, welches er kaum zu träumen gewagt hatte, ganz entzückt, zugleich wurde er aber auch dadurch in eine schreck-

schreckbare Unruhe versetzet. So gern er seinem Herzen Gehör gegeben hätte, so stellte ihm doch sein Verstand sehr lebhaft alle die Unannehmlichkeiten lebhaft vor, welche aus diesem Liebeshandel für ihn erwachsen mußten. Auch fühlte er die Schwierigkeit, welche so nahe an die Unmöglichkeit grenzete, daß die ganze Geschichte ein gutes Ende nehmen könnte. Vor allen Dingen aber fürchtete er, daß diese Leidenschaft, wenn Adelaide sie in ihrem Busen nährete, eine unerschöpfliche Quelle von Leiden sowohl für sie, als auch für ihren edeldenkenden Vater, der ihn ganz mit Wohlthaten überhäufte, werden müßte. Auch gestand er sich selbst zu, daß er der undankbarste Mensch seyn würde, wenn er seinen Fürsten, der ihm fast mehr war als Vater, mit Vorsatz betrüben könnte. Gleichwohl fühlte er die heftigste Leidenschaft für die schöne Adelaide, und ihre Vorzüge und Reitze hatten einen unauslöschlichen Eindruck in seinem Herzen gemacht.

Von dem Augenblick an, daß er die Entdeckung von der Gegenliebe der Adelaide gemacht hatte, entstand ein heftiger Kampf zwischen dem Wunsch, seinen Pflichten getreu zu blei-

bleiben und zwischen seiner Liebe in seiner Seele. Am Ende behielt aber doch die Pflicht die Oberhand; er beschloß, seinem Herzen Gewalt anzuthun, und so viel als möglich die Gesellschaft der Prinzessin zu vermeiden, ohne daß sein Zurückziehen Jemanden auffallen konnte.

Einen ganzen Monat besuchte er sie nie anders als in der Gesellschaft ihres Vaters, dessen größtes Vergnügen es war, täglich einige Stunden bey seinen Töchtern zuzubringen. Dabey mußte Karl allezeit zugegen seyn; denn wenn er nicht dabey war, so glaubte der Fürst, daß ihm etwas fehlete.

Der aufmerksamen Adelaide entging die Sorgfalt, mit der Karl ihre Gesellschaft zu vermeiden suchte, keineswegs. Denn er, der sonst alle Stunden, die er seinen Geschäften entübrigen konnte, bey ihr zubrachte, ließ sich jetzo gar nicht mehr sehen. Es kränkte sie ungemein, weil sie sich von dem Geliebten ihrer Seele vernachläßiget glaubte, zumal da sie sich nicht bewußt war, ihn je beleidiget zu haben.

Endlich war es ihr unmöglich, länger in dieser Ungewißheit zu leben. Sie mußte wissen,

sen, ob Karl sie liebte oder nicht, oder wenigstens wollte sie doch den Grund wissen, warum sich Karl so plötzlich verändert, und warum seine ehemalige Offenheit sich in die kälteste Zurückhaltung verwandelt. Deswegen ließ sie ihn eines Morgens, da sie sich noch bey ihrem Nachttische befand, rufen; diese Einladung konnte Karl nicht von sich weisen, ohne den Wohlstand zu beleidigen; indessen gehorchte er ihr doch mit klopfendem Herzen.

Adelaide hingegen hatte alle ihre Kräfte aufgeboten, um die Verwirrung zu verbergen, in der sie sich befand. Sobald er in das Zimmer trat, redete sie ihn mit einer unbefangen seyn sollenden Miene, aus der man aber sehr leicht, wenn man auch nicht der beste Menschenkenner war, sehr deutlich sehen konnte, daß es nichts weniger als Natur war, an: woher kömmt es, daß man sie gar nicht mehr zu sehen bekommt? sie sind zu philosophisch geworden, mein guter Karl; die Unterhaltung mit Mädchen verursacht ihnen nichts als Langeweile, dagegen lieben sie die Gesellschaft der Männer, die hinlängliche Kenntnisse besitzen, um es mit ihnen aufnehmen zu können.

Schon der Anblick der schönen *Adelaide*, welche in einem reizenden Nachtzeuge vor ihm stand, das ihre Reize noch unendlich erhöhete, hatte unsern Karl in die äußerste Verwirrung versetzet; ihre Anrede vermehrete sie aber noch um ein ansehnliches. Er brachte tausenderley Entschuldigungen vor, die aber größtentheils gar nicht paßten; denn er wußte gar *nicht*, was er redete.

Adelaide. (Ihn unterbrechend.) Nun wohlan! ich will ihre Entschuldigungen für gegründet annehmen; auch will ich zugeben, daß sie noch weit wichtigere haben, warum sie nicht anders als in der Gesellschaft meines Vaters zu uns kommen. Von nun an aber befehle ich ihnen, wieder auf den ehemaligen freundschaftlichen Fuß mit uns umzugehen; ihre Gesellschaft ist mir sehr nothwendig; denn täglich durchkreuzen eine Menge Zweifel meinen Kopf, welche mir Niemand so gut wie sie auflösen kann. So habe ich zum Beyspiel nur erst gestern einen Streit mit meinen Schwestern gehabt; dessen Entscheidung ich ihnen überlasse; wir sprachen von einer Frau, welche gegen einen Mann das Geständniß ihrer Liebe zuerst abgeleget hat; ich fand dieses Betragen sehr

un=

unschicklich, und einer tugendhaften Person ganz unwürdig; allein meine Schwestern behaupteten, daß bey gewissen Fällen ein dergleichen Schritt sich mit der strengsten Tugend und Klugheit sehr wohl vertrage; ich bitte sie, sagen sie mir, was denken sie davon.

Karl. Im Ganzen ist hier sehr schwer zu entscheiden; jedoch bin ich mehr der Meinung ihrer Prinzessinnen Schwestern; denn wenn ein Weib, das einen solchen Schritt wagt, von aller Welt für ein verdienstvolles Geschöpf gehalten wird, und kein Mensch ihre Tugend auch nur im mindesten in Zweifel ziehen kann, so glaube ich, daß ein ehrlicher Mann ihr für ihre Offenherzigkeit Dank wissen, und ihre Leidenschaft wenigstens mit der innigsten Dankbarkeit vergelten muß, wenn es ihm nicht möglich ist, ihre Liebe durch gegenseitige Zärtlichkeit zu belohnen.

Adelaide. Ist dieses wirklich ihre Gesinnung über diesen Punkt.

Karl. Ja, Ew. Durchlaucht, seitdem sie mir erlaubt haben, ihnen ihre Meinung frey zu widerlegen, habe ich nie wider meine Ueberzeu-

zeugung gesprochen, sondern allezeit nur das, was ich wirklich fühle, behauptet.

Adelaide. (mit bebender Stimme und drohenden Auge.) Nun wohlan, Karl, ich befinde mich in der Lage, einen solchen Fehltritt begehen zu müssen; ich liebe sie von ganzer Seele; hätten sie aber wirklich weiter nichts als Dankbarkeit für mich, und sollte meine glühende Leidenschaft nur mit diesen kalten Gefühlen belohnet werden?

Dieses offenherzige Bekenntniß brachte Karln aus aller Fassung, und alle seine Grundsätze, so wie auch der Vorsatz, die Gefühle seines Herzens auf ewig zu verbergen, waren in einem Augenblick über den Haufen geworfen; sein Herz besiegte seine Vernunft; er stürzte zu ihren Füßen nieder; dankte ihr in den lebhaftesten Ausdrücken für ihr Geständniß; gestand ihr, daß er sie schon lange im Verborgenen angebetet, und daß nur seine Ehrfurcht seiner Zunge Fesseln angeleget, und sie genöthiget, die Regungen seines Herzens zu verschweigen; er schwor ihr, sie ewig zu lieben, und seine bisherige Traurigkeit verwandelte sich in einem Augenblick in die lebhafteste Freude.

Adelaide hatte die Vorsicht gebraucht, gleich wie Karl in das Zimmer trat, alle ihre Leute zu entfernen. Sie konnten sich also ohne Zeugen das Geständniß ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit ablegen. Auch sanken sie einander in die Arme, und fingen ein zärtliches Gespräch an, wie nur zwey Verliebte führen können; wobey die schönsten Plane für die Zukunft ausgesonnen wurden; denn daß ihre Liebe ein unglückliches Ende nehmen könnte, fiel ihnen gar nicht ein. Von diesem Augenblick an war Karl öftrer bey den Prinzessinnen als jemals, weil er seiner Vernunft ewiges Stillschweigen auferlegt hatte, und nur allein dem Wunsch seines Herzens folgte. Kein Mensch hatte den mindesten Verdacht auf ihn, weswegen es ihm nicht schwer wurde, oft eine Gelegenheit zu finden, seine Adelaide unter vier Augen zu sehen.

Nach Verfluß von einigen Monaten, nachdem die erste aufbrausende Leidenschaft vorüber war, und sanfte Gefühle ihre ganze Seele eingenommen hatten, kehrte auch das Vermögen, über die Folgen, welche ihre Liebe für sie haben müßte, nachzudenken, wieder bey ihnen zurück. Vorzüglich dachte Karl m[illegible] Zittern

daran, was seine Leidenschaft am Ende vor einen Ausgang nehmen würde. Und mit Schaudern mahlte sich seine Einbildungskraft den Schmerz, den sein guter Herr, dem er alles zu verdanken hatte, empfinden würde, wenn er erführe, daß derjenige, dem er sein ganzes Vertrauen geschenket, sich dessen so unwürdig gemacht, und sich nicht gescheuet, seine geliebte Tochter zu verführen.

Seelen, welche wahre Liebe vereiniget, können nie Geheimnisse vor einander haben; dieses war auch der Fall bey Karln und Adelaiden; denn es vergingen wenige Tage, so entdeckte er ihr den Kummer, der an seinem Herzen nagte. Kaum hatte er ihr selbigen mitgetheilt, so fühlte sie eben so lebhaft als er das Traurige ihrer Lage; indessen liebten sich beyde zu zärtlich, um den heldenmüthigen Entschluß fassen zu können, sich freywillig zu trennen; vielmehr gelobten sie, so oft eine Gelegenheit sich ihnen darbot, sich nie zu trennen, und wenn auch alles nur mögliche Unglück auf sie herabstürzen sollte.

Eines Tags fing Adelaide nach einem langen Lamentoso, welches beyde gemeinschaftlich an-

angestimmt hatten, folgendermaßen über ihr Schicksal zu klagen an: Ja wohl hast du wahr geredet, lieber Karl, wie du behauptetest, daß Fürstinnen nicht glücklich wären; denn ich fühle jetzo ganz, daß ich nur zu meinem Unglück die Tochter eines Fürsten bin! Wie glücklich würde ich nicht in dem Besitze deines vortreflichen Herzens seyn, wenn ich ein Mädchen von deinem Stande wäre. Ja, wenn ich auch noch so arm wäre, so würde ich doch beneidungswürdig glücklich seyn; denn ich bin überzeugt, daß du dich unendlich freuen würdest, das Vermögen zu besitzen, mir frohe Tage zu verschaffen, und mir würde es ein unaussprechliches Vergnügen seyn, einem so rechtschaffenen Mann, wie du bist, alles zu verdanken zu haben. Aber wenn ich alles erwäge, so glaube ich nicht, daß ich meinen guten Vater kränken werde, wenn er erfährt, daß ich einem Manne mein Herz geschenkt habe, den er wie seinen Sohn liebt. Er würde sehr ungerecht handeln, wenn er sich unsrer Verbindung widersetzen wollte; denn wir haben zwey mächtige Fürsprecherinn auf unsrer Seite, nemlich die Vernunft und die Natur. Beyde kennen keinen andern Stand, als den, den wir uns durch unsre Verdienste er-

erwerben, und gilt dieser; o! so hast du gewiß den ersten Platz, den je ein Mensch besessen. Und doch bin ich gewiß versichert, mein guter Vater wird uns manches Hinderniß in den Weg stellen. Die Gewohnheit und eine Vorurtheilvolle Ehrliebe, werden gewiß in seinem Herzen, die ihm angeborne Gerechtigkeitsliebe unterdrücken. O gütiger Himmel, hast du denn demjenigen, der mir das Leben gegeben, auch zugleich die Gewalt ertheilt, mich auf ewig zum unglücklichsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden zu machen. Aber, mein lieber Karl, wir wollen uns nicht trennen lassen; noch stehet es in unsrer Gewalt, uns auf immer zu vereinigen; ob wir es aber immer werden können, wenn wir den günstigen Augenblick vorbeystreichen lassen, mag Gott wissen. Komm! wir wollen uns, weil es noch Zeit ist, durch die Flucht retten, bevor unsre Verbindung, welche nicht immer ein Geheimniß weder bleiben kann, noch wird, verrathen wird. Wir werden doch wohl irgendwo einen Winkel der Erde finden, wo wir zwar ganz unbemerkt, aber doch glücklich leben können. Sey versichert, daß ich, wenn ich deine Liebe behalte, selbst in dem niedrigsten Stande weit glücklicher und zufriedner

leben

leben werde, als ich seyn würde, wenn ich, getrennt von meinem Geliebten, einen Thron besteigen sollte. Komm, mein ewig Geliebter, laß uns dieses Mittel ergreifen, weil wir noch Gelegenheit dazu haben, und sey versichert, daß ich gewiß stets alles thun werde, um dir die Stärke und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu beweisen.

Karl dankte der Adelaide auf das innigste für die unwiderlegbaren Beweise ihrer Zärtlichkeit, welche sie ihm durch ihren Vorschlag gab. Seine Rechtschaffenheit erlaubte ihm aber nicht, denselben sogleich anzunehmen, weil sie sich gegenwärtig noch nicht in der Gefahr befanden, befürchten zu müssen, getrennt zu werden. Sey versichert, liebe Adelaide, fuhr er fort, daß ich gewiß von deinem heldenmüthigen Entschluß Gebrauch mache, wenn mir kein ander Mittel übrig bleibt, auf ewig mit dir vereiniget zu werden. Bis jetzo ist es aber noch zu zeitig, diesen verzweifelten Ausweg zu ergreifen; vielmehr wollen wir uns noch einige Zeit in unsrer Lage ganz ruhig verhalten, und sowohl von der Zeit als auch von der Güte deines Vaters einen glücklichen Zeitpunkt für unsre Liebe abzupassen suchen. Du bist noch ganz in

der Blüthe deiner Jahre; vielleicht denkt dein gütiger Vater noch gar nicht daran, dich zu verheyrathen; und wenn ihm auch Anträge wegen dir sollten gemacht werden, so darfst du ihn nur bitten, seine Entscheidung einige Zeit aufzuschieben, welches er dir gewiß nicht abschlagen wird, da ich seine Güte kenne. Indessen wollen wir ruhig seyn, und unser Leben nicht durch selbst geschaffenen Kummer verbittern, vielmehr wollen wir in langsamen Zügen das Glück unsrer gegenseitigen Zärtlichkeit genießen.

Sobald Karl diese Rede geendiget, wurden sie gestöret, und Karl genöthiget, sich zu entfernen. Beyde waren aber von ganzem Herzen mit ihrer gegenseitigen Erklärung zufrieden.

Nun verflossen abermals einige Monate, ohne daß etwas Bemerkungswerthes vorfiel; unsre Leser müßten denn dieses für etwas Besonderes annehmen wollen, daß die beyden Verliebten sich täglich neue Beweise ihrer Zärtlichkeit gaben. Endlich aber ließ der Fürst Karln eines Abends in sein Cabinet kommen, wo er, nachdem alle Anwesende entfernet waren, folgendes Gespräch mit ihm hielt.

Der

Der Fürst. Du weißt, lieber Karl, daß ich dich wie meinen Sohn liebe, und doch sehe ich mich genöthiget, kälter gegen dich zu werden, wenn du einen großen Fehler, den ich an dir bemerket, nicht ablegest.

Karl. (erschrocken.) Wodurch könnte ich mir wohl die Ungnade meines gnädigsten Herrn zugezogen haben. Zwar fühle ich mehr als zu sehr, daß ich der ausgezeichneten Gnade, mit welcher Ew. Durchlaucht mich überhäuften, ganz unwürdig bin; allein mein Gewissen sagt mir auch nicht das mindeste, daß ich mich eines Vergehens schuldig gemacht hätte, weswegen ich verdiente, sie zu verlieren.

Der Fürst. Sey nur ruhig, es war nicht so böse gemeint; auch ist die Rede nicht von einem Staatsverbrechen, sondern nur von einem Fehler, den du an dir hast, und den du ablegen mußt, wenn dir an meiner Liebe etwas liegt.

Karl. O ich beschwöre Ew. Durchlaucht, mich mit demselben bekannt zu machen, damit ich alle meine Kräfte aufbieten kann, ihn los zu werden, um nicht das Unglück zu haben, Ewr. Durchlaucht zu mißfallen.

Der Fürst. Nun wohlan, so höre: Ich kann junge Wollüstlinge, welche sich allen möglichen Ausschweifungen überlassen, durchaus nicht leiden; eben so sehr sind mir diejenigen zuwider, die sich den ganzen Tag mit nichts beschäftigen, als nur Eroberungen zu machen, und von Früh an bis auf den Abend die ganze Stadt von Haus zu Haus durchziehen, um den Weibern und Mädchen mit ihren einfältigen Schmeicheleyen Langeweile zu verursachen; endlich ist es mir aber auch sehr fatal, wenn ein junger Mann den Heuchler macht, und sich frömmer und besser stellt als er ist.

Karl. Ew. Durchlaucht werden mich doch zu keiner von diesen drey Gattungen rechnen.

Der Fürst. O ja! ich kann nicht läugnen, daß ich dich zu der dritten Klasse von diesen Menschen rechne. Aber ich will, daß du von diesem Augenblick an deine Masque ablegen sollst. Sage mir aufrichtig, mein Sohn; ist dein Herz noch frey, oder hast du es schon hier oder an einem andern Orte verschenket. Es wird Zeit, daß du auf eine ernstliche Verbindung denkest. Wenn du noch nicht gewählet hast, so bitte ich dich inständig, dir ein

Mädchen auszusuchen, das du zu deiner Gattin zu machen wünschest. Wähle nur; alsdann will ich dein Vorsprecher seyn; du kannst gewiß versichert seyn, daß in meinem Lande keine Familie ist, die nicht mit Freuden sich mit dir vereinigen würde. Aber was sehe ich, du siehest ja ganz verstört aus; siehest du nun, daß ich Recht hatte, dich einen Heuchler zu nennen, und daß der junge Herr nicht so kalt ist, als er sich stellt. Nun wirst du aber wohl auch so gut seyn, und mir sagen, wer deine Geliebte ist; ich will durchaus dein Vertrauter seyn, und dir bey deiner Herzensangelegenheit mit Rath und That auf das freundschaftlichste beystehen.

Karl war wirklich bey dem Anfang dieser Unterhaltung in der größten Verlegenheit gewesen; jedoch hatte er sich schon wieder gesammelt, ehe der Fürst aufhörte zu reden. Zugleich fiel ihm auch der Gedanke ein, eine List anzuwenden, um vielleicht zum völligen Besitz seiner Adelaide zu gelangen. Deswegen antwortete er dem Fürsten mit der größten Freymüthigkeit: Ew. Durchlaucht haben sehr richtig geschlossen; ja ich bekenne es; ich liebe so zärtlich, als je ein Mensch geliebt haben

kann;

kann; allein ich wage es nicht, Ewr. Durchlaucht den Gegenstand meiner Leidenschaft zu nennen, weil ich befürchte, Ew. Durchlaucht zu beleidigen.

Der Fürst. Ich verstehe, ich verstehe; du liebst gewiß ein Mädchen, die so weit unter deinem Stande ist, daß du befürchtest, eine Unbesonnenheit zu begehen, wenn du sie heyrathest. Wenn es weiter nichts ist, lieber Karl, so sey ganz ruhig; du weißt am besten, daß die angebornen Vorzüge des Standes nur in der Einbildung bestehen, und daß es sich nicht der Mühe verlohnt, daß ein vernünftiger Mann ihnen zu gefallen, dem Glücke, eine vergnügte Ehe zu führen, entsagen sollte.

Karl. Ach, gnädigster Herr, wie glücklich wäre ich nicht, wenn ich nur mit diesem falschen Ehrgefühl zu kämpfen hätte, um meinem Herzen seine verlorne Ruhe wieder zu geben. Aber anstatt daß ich eine Person liebe, die unter meinem Stande ist, so bete ich ein Mädchen an, deren Stand und deren Verhältnisse mir alle Hofnung raubt, je glücklich zu werden. Es ist die Tochter eines regierenden Herrn, die mein ganzes Herz besitzet, und ich

wer=

werde es als die größte Gnade erkennen, wenn Ew. Durchlaucht mir erlassen, ihren Namen zu nennen.

Der Fürst. Es sey; aber sage mir, liebt sie dich auch.

Karl. Ja, gnädigster Herr; von dieser Seite muß ich mit meinem Schicksal sehr zufrieden seyn; ich bin sogar gewiß versichert, daß sie mich zärtlich genung liebt, um ihr Schicksal mit dem meinigen zu vereinigen, und mit Vergnügen alles nur erdenkliche Ungemach an meiner Seite zu erdulden. Aber ich wage es nicht, ein so strafbares und kühnes Unternehmen auszuführen; denn müßte ich nicht alsdann befürchten, daß Ew. Durchlaucht mir selbst ihre unschätzbare Gnade entziehen, und mich wegen meines Vergehens bestrafen würden.

Der Fürst. Beantworte mir noch eine Frage; ist sie die älteste Tochter der Familie?

Karl. Nein, Ew. Durchlaucht; sie ist eine der jüngsten.

Der Fürst. Eine der jüngsten; nun da ist das Unglück des Vaters nicht so groß, wenn sie die Frau eines rechtschaffenen Mannes wird,

der

der doch auch gewissermaßen vom Stande ist. Es ist immer besser, sie heyrathet ihn, als daß sie ihr Leben in einem Kloster vertrauert. Muth gefaßt, Karl, ich rathe dir, das Wagstück zu unternehmen, und ich will selbst alles übrige vertreten. Du mußt nur mit deiner Geliebten über den Tag einig werden, wenn ihr euer Vorhaben ausführen wollt; dann benachrichtige mich davon, und ich will dir einen sechsspännigen Wagen und unterlegte Pferde geben, so viel und wohin du willst. Sobald du in Sicherheit bist, wirst du mir schon schreiben, und es soll meine Sorge seyn, deine Schöne mit ihrem Vater auszusöhnen; auch werde ich es schon machen, daß er eine Verbindung mit dir nicht geradezu eine Mißheyrath nennen kann. Ich bin nur froh, einmal eine Gelegenheit gefunden zu haben, dir zu zeigen, wie sehr ich dich liebe.

Karl dankte dem Fürsten in den lebhaftesten Ausdrücken für seine Gnade; hierauf eilte er sogleich zu seiner Adelaide, um ihr den Inhalt seines geführten Gesprächs bekannt zu machen. Sie war ganz entzückt darüber, und bat ihn ohne Aufschub, den Rath ihres Vaters zu befolgen. Karl hingegen dachte zu rechtschaffen,

um

um sich leicht bereden zu lassen, einen so guten Herrn zu hintergehen; er wünschte lieber durch seine Bitte seine Einwilligung zu erlangen. Allein Adelaide ließ ihm keine Ruhe, bis er den von dem Fürsten selbst entworfenen Plan auszuführen beschloß, weil sie ihm vorstellte, daß ihr Vater leicht seine Gesinnungen ändern könnte, wenn er erführe, daß es seine eigne Tochter wäre.

Um sein eigentliches Vorhaben besser zu verbergen, verreiste Karl zum Schein auf einige Tage. Nach dieser kurzen Abwesenheit kam er eines Morgens eilig zum Fürsten. Er meldete ihm, daß er seine Maaßregeln sehr gut genommen, und daß er noch dieselbe Nacht den Wagen brauchte, den Se. Durchlaucht ihm versprochen. Der Fürst ließ sogleich seinen Stallmeister kommen, dem er befahl, die Befehle des Freyherrn von G... pünktlich zu befolgen. Letzterer machte nur noch geschwind die nöthigen Anstalten zur Reise, und gegen Mitternacht schlich er sich mit seiner Adelaide aus dem Schlosse, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Er führte sie an den Ort, wo er den Wagen hinbestellt hatte, und die unterlegten Pferde waren auch alle in Bereitschaft,

schaft, weswegen er in kurzer Zeit über die Grenze kam.

Sobald er in Sicherheit war, hielt er es für seine erste Pflicht, an seinen Herrn zu schreiben. Er bat in den demüthigsten Ausdrücken um Vergebung wegen seiner begangenen Spitzbüberey, zu der ihm Se. Durchlaucht selbst Anlaß gegeben. Zugleich versicherte er, daß er ungleich lieber zu der Güte seines Herrn und Wohlthäters seine Zuflucht würde genommen, und um seine Einwilligung gebeten, als diese List angewendet haben; allein die Furchtsamkeit der schönen Adelaide, daß ihr gütiger Vater ihr diese Bitte, von welcher das Glück ihres Lebens abhinge, abschlagen könnte, habe ihn zu diesen Schritt verleitet.

Nun erwarteten die beyden Verliebten die Antwort des Fürsten mit der größten Ungeduld und Angst, die kam auch bald, und übertraf bey weitem ihre Erwartung.

Der Fürst schrieb in der besten Laune, und behandelte die ganze Entführung als einen Spaß. Er versicherte Karln, er würde ihm auch seine Tochter gegeben haben, wenn er sie nicht erst so weit reisen lassen. Er freuete sich aber

aber doch, daß man ihm aus der ganzen Sache ein Geheimniß gemacht hätte, weil die Art, wie sie ihn betrogen, ihm außerordentlich viel Vergnügen machte, da sie einzig wäre. Am Ende bat er, sie sollten nur bald zurückkommen, und ihm das Vergnügen gönnen, die Hochzeit ausrichten zu können, weil er den Augenblick kaum erwarten könnte, Karln als seinen wirklichen Sohn zu umarmen.

Die beyden Glücklichen machten sich nun gleich auf den Rückweg. Der Fürst empfing sie mit ofnen Armen, und alle dreye vergossen häufige Freudenthränen. Er ließ sogleich den Freyherrn von G . . . als seinen Schwiegersohn öffentlich erklären, und nach Verfluß von wenigen Tagen wurde dieses glückliche Paar auf ewig vereiniget, welches eine lange und vergnügte Ehe zusammen führte.

IX.

Die blutige Rache.

Rosalie war in ihrem sechzehnten Jahre von ihrem Vater gezwungen worden, den alten sech-

sechzigjährigen Perini zu heyrathen. Jeder meiner Leser wird sich leicht vorstellen können, wie wenig dieser Alte, der sich eher zu ihrem Großvater als zu ihrem Ehegenossen schickte, die Wünsche seiner jungen feurigen Gattin befriedigen konnte. Indessen war er aber doch im äußersten Grad eifersüchtig, wie es nur ein Italiener seyn kann. Tag und Nacht ließ er sie fast nicht aus den Augen, und aller Umgang mit Mannspersonen war ihr gänzlich untersagt; wenigstens durfte mit seinem Wissen und Willen kein junger Mann sein Haus betreten, und nicht einmal an einem öffentlichen Orte mit ihr sprechen.

Aller seiner Vorsicht ungeachtet wußte Rosalie aber doch Mittel und Wege zu finden, sich zuweilen für die kalten Umarmungen ihres ehrwürdigen Bettgenossens zu entschädigen. Ein gewisser junger Graf del Campo hatte sich schon, wie sie noch Mädchen war, um ihre Gunst beworben; allein damals hatte sie ihn nie erhöret; jetzo aber, da das Schicksal sie in ihrem ehelichen Leben so schlecht bedacht hatte, gab sie ihrem ehemaligen Liebhaber willig Gehör, und mit Vergnügen gewährte sie ihm dasjenige, wornach er so lange vergeblich geschmachtet.

Ihre

Ihre Kammerfrau, mit Namen Klara, war bey dieser Geschichte ihre Vertraute. Diese hatte den ganzen Liebeshandel angesponnen, und auch den beyden Geliebten Gelegenheit verschaft, sich ungestört zu sehen. Das erstemal brachte sie den Grafen in dem Anzug eines Bauers zu ihrer Gebieterin, und hernachmals kam er gewöhnlich in Frauenzimmerkleidern zu ihr.

Einige Zeit ging alles vortreflich von statten; allein der Krug gehet so lange zum Brunnen, bis der Henkel bricht; denn es währete nicht lange, so war Herr Perini benachrichtiget, daß seine Frau sich sehr angelegen seyn ließ, ihn unter die gekrönten Häupter zu versetzen, worüber er sehr wenig Freude empfand, weil Stolz seine Leidenschaft nicht war, und er gar nicht wünschte, sich durch einen recht schönen Hauptschmuck vor seinen Mitbürgern auszuzeichnen.

Weil seine Geschäfte ihn oft und zuweilen ziemlich lange nöthigten, aus dem Hause zu bleiben, so gab er allezeit in seiner Abwesenheit einem alten Bedienten, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, die Aufsicht über seine Frau. Dieser alte Kerl, der alle ihre Hand-

lungen auf das sorgfältigste beobachtete, bemerkte bald die Geschichte mit dem Herrn Grafen, ob sie gleich mit der möglichsten Sorgfalt betrieben wurde; denn er erkannte zum Unglück den Grafen seiner Verkleidung ungeachtet.

Sobald er seiner Sache gewiß war, unterließ er nicht, seinem Herrn von seiner gemachten Entdeckung Nachricht zu ertheilen. Daß Herr Perini über diese Nachricht kein freundliches Gesichte machte, wird man mir wohl auf mein Wort glauben. Seiner Eifersucht ungeachtet aber beschloß er, sich doch erst von der Untreue seiner Frau persönlich zu überzeugen, bevor er ihr seine Rache empfinden ließ. Er stellte sich selbst auf die Lauer, und erhielt bald zu seinem großen Leidwesen die Gewißheit, daß sein getreuer Diener ihm nur Wahrheit hinterbracht hatte. Seine Wuth war bey dieser Entdeckung grenzenlos, und er beschloß augenblicklich, blutige Rache, sowohl an seiner Frau, als auch an ihrem Geliebten zu nehmen. Um dieses zu bewerkstelligen, nahm er zu den gewöhnlichen Werkzeugen der Rache der Italiener, nemlich zu Gift und Dolch seine Zuflucht, und nur durch diese beyden wollte er seine gekränkte Ehre retten.

We-

Wenige Tage, nachdem er sich von der Untreue seiner Frau überzeugt, ging er des Morgens in aller Frühe, da sie noch im Bette lag, in ihr Schlafzimmer zu ihr. Damit sie von seinem schändlichen Vorhaben nichts merken sollte, so bot er ihr einen sehr freundlichen guten Morgen; auch war er im Ganzen weit artiger gegen sie als gewöhnlich.

Nach einer kurzen Unterredung befahl er dem Kammermädchen, das Zimmer zu verlassen. Diese befolgte den Befehl ihres Herrn unverzüglich, und Perini schloß hinter ihr sorgfältig die Thüre zu. Noch immer ahnete Rosalie nichts von dem bevorstehenden Unglück; vielmehr glaubte sie, daß ihr Herr Gemahl aufgelegt wäre, sich ein eheliches Vergnügen in ihren Armen zu verschaffen.

Ihre Bewunderung war aber nicht geringe, wie sie ihn mit einem bloßen Dolch in der rechten und einer Flasche Gift in der linken Hand auf ihr Bette zukommen sahe. Mit einem Blick, der alles sagte, was in seiner Seele vorging, redete er sie also an: Ich weiß, daß du den Grafen del Campo liebest, und ich habe die unwiderlegbaresten Beweise deiner Un-

treue. Hier bleibt dir nun weiter keine Wahl übrig, als entweder auf der Stelle zu sterben, oder einen Brief an den Grafen zu schreiben, wie ich ihn dir in die Feder sagen werde.

Wie Rosalie dieses hörte, so fiel ihr der Muth nicht wenig; sie kannte die Eifersucht ihres Mannes, und wußte, daß er in der Wuth alles zu unternehmen fähig war, auch las sie deutlich in seinen Blicken, daß er nach Rache dürstete. Indessen versuchte sie doch alles, was in ihren Kräften stand, um ihn zu besänftigen. Sie sprang aus dem Bette, stürzte sich zu seinen Füßen nieder, und fing an zu weinen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen; dabey betheuerte sie auf das heiligste ihre Unschuld, und schwor die fürchterlichsten Eyde, welche ihr die Todesangst, in der sie sich befand, auspreßten, daß sie Niemanden außer ihm liebte.

Alle diese Betheuerungen waren aber nicht fähig, den aufgebrachten Perini zu besänftigen, vielmehr wurde seine Wuth und Rachsucht dadurch immer mehr angefeuert. Ich weiß, daß du ein unverschämtes Geschöpf bist, unterbrach er sie in ihren Klagen, und will

durch=

durchaus nichts zu deiner Entschuldigung hören.

Rosalie. Aber um Gottes willen, lieber Mann, sage mir, was ich an den Grafen schreiben soll? Du wirst doch nicht verlangen, daß ich ihm etwas schreibe, was nicht ist, und ich werde doch nicht ein Verbrechen zugestehen sollen, welches ich nicht begangen habe. Nein, bey Gott, dazu bringst du mich nicht, lieber will ich von deiner Hand sterben.

Sie hatte dieses kaum ausgesagt, so hielt der eifersüchtige Perini ihr auch schon die Spitze des Dolches auf die Brust. Rosalie hatte nicht erwartet, daß ihr Mann den Spas so weit treiben würde; da sie aber sahe, daß er Ernst machte, sie in eine höhere Region zu versetzen, erschrak sie nicht wenig. Um Gottes Willen, lieber Mann, habe Mitleiden mit mir, fing sie an zu schreyen. Um der Liebe willen, die du sonst in deinem Herzen gegen mich hegtest, beschwöre ich dich, meiner zu schonen. Siehe, ich bin bereit, dir in allen Stücken zu gehorchen, und alles zu thun, was du von mir verlangst. Zugleich nahm sie eine Feder und ein Blatt Papier, welches ihr ihr

Mann gab, und schrieb folgenden Brief an den Grafen, den Perini ihr in die Feder sagte.

Bester Graf!

Wenn sie mich wirklich lieben, wie ich gewiß glaube, da ich die stärksten Beweise ihrer Zuneigung habe, so kommen sie diesen Abend zur gewöhnlichen Stunde in Frauenzimmerkleidern an die bewußte Gartenthüre. Daselbst wird ihre Geliebte sehnsuchtsvoll ihrer warten, um in ihren Armen die Freuden dieses Lebens zu genießen. Perini hat in seinen Geschäften verreisen müssen, und wird unter einigen Tagen nicht wieder zurückkommen. Ich erwarte sie mit der größten Ungeduld, und bin ganz

Ihre

Rosalie.

Herr Perini las den Brief nochmals durch, um zu sehen, ob Rosalie auch alles geschrieben hatte, was er ihr vorgesagt. Hierauf siegelte er ihn eigenhändig zu, und ohne Verzug schickte er ihn sogleich durch einen seiner getreuen Diener an die Behörde. Dieser wurde überdieß noch besonders instruiret, wie er sich bey dieser Gesandschaft benehmen sollte, damit der

Herr Graf keinen Wind bekommen möchte, von wem eigentlich die Einladung kam; weil es sonst nicht schwer würde gewesen seyn, den ganzen schwarzen Plan des alten Eifersüchtigen zu vereiteln und seiner Rache zu entkommen.

Der Abgesandte des rachsüchtigen Perini richtete seinen Auftrag so gut aus, daß der Graf nicht den mindesten Verdacht schöpfen konnte, daß diese ganze Bestellung nur eine Falle wäre, in die man ihn zu locken suchte. Er war voller Freuden, einen Einladungsbrief von seiner Geliebten erhalten zu haben, und ließ ihr mündlich zur Antwort sagen, daß er gewiß keinen Augenblick säumen würde, ihren Befehl auf das pünktlichste zu befolgen. Diese Antwort wurde natürlich dem alten Perini hinterbracht, welcher sich sogleich angelegen seyn ließ, die nöthigen Anstalten zu Ausführung seines schändlichen Vorhabens zu treffen.

Die arme Rosalie war indessen der Verzweiflung nahe, daß sie hatte einen solchen Uriasbrief an ihren Geliebten schreiben müssen. Sie sahe die Gefahr voraus, in welche er durch selbigen gerathen würde, und gleichwohl konnte sie kein Mittel finden, sie von ihm ab-

zuwenden; denn alle Gelegenheit, ihn zu warnen, war ihr benommen, weil der alte Perini die Vorsicht gebraucht hatte, sie in einem abgelegenen Theile des Hauses einzusperren. Ihr Kammermädchen hatte gleiches Schicksal mit ihr, nur daß sie von ihr getrennt war. Es blieb ihr also weiter nichts übrig, als ihr Schicksal in Geduld abzuwarten, und ihrem Herzen durch Thränen Luft zu machen.

Der Graf hätte indessen doch noch seinem Schicksale entgehen können, wenn er den Warnungen seines Schutzgeistes Folge geleistet hätte. In dem Augenblick, da er zu seiner Geliebten eilen wollte, fing ihm die Nase so heftig zu bluten an, daß er über eine Stunde Zeit brauchte, um das Blut wieder zu stillen. Dieses pflegte ihm fast nie zu geschehen, weswegen er es für eine üble Vorbedeutung hielt, daß dieser Zufall zu so einer ungelegnen Zeit kam; jedoch war ihm dabey zu Muthe, als ob es eine Warnung wäre, daß er denselben Abend nicht zu Rosalien gehen sollte. Er achtete aber nicht darauf, sondern gab sich alle mögliche Mühe, das Blut zu stillen, und die seiner Meinung nach glückliche Gelegenheit, seine Geliebte zu sehen,

sehen, nicht ungenützt vorbeystreichen zu lassen. Deswegen wollte er, nachdem er endlich zu bluten aufgehöret hatte, noch zu ihr gehen. Schon war er auf dem Wege, als ihn eine neue Angst befiel; es war ihm, als ob er von Jemand zurückgehalten würde, der ihm immer zurufte, bleib, wenn dir dein Leben lieb ist. Diese geheime Ahnung machte ihn im Anfange stutzig, und wirklich war er einige Augenblicke unentschlossen, was er thun, ob er bleiben oder gehen sollte. Allein sehr bald kehrte sein Muth wieder zurück; er lachte sich selbst aus, daß er auch nur einen Augenblick dem Spiele seiner erhitzten Phantasie, wie er seine Ahnung nannte, hatte Gehör geben können. Er schlug seine Vorempfindung in den Wind, und eilete, zu seiner Geliebten zu kommen; denn er befürchtete, daß, wenn er sie länger warten ließ, er sie beleidigen möchte.

Bis an den Weg zum Garten kam er glücklich, ohne das geringste Abentheuer zu haben. Auch fand er die Thüre, wie gewöhnlich, offen. Nachdem er sich sorgfältig umgesehen, ob er auch von Niemand bemerkt würde, ging er getrost in den Garten und in das Zimmer der Rosalie, auf welchem Wege ihm

auch

auch nichts aufstieß, was ihm hätte Verdacht erwecken können.

Kaum erblickte ihn aber Rosalie, so fing sie heftig an zu schreyen, und ohnmächtig sank sie zu Boden. Der Graf war über diese Aufnahme von seiner Geliebten nicht wenig verwundert. Indessen lief er doch auf sie zu, um sie aufzuheben, und alles zu versuchen, ihre entflohenen Lebensgeister wieder zurückzurufen. Dabey machte er ihr tausend Liebkosungen, um sie aus ihrer Ohnmacht, deren Ursachen er gar nicht ergründen konnte, zu erwecken.

Herr Perini hatte sich indessen mit einigen von den gutwilligen Menschen, deren es in Italien viele giebt, die ihren Nebenmenschen für ein Billiges von aller irrdischen Noth befreyen, in ein Nebenzimmer versteckt. In der Zeit, daß der Graf noch beschäftiget war, Rosalien zu erwecken, schlich er sich mit den gedungenen Meuchelmördern herbey, und einer von den Bösewichtern versetzte dem Grafen gleich einen Stich, daß er zu Boden sank. Nun fiel Perini und die andern Mörder über ihn her, und so lange noch ein Funken Leben in ihm zu verspüren war, durchboreten sie ihn mit Dolchen.

Indessen Perini auf eine so schändliche Art beschäftiget war, seine Rache an dem Grafen auszuüben, erholete sich Rosalie von ihrer Ohnmacht. Man kann sich ihr Schrecken denken, wie sie ihren Geliebten in einem so schrecklichen Zustande in seinem Blute schwimmend erblickte. Ohne Bewußtseyn stürzte sie wieder neben ihn hin, auch blieb sie in diesem Zustande, so lange Perini und seine unmenschlichen Helfershelfer sich das grausame Vergnügen machten, den unglücklichen Grafen mit ihren Dolchen viele hundertmale zu durchboren, daß er ganz unkenntlich wurde.

Sobald er mit dieser Abscheu erregenden Arbeit fertig war, entließ er seine Spießgesellen, nachdem er sie reichlich belohnt hatte. Nun wollte er erst seine Rache an seiner Frau nehmen, denn noch war sein Blutdurst nicht gestillt, und auch das unglückliche Weib sollte ein Opfer desselben werden.

Durch Mißhandlungen erweckte er sie aus ihrer Ohnmacht; und sobald sie ihrer Sinnen mächtig worden war, wendete er sich mit folgenden Worten an sie: Nun bin ich von deiner Untreue gänzlich überzeugt; mache dich nun

bereit, deinem Geliebten zu folgen, um mit ihm in den Abgrund der Hölle zu fahren. Dir bleibt weiter nichts übrig, als zwischen Gift und Dolch zu wählen.

Die Grausamkeit ihres Mannes hatte einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie mit der größten Kaltblütigkeit diesen Antrag anhörte. Ja, fast kann man sagen, daß er ihr willkommen war; denn der Gedanke zu sterben war ihr weit erträglicher, als länger an der Seite eines solchen Unmenschen leben zu müssen. Ganz gelassen nahm sie den Giftbecher, den ihr Mörder in der Hand hielt, und hastig leerete sie ihn bis auf den letzten Tropfen. Das Gift war so heftig, daß es gleich zu wirken anfing, und Rosalie nach wenig schmerzhaften Augenblicken ihren Geist aufgab.

Sie starb in Gegenwart des niederträchtigen Perini, dessen Herz so abgehärtet war, daß er bey dem Leiden seiner schönen jungen Gattin nicht das mindeste Mitleiden empfand. Sobald sie todt war, ließ er die Körper beyder Schlachtopfer seiner Rache in einen Kasten legen und in seinem Garten vergraben. Er aber sprengte mit seinen Spießgesellen aus, daß Rosalie

salie mit dem Grafen geflohen wäre, und zugleich lamentirte er noch, daß sie ihn beträchtlich bestohlen hätte.

X.

Der Präsident im Kasten.

In einer nicht unberühmten Residenzstadt eines Fürsten des deutschen Reichs lebte vor einiger Zeit ein Freudenmädchen, welches vorzüglich unter dem Namen der schönen Karoline berühmt war. Jung und alt suchte ihr zu gefallen, und von allen Seiten strömten ihr die ansehnlichsten Geschenke zu, daß sie sich binnen kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen erwarb, weil sie, welches bey dieser Klasse von Mädchen ein sehr seltner Fall ist, eine sehr gute Wirthin war.

Nach und nach fing ihre bisherige Lebensart an ihr lästig zu werden, da sie Verstand genung besas, einzusehen, wie entehrend es wäre, einem jeden, der sie gut bezahlte, zu Gebote stehen zu müssen. Sie faßte deswegen den Entschluß, ihr Gewerbe, so einträglich es auch war, aufzugeben, und ein ganz häußliches

ches Leben anzufangen. Da ihr aber Genuß der Liebe zum Bedürfniß geworden, so beschloß sie, sich unter ihren Verehrern einen Geliebten auszusuchen, der ihren Wünschen in allen Stücken entspräche, ohne übrigens auf Stand und Vermögen Rücksicht zu nehmen, weil sie ihrer Meinung nach genung hatte, um bequem leben zu können.

Unter allen ihren Anbetern gefiel ihr keiner besser, als ein gewisser Herr von B..., der als Lieutenant unter der fürstlichen Garde stand. Er war jung, schön, ein sehr angenehmer Gesellschafter, und hatte noch verschiedene andere sehr gute Eigenschaften, die ihn besonders bey dem schönen Geschlechte sehr beliebt machten. Der einzige, freylich in den Augen manches weiblichen Geschöpfs sehr beträchtliche Fehler, den man ihm aufbürden konnte, bestand darinnen, daß er sehr wenig Vermögen besas, und kaum so viel hatte als er brauchte, um anständig leben zu können. Allein Karoline sahe auf diesen Umstand nicht, denn sie dachte, ihres Standes ungeachtet, edel genung, um einen armen rechtschaffenen Mann den reichen Schurken vorzuziehen; überdieß ging sie gegenwärtig nicht darauf aus, Geld zu gewinnen; sie wollte

te nur Liebe haben, und das Vergnügen eines ordentlichen Lebens genießen; beydes hofte sie aber in den Armen des Herrn von B... zu finden. Mit einem Wort, sie gab allen ihren andern Liebhabern den Abschied, und lebte nur allein für ihren Georg.

Den andern jungen Herren der Stadt war es zwar erstaunend unangenehm, daß das schönste Mädchen ihnen gleichsam aus den Zähnen gerissen worden; allein, da sie sahen, daß für sie nichts mehr zu hoffen übrig blieb, und Georg auch so wenig Spaß verstand, und sich ihre fernern Besuche bey seiner Geliebten alles Ernstes verbot, so faßten sie ihr Leid in Geduld, und jeder suchte sich zu trösten, so gut er konnte. Nur allein der Herr Regierungs-Präsident von W... konnte sich nicht zufrieden geben, bey der schönen Karoline nicht sein Opfer der Göttin der Liebe gebracht zu haben. Ihre Schönheit hatte sein durch die Länge der Zeit, daß es gebraucht worden, ziemlich erkaltetes Herz wieder auf das neue erwärmet, und eine Leidenschaft in selbigem erreget, die er kaum mehr dem Namen nach kannte; mit einem Wort, er wurde noch auf seine alten Tage zum Todschießen verliebt, und wünschte nichts sehnlicher, als

noch einmal vor seinem Ende die Freuden der Liebe in den Armen der schönen Karoline zu genießen.

Lange schmachtete er ohne alle Hofnung, weil Karoline den Herrn von B . . . wirklich zu aufrichtig liebte, um sich entschließen zu können, eine Untreue an ihm zu begehen; zumal da sie von seiner Treue ganz überzeugt war. Allein, da sie keine Einnahme hatte, und doch nicht schlecht lebte, so konnte es nicht fehlen, daß ihr gesammeltes Vermögen nach und nach abnehmen mußte. Sie sahe zu ihrem großen Schrecken, daß es täglich sich verminderte, und daß die ganze Herrlichkeit bald ein Ende nehmen würde. Sie sann deswegen in Zeiten darauf, diesem Uebel abzuhelfen, bevor es zu spät würde. Georgen wollte sie ihre Lage nicht entdecken, theils um ihm keinen Kummer zu machen, weil sie wußte, daß es ihn unendlich kränken würde, sie nicht unterstützen zu können, wie er wünschte; theils weil sie voraus sahe, daß er mit ihr brechen würde, sobald sie sich wieder mit einem andern einließ, wenn er nicht die Ursache, die sie zu diesem Schritt verleitete, wüßte. Beydes wollte sie aber nicht, weswegen sie ein drittes Mittel suchte, sowohl die

Liebe

Liebe ihres Georgens zu erhalten, als auch ihre zerrütteten Vermögensumstände zu verbessern.

Noch immer wendete der Herr Präsident alle mögliche Mühe an, sich bey Karolinen geneigtes Gehör zu verschaffen. Fast täglich schickte er ihr ansehnliche Geschenke, um zu versuchen, ob ihre Gunst nicht mit Geld zu erkaufen, und ihre Treue gegen ihren Geliebten zu bestechen wäre. Allein im Anfang waren sie ihm alle zurückgeschickt worden; dadurch hatte er sich aber nicht abschrecken lassen, vielmehr hatte er nur geglaubt, daß sie ihr zu klein wären, weswegen er von Zeit zu Zeit den Versuch wiederholete, und allezeit die Summe um ein Ansehnliches vermehrete, um ihr ein Geschenk zu machen, was er ihrer ganz würdig erachtete.

Gerade zu der Zeit, da Karoline die unangenehme Entdeckung gemacht hatte, daß ihre Umstände nicht die besten wären, schickte ihr der Herr Präsident abermals eine nichts weniger als unbeträchtliche Summe. Karoline hielt es sehr der Klugheit gemäß, dieses Geschenk anzunehmen, um sich nicht um einen so großmüthigen Liebhaber muthwillig zu bringen;

zumal da sie voraussehen konnte, daß sie bald dergleichen Leute sehr nothwendig brauchen würde. Sie nahm deswegen das Geschenk an, bedankte sich schriftlich auf das verbindlichste für das Ueberschickte, und bedauerte, daß sie gegenwärtig den übrigen Wünschen des Herrn Präsidenten nicht Gehör geben könnte, weil Georg beständig bey ihr wäre. Dabey machte sie ihm aber die schönsten Hofnungen für die Zukunft, indem sie auf das heiligste versprach, bey der ersten schicklichen Gelegenheit die Wünsche des Herrn Präsidenten zu erfüllen; ihm, sobald Georg einmal verreisen würde, seine Großmuth mit Liebe zu vergelten, und die ganze Zeit der Abwesenheit ihres Geliebten nur allein dem Vergnügen Sr. Excellenz zu widmen.

Der Herr Präsident war von ganzem Herzen froh, diese Antwort zu erhalten; denn nun durfte er sich doch gewisse Hofnung machen, erhöret zu werden. Ohne zu murren, schmachtete er noch einige Monate, binnen welchen er von Karolinen immer vertröstet wurde, wenn er ihr von Zeit zu Zeit Geschenke machen und dabey anfragen ließ, ob er sich nicht schmeicheln dürfte, das Ziel seiner Wünsche bald zu erreichen.

End=

Endlich erschien der von dem Herrn Präsidenten so sehnlich gewünschte Zeitpunkt, daß Georg auf einige Zeit verreisen mußte. Einige Familien-Angelegenheiten verlangten seine persönliche Anwesenheit, weswegen er auf einige Monate Urlaub nahm. Bevor er aber abreisete, empfahl er Karolinen noch recht ernstlich, die Treue in seiner Abwesenheit nicht zu brechen; zugleich ließ er verschiedene Drohungen mit einfließen, wie er sich benehmen würde, wenn er bey seiner Zurückkunft erführe, daß sie sich unterfangen, sich mit einem andern in einen Liebeshandel einzulassen. Karoline ihrer Seits unterließ nicht, ihm auf das heiligste zu versprechen, daß sie sich gewiß stets so betragen würde, daß er sich nie über sie sollte beklagen können.

Georg war kaum zur Stadt hinaus, so sahe sich Karoline auch schon wieder von einem ganzen Schwarm Liebhabern umringt. Unter allen war aber der Herr Präsident am dringendsten; denn dieser gab ihr nun ganz deutlich zu verstehen, daß sie nun keine Ausflucht mehr hätte, ihm das so lange gewünschte Vergnügen vorzuenthalten, da Georg verreist wäre, welcher, nach ihrer eignen Bestimmung das ein-

zige Hinderniß, welches seinem Glücke im Wege gestanden, gewesen.

Karoline überlegte lange, was sie machen sollte. Die alte zusammengeschrumpfte Person des Herrn Präsidenten konnte wohl Mitleiden, aber keine Liebe erwecken; auch war sehr wenig Vergnügen in seinen Armen zu erwarten; der Gedanke aber an die viele Verbindlichkeit, welche sie ihm schuldig war, und die Aussicht noch sehr großen Vortheil von seiner Freygebigkeit zu ziehen, machte, daß sie sich entschloß, ihm die Stelle ihres Geliebten zu überlassen. Hierzu kam noch, daß sie bedachte, welcher Gefahr sie sich aussetzte, wenn sie mit jungen Leuten, die gewöhnlich nicht sehr schweigen können, sich einließ. Wie leicht konnte es alsdenn ihr Georg nicht erfahren, vor welchem es durchaus ein Geheimniß bleiben mußte. Bey dem Präsidenten hatte sie aber nichts zu befürchten, weil dieser sich selbst mit seinen Liebesgeschichten nicht breit machen durfte.

Karoline nahm also in der Zeit der Abwesenheit ihres Geliebten die für ihren Beutel sehr einträglichen Besuche des Präsidenten an. Wie der Urlaub Georgens bald zu Ende ging, kam

der Präsident auf den Einfall, einige Tage bey Karolinen zu wohnen, um die letzte Zeit, welche er in ihrer Gesellschaft zubringen konnte, recht zu genießen. Bey seiner Frau gab er vor, daß ein Auftrag des Collegii, dem er vorsas, ihn nöthigte, auf einige Tage zu verreisen, um einige Angelegenheiten des Fürsten zu besorgen.

Georg kannte die Weiber sehr gut, und wußte schon aus Erfahrung, wie wenig man ihnen trauen darf. Um Karolinen ganz unerwartet zu überraschen, endigte er seine Geschäfte so schnell als möglich, daß er noch einige Tage bevor sein Urlaub um war, wieder in der Stadt ankam. Sein erster Gang war, Karolinen zu besuchen. Diese schlief ganz ruhig an der Seite des Herrn Präsidenten, der noch einige Tage bey ihr zu bleiben Lust hatte. Man kann sich also leicht das Schrecken beyder denken, wie Georg auf einmal zu pfeifen anfing, welches das gewöhnliche Zeichen war, worauf ihm die Thüre geöfnet wurde. Um Gottes willen, was fangen wir an, sagte Karoline zum Präsidenten; Georg ist angekommen, ich kenne seine Art zu pfeifen, wenn er spät zu mir kommt, daß die Hausthüre ver-

schlossen ist. Wenn er uns beysammen antrift, so bringt er uns beyde um; und gleichwohl weiß ich kein Mittel, mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen.

Georgen wurde indessen die Zeit an der Hausthüre ziemlich lang; er fing heftig an zu pochen, und rufte dabey, nun mache auf, sonst muß ich die Thüre einschlagen.

Indessen fiel Karolinen doch ein Rettungsmittel ein; sie nöthigte den Präsidenten, sich benebst seinen Kleidern in einen großen Kasten zu legen. Dieser gehörete einer ihrer Nachbarinnen, welche befürchtete, ausgepfändet zu werden, weil ein Kaufmann sie verklagt hatte. Um nicht ihre besten Sachen in die Hände ihres harten Gläubigers kommen zu lassen, so hatte sie diese in selbigen gelegt, und ihn benebst dem Schlüssel dazu Karolinen übergeben. In diesem Kasten mußte der Herr Präsident seine Wohnung aufschlagen, und Karoline schloß ihn sorgfältig wieder zu.

Sobald dieses geschehen, eilte sie in bloßem Hemde, wie sie aus dem Bette kam, um Georgen die Thüre zu öfnen. Dieser war verdrießlich, daß er so lange hatte vor derselben

stehen

stehen müssen, und wollte schon anfangen mit ihr zu zanken; allein sie kam ihm zuvor; du kannst gar nicht glauben, was ich habe suchen müssen, bevor ich den verwünschten Hausschlüssel finden konnte; ich hatte schlechterdings vergessen, wo ich ihn gestern Abend hingelegt, ich bitte dich aber, sey nicht böse über meine Nachläßigkeit, es soll nicht wieder geschehen. Indessen sey von ganzem Herzen schöne willkommen. Ich freue mich außerordentlich, dich gesund wieder zu sehen, zumal da du mir die Freude gemacht hast, einige Tage eher zu kommen, als dein Urlaub aus ist.

Die freundliche Art, mit der Karoline Georgen empfing, machte, daß er seine erste Bosheit gleich wieder vergas. Sobald er aber in die Stube trat, fiel ihm der Kasten, welchen der Herr Präsident zu seiner Wohnung gemacht hatte, in die Augen.

Georg. Was ist das für ein großer Kasten?

Karoline. Er gehöret unsrer Nachbarin, sie hat einige Schulden, wegen denen sie ist ausgeklagt worden, weswegen sie mich gebeten

hat, ihn aufzuheben, damit man ihn nicht wegnehmen kann.

Georg. Gieb mir einmal den Schlüssel dazu, ich möchte doch sehen, was für schöne Sachen darinnen sind.

Karoline. Glaubst du denn, daß ich so dumm seyn werde, mir einen Schlüssel geben zu lassen, der mir tausend Verdrießlichkeiten auf den Hals werfen kann. Meine Nachbarin hat mir ihn zwar angeboten; allein ich habe vielmals davor gedankt; wenn alsdann etwas fehlte, könnte es von mir gefordert werden; so habe ich aber gar keine Schuld, wenn etwas wegkömmt.

Georg. Da hast du sehr recht; aber sage mir, hast du nicht etwas zu essen, mich hungert ganz erschrecklich.

Karoline eilte sogleich, dieses Bedürfniß ihres Geliebten zu befriedigen. Sie brachte alles, was sie nur Eßbares im Hause hatte, herbey, und nachdem Georg es sich recht wohl schmecken lassen, nahm er an der Seite der Karoline die Stelle ein, welche der Herr Präsident eben nicht gar lange verlassen hatte, bey wel-

welchem Tausche Karoline sich nicht am schlechtesten befand.

Der arme Präsident stand indessen Todesangst in seinem Kasten aus; denn alle Augenblicke befürchtete er, daß Georg ihn entdecken würde. Er war deswegen nicht wenig froh, wie dieser eingeschlafen war; weil er sich nun in Sicherheit glaubte, indem er den andern Morgen schon eine gute Gelegenheit, zu entkommen, zu finden hofte. Allein sein unglückliches Gestirn versetzte ihn noch in eine der unangenehmsten Lagen, in welche nur ein Mann seines Standes kommen konnte.

Er war es selbst, der der Nachbarin der Karoline auferlegt, ihren Gläubiger zu befriedigen, und zugleich befohlen, im Fall, daß sie nicht bezahlen würde, sie auszupfänden. Diese hatte aber nicht bezahlt, und damit man ihr nicht ihre Sachen wegnehmen konnte, so hatte sie ihre Habseligkeiten aus dem Hause geschaft. Den andern Morgen nach der Nacht, welche der strenge Richter in dem Kasten zugebracht, kamen die Gerichtsdiener, um ein wenig aufzuräumen; allein man war ihnen zuvorgekommen; denn sie fanden nichts, wie die vier Wände.

Der Gläubiger war sehr verdrießlich, wie er die Gerichtsdiener mit leeren Händen zurückkommen sahe, weil er nicht wußte, wie er nun zu dem Seinigen kommen sollte. Ganz niedergeschlagen stand er auf der Gasse, und überlegte, was nun anzufangen wäre. Auf einmal redete ihn ein altes Weib an, das er gar nicht kannte, welches aber mit der Nachbarin der Karoline in einem Hause wohnte. Sie hatte sich den Tag vorher mit ihr überworfen, und freuete sich nun, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich zu rächen.

Die Alte. Es ist ihnen wohl recht unangenehm, daß sie bey meiner schönen Hausgenossin nichts gefunden haben; allein sie kamen zu spät; die Vögel waren schon ausgeflogen; jedoch, wenn sie mir wollten ein kleines Geschenk machen, könnte ich ihnen wohl sagen, wo sie sich wieder eingenistet haben. Wenigstens weiß ich, wo ihre besten Sachen hingeschaft worden sind.

Der Kaufmann. Wenn sie mir dieses gewiß sagen könnte, wollte ich ihr gern zwey Thaler geben.

Die Alte. Das kann ich; denn ich habe sie wegschaffen sehen.

Der Kaufmann. Nun wohlan, hier sind zwey Thaler; aber wenn sie mich belügt, so soll es ihr trübselig ergehen; denn ich schlage ihr die zwey Thaler am Leibe ab.

Die Alte. Davor bin ich sicher, sie dürfen nur unten auf der Gasse zu der Mademoiselle Karoline schicken, daselbst werden sie gewiß einen großen Kasten voll Sachen, welche meiner Nachbarin zugehören, finden.

Der Kaufmann ging sogleich zu den Gerichtsdienern, um ihnen seine gemachte Entdeckung zu hinterbringen, welche auch sogleich davon Gebrauch machten, und sich zu Karolinen begaben, um sich den Kasten ausliefern zu lassen. An der Hausthüre begegnete ihnen Georg; auf seine Frage, was sie hier wollten, machten sie ihm die Absicht ihres Besuchs bekannt. Er, der die Geschichte des Kastens wußte, sagte ihnen ganz gleichgültig, sie sollten nur die Treppe hinauf gehen, und sich denselben ausliefern lassen.

Sobald sie aber in das Zimmer der Karoline kamen, und ihr bekannt machten, daß sie

von dem Regierungs-Präsidenten Befehl hätten, den Kasten, der ihrer Nachbarin zugehörte, in Beschlag zu nehmen, widersetzte sie sich der Wegschaffung desselben aus Leibeskräften. Ich leide es durchaus nicht, daß man diesen Kasten auch nur von seinem Flecke wegrückt, wenn mir nicht ein besonderer Befehl dazu von dem Herrn Präsidenten gezeigt wird. Ich bin gewiß, der Herr Präsident hat nicht befohlen, daß man Sachen aus meinem Hause wegnehmen soll; und ehe dieser Kasten auch nur angerühret wird, so muß mir erst ein vom Herrn Präsidenten eigenhändig unterzeichneter Befehl, der insbesondere gegen mich gerichtet ist, gezeigt werden. Bey diesen Worten setzte sie sich auf den Kasten, um dessen Wegschaffung zu verhindern.

Wie dem Herrn Präsidenten in seiner eignen Wohnung zu Muthe wurde, als er dieses ganze Gespräch hörte, überlasse ich meinen Lesern, sich selbst zu denken. Schon die ganze Nacht hatte er Todesangst ausgestanden, bey der geringsten Bewegung, von Georgen entdeckt zu werden, und nun stand er in Gefahr, den Gerichtsdienern in die Hände zu fallen, und auf seinen eignen Befehl in Beschlag genom-

men

men zu werden. Die Furcht, in diesem Kasten gefunden, und dadurch zum Gelächter der ganzen Stadt zu werden, brachte den armen Mann fast zur Verzweiflung. Er bat Gott von ganzem Herzen, daß er der Karoline Kraft geben möchte, die Gerichtsdiener zu bewegen, sich zu entfernen, und zugleich verfluchte er den von ihm ertheilten Befehl, die Nachbarin der Karoline auszupfänden, und diese Pünktlichkeit seiner Leute, mit der sie ihn ausrichteten.

Noch immer widersetzte sich Karoline, den Kasten auszuantworten, und die Gerichtsdiener ihrer Seits behaupteten, daß sie ihn haben müßten. Endlich machte Georg dem ganzen Streit ein Ende, indem er Karolinen nöthigte, den Kasten wegschaffen zu lassen, weil er keine Händel mit der Gerechtigkeit haben wollte. Die Gerichtsdiener dankten ihm, daß er ihnen behülflich gewesen, daß sie den ihnen aufgetragenen Befehl ausrichten können, und zugleich ließen sie den Kasten in gerichtliche Verwahrung bringen.

Der Präsident war indessen in seinem Gefängnisse mehr todt als lebendig. Er zitterte vor Wuth am ganzen Leibe, und würde gern

die

die Hälfte seines Vermögens darum gegeben haben, wenn ihn Jemand aus dieser Verlegenheit hätte reißen wollen, ohne daß seine Ehre auf immer gekränket wurde; denn er erwartete, daß man den Kasten sogleich im Beysein der Gerichtspersonen öfnen, und folglich seine Schande entdecken würde. Dieser Gedanke brachte ihn zur Verzweiflung, zumal da er kein Mittel, wie seine Rettung möglich wäre, erblickte.

Karoline war auch nicht in geringer Angst. Denn sie glaubte gewiß, daß Georg sie umbringen würde, sobald die Geschichte mit dem Präsidenten an den Tag käme. Sie kennte seine Eifersucht, und wußte gewiß, daß er diese Beleidigung nicht ungerochen lassen würde. Um aber nicht gleich den ersten Ausbruch seiner Wuth ausgesetzt zu seyn, begab sie sich unter den Schutz eines ihrer alten Bekannten.

Indessen hatte man den Kasten in gerichtliche Verwahrung gebracht, und man erwartete nur die Ankunft des Präsidenten, um ihn zu öfnen; allein dieser konnte diesesmal nicht erscheinen. Der Gläubiger trug darauf an, daß man ihn doch im Beysein der andern Herrn öfnen

öfnen möchte; welcher Vorschlag auch gebilliget wurde. Um ihn auszuführen, schickte man zu Karolinen, um sich den Schlüssel holen zu lassen; allein diese war nirgends zu finden, und nun hielt man es für besser, mit der Oefnung Anstand zu nehmen. Damit er aber recht sicher aufbewahret würde, so ließ der Gläubiger die Frau Präsidentin bitten, daß sie die Güte haben möchte, zu erlauben, daß er bis zur Ankunft ihres Gemahls in eines ihrer Zimmer gesetzet würde. Die gute Frau, die gern einem Jeden gefällig war, hatte kein Bedenken, diese Bitte zu erfüllen; sogar befahl sie, daß er zu noch mehrerer Sicherheit in ihr Schlafzimmer möchte gesetzet werden, zu welchem sie gewöhnlich den Schlüssel selbst bey sich hatte.

Sobald der Kasten in selbiges war gestellt worden, schloß sie die Thüre ab und ging in ein anderes Zimmer, um zu speisen. Auch brachte sie den ganzen Nachmittag außerhalb ihrer Wohnung zu, und erst ziemlich spät in der Nacht kam sie wieder nach Hause.

Dem Präsidenten war nun ein großer Stein vom Herzen gefallen, daß er sich wenig-

stens in seiner Wohnung befand. Er hofte, daß es ihm vielleicht glücken würde, den Kasten von innen zu öfnen; allein alle seine angewendete Mühe war vergebens; er mußte noch immer in seinem Gefängnisse aushalten. Indessen tröstete er sich mit der Hofnung, glücklich aus der verwünschten Geschichte zu kommen, ohne der öffentlichen Schande ausgesetzt zu werden; denn er machte auf die Klugheit und Güte seiner Frau sichere Rechnung, daß diese ihm aus seiner Verlegenheit reißen würde.

Der Hunger, das Wachen in der vergangenen Nacht und die unaufhörliche Angst, welche der arme Mann ausgestanden, hatte ihn so abgemattet, daß er sich des Schlafes nicht mehr erwehren konnte. Er nahm eine so bequeme Lage an, als ihm die Enge seines Behältnisses verstattete, und entschlief ganz ruhig, weil er nun auf einen guten Ausgang seines Abentheuers sichere Rechnung machte.

Noch war er nicht wieder ermacht, als seine Frau in ihr Schlafzimmer kam, um sich zu Bette zu legen. Sie sahe den Kasten stehen, und zugleich entstand der Wunsch in ihr, wissen zu wollen, was er eigentlich enthielt.

Ihre Neugierde wurde so heftig, daß sie dem Verlangen, zu sehen, was darinnen wäre, nicht mehr widerstehen konnte. Weil sie sich aber doch vor ihren Leuten nicht blosgeben wollte, so schickte sie alle gleich zu Bette, sobald sie ausgekleidet war, um in aller Stille, und ohne daß es ein Mensch merkte, den Versuch zu machen, den Kasten zu öfnen.

Sobald sie ganz allein, und ihrer Meinung nach sicher war, von Niemand beobachtet zu werden, nahm sie ein großes Bund Schlüssel, um zu versuchen, ob nicht einer davon den Kasten öfnen würde. Nachdem sie verschiedne vergebliche Versuche gemacht hatte, fand sie einen, der ihren Wünschen entsprach. Das Geräusch, welches sie aber bey dem Aufschließen machte, war Ursache, daß der Herr Präsident aus seinem Schlafe erwachte. Ohne es selbst zu wissen, richtete er sich in demselben Augenblick, wie der Deckel aufgehoben wurde, in die Höhe. Ueber diese unerwartete Erscheinung erschrak die arme Frau dergestalt, daß sie ohnmächtig zu Boden sank. Nun wurde der Präsident erst vollkommen munter; er dankte dem Himmel, der ihn eben so wunderbar aus seinem Gefängnisse befreyet hatte, wie

er in selbiges hineingekommen war. Als er aber sahe, in welchem Zustande sich seine Frau, der er doch seine Befreyung zu verdanken hatte, befand, stieg er so geschwind als möglich aus dem Kasten, um ihr auf alle mögliche Art beyzustehen. Er trug sie auf ihr Bette, und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre entflohenen Lebensgeister wieder zurückzurufen, und nach manchem mißlungenen Versuch war er auch so glücklich, seinen Zweck zu erreichen.

Kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, so sahe sie auch, daß sie sich in den Armen ihres Mannes befand. Bey Oefnung des Kastens hatte sie geglaubt, daß sich ein Spitzbube in selbigem verborgen gehabt, weswegen sie auch so sehr erschrocken war; nun aber, da sie ihre Seelenkräfte wieder gebrauchen konnte, fiel ihr gleich die Vermuthung ein, daß ihr theurer Gatte wohl selbst der vermeinte Dieb gewesen seyn könnte. Zugleich fiel es ihr auch ein, daß ihr von einigen ihrer Bekannten die Nachricht war hinterbracht worden, daß man ihren Herrn Gemahl ziemlich oft bey der schönen Karoline hätte aus- und eingehen sehen. Sie hatte bis jetzo diesem Geklatsche keinen Glauben beygemessen, aber nun ging ihr mit einem-

mal

mal über alles ein Licht auf; zumal da ihm die Gerichtsdiener gesagt hatten, daß sie den Kasten bey der Karoline gefunden hätten.

Ueber alle diese Geschichten ergrimmete ihr Zorn ganz gewaltig, und sie konnte nicht umhin, ihrem gepreßten Herzen ein wenig Luft zu machen. Das ist eine schöne Aufführung, fing sie ihre Strafpredigt an, daß ein verheyratheter Mann von deinen Jahren und von deinem Stande solche Orte besucht, wo er sich in einen Kasten verstecken muß, um nicht gesehen zu werden. Du mußt doch gar keine Ehre im Leibe haben, da du solchen schändlichen Kreaturen nachlaufen kannst; Pfui, schämen solltest du dich, in deinem Alter solche Streiche zu machen, die man kaum einem jungen Menschen vergiebt; und in diesem Tone ging es eine gute halbe Stunde hinter einander fort.

Der Herr Präsident fühlte, daß seine Frau vollkommen Recht hatte, weswegen er sie ganz ruhig ausreden ließ. Als sie endlich fertig war, gestand er sein ganzes Vergehen ein, bat demüthig um Vergebung, und versprach Besserung. Sie ließ sich auch nach und nach beruhigen, und erlaubte ihm, diese Nacht bey ihr

zu schlafen, um von seinen gehabten Beschwerlichkeiten auszuruhen.

Den andern Morgen standen sie bey Zeiten wieder auf, um alles in Ordnung zu bringen. In den Kasten legten sie einen großen Sack mit Sand, damit er seine erste Schwere wieder erhalten sollte. Hierauf schlossen sie den Kasten wieder zu, und der Herr Präsident entfernte sich aus dem Zimmer seiner Gemahlin und aus seinem Hause, ohne daß ihn Jemand bemerkte. Nach einem kurzen Spaziergange kehrte er wieder nach seiner Wohnung zurück, indem er sich stellte, als ob er so eben von seiner vorgeschützten Reise zurückkäme. Die Karoline erhielt ein sehr ansehnliches Geschenk, damit sie schweigen sollte, und auf diese Weise wurde die ganze Geschichte glücklich abgemacht, ohne daß der Präsident zum Gespötte der ganzen Stadt wurde.

XI.

Der weibliche Nebenbuhler.

Der Marquis Neufcour lebte den größten Theil des Jahres auf seinem Guthe, nicht weit

weit von Saumur. Nur selten entfernte er sich von seinem angenehmen Wohnsitz, und geschahe es ja zuweilen, so blieb er gewiß nicht über einige wenige Tage weg. Eines Tages hatte er auch eine ganz kurze Reise gemacht, und wie er auf dem Rückwege war, mußte er absteigen, um sich über einen kleinen Fluß übersetzen zu lassen. Ein junger Mensch, der von ohngefähr zugegen war, erbot sich sehr höflich, ihm das Pferd zu halten, bis sie an das Land kommen würden. Der Marquis betrachtete den jungen Menschen, der so bereitwillig gewesen, ihm seine Dienste anzubieten, sehr aufmerksam, und fand, daß er eine sehr einnehmende Gesichtsbildung hatte, auch zeigte er in seinem ganzen Betragen außerordentlich viel Anstand.

Nachdem er ihn eine Weile genau betrachtet hatte, konnte er sich nicht enthalten, ihm zu fragen, wer er wäre, wo er herkäme, und was er eigentlich für ein Gewerbe triebe.

Ich bin eigentlich in Deutschland geboren, antwortete der junge Mensch; nur erst vor wenigen Monaten habe ich das Unglück gehabt, meinen Vater, der eine sehr ansehnliche Hand-

lung hatte, zu verlieren. Nach seinem Tode fanden wir zu unserm nicht geringen Schrecken, daß seine Schulden sein Vermögen bey weitem überstiegen, ob es gleich kein Mensch nicht glauben wollte, da er unermeßlichen Credit gehabt, und seine Geschäfte stets sehr ordentlich geführet hatte. Allein unser Unglück war mehr als zu gewiß, und nach Verfluß von wenigen Wochen sahen wir uns aus dem höchsten Wohlstand in die äußerste Dürftigkeit versetzet. Da ich nun merkte, daß für mich nichts mehr zu hoffen war, faßte ich den Entschluß, mein Glück in Frankreich zu versuchen, um zu sehen, ob ich vielleicht einen Dienst bey einem guten Herrn bekommen kann; weil ich weit lieber hier dienen, als an einem Ort, wo ich gewohnt gewesen bin, in Ueberfluß zu leben, in Dürftigkeit schmachten will.

Der Marquis wurde durch die Erzählung dieses jungen Menschen sehr gerührt. Wenn du bey mir bleiben willst, so hast du einen Herrn gefunden, sagte er zu ihm; du darfst mir nur folgen, und wenn du dich gut aufführest, so verspreche ich dir, daß du mit deinem Schicksale zufrieden seyn sollst.

Der junge Mensch, den wir beliebiger Kürze halber Friedrich nennen wollen, dankte dem Marquis auf das verbindlichste für seine Gnade, wodurch er zugleich zeigte, daß er eine sehr gute Erziehung mußte gehabt haben. Er folgte seinem neuen Herrn zu Fuße, und beyde waren sehr zufrieden, daß ein Ohngefähr sie zusammen gebracht hatte; denn Friedrich freuete sich, so geschwind einen dem Anschein nach guten Herrn gefunden zu haben, und der Marquis war nicht weniger vergnügt, einen jungen Menschen, der eine gute Erziehung hatte, zur Bedienung und zur Gesellschaft für seinen Sohn, den er über alles liebte, in seinen Dienst zu bekommen.

Sobald unsre beyden Reisenden auf dem Güthe des Marquis ankamen, stellte letzterer Friedrichen seiner Gemahlin vor. Ich bringe dir hier einen neuen Bedienten mit, sagte er bey seinem Eintritt in das Zimmer. Er hat weiter nicht die geringste Empfehlung, als das Gesicht, welches du an ihm siehest; dieses hat mich ganz für ihn eingenommen. Ich habe beschlossen, ihn zu meinem Sohn zu thun, und bin gewiß überzeugt, daß dieser weiter nichts als Gutes von ihm lernen wird; die Unterre-

dung, welche ich auf dem Herweg mit ihm gehalten habe, hat mich vollkommen davon überführet. Er hat eine sehr gute Erziehung gehabt, und ist ganz außerordentlich artig; auch zweifle ich keinen Augenblick, daß er seine Pflichten pünktlich erfüllen wird.

Der Marquise gefiel das Gesicht unsers Friedrichs nicht weniger, als ihrem Gemahl, und besonders machte die Bescheidenheit, welche er in seinem ganzen Wesen äußerte, daß sie ihn mit Vergnügen in ihre Dienste nahm. Man ließ ihn reinlich kleiden, ohne ihm Livere zu geben, und sein neuer Anzug machte ihn so reizend, daß eine Frau, die ihr Herz nicht recht in ihrer Gewalt hatte, ihn nicht leicht ohngestraft lange ansehen durfte.

Der Sohn des Marquis, zu dessen Gesellschaft und Bedienung Friedrich eigentlich angenommen worden, war ein Knabe von zehn Jahren. Er hatte sehr gute Eigenschaften, weswegen er allerdings die Liebe der Eltern verdiente; allein diese vergötterten ihn beynahe, da es der einzige Sohn war.

Es wurde unserm Friedrich nicht schwer, sich die Liebe und das Vertrauen seines jungen

Herrn

Herrn zu erwerben, wodurch er natürlich in den Augen der in ihren Sohn verliebten Eltern ungemein gewann. Denn sobald der Vater sahe, wie sehr sein Sohn unsern Friedrich liebte, so behandelte er ihn ganz als seinen zweiten Sohn; und die Mutter war sehr froh, einen Behelf mehr zu haben, mit dem schönen Fremdling recht freundlich umgehen zu können, da sie ihm schon ohnedem nichts weniger als abgeneigt war.

Die Marquise hatte ohngefähr das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt, und wurde von allen, die sie kannten, für eine sehr liebenswürdige Frau gehalten. Sie hatte ihren Gatten sehr jung geheyrathet, und stets mit ihm in der größten Einigkeit gelebt. Er verdiente ihre ganze Zärtlichkeit, weil er sie fast anbetete, und er allgemein für einen der edelsten und besten Männer seiner Zeit gehalten wurde. Dafür hatte sie ihn bis jetzo auch mit der unverbrüchlichsten Treue gelohnt; denn ob gleich fast alle junge Herren der ganzen Gegend sich um ihre Gunst bewerben, so konnte doch keiner sich nicht des mindesten Beweises ihrer Gegenliebe rühmen, vielmehr wußte sie sie alle in der ehrerbietigsten Entfernung zu erhalten.

Zu

Zu ihrem eignen Schrecken bemerkte sie, daß ihr der schöne Friedrich nichts weniger als gleichgültig war, vielmehr fing sie an zu fühlen, daß sie eine heftige Leidenschaft für ihn empfand. Sie wendete alle Kräfte ihrer Seele an, diese Flamme gleich in ihrer Entstehung zu unterdrücken; auch würde es ihr vielleicht gelungen seyn, wenn sie nicht so oft wäre genöthiget gewesen, ihn zu sehen, und wenn sie nicht in einem Hause hätte mit ihm leben müssen. Denn ihre Tugend und ihre Treue, mit der sie ihren edlen Gatten liebte, würde gewiß gesiegt haben, wenn es ihr möglich gewesen wäre, Friedrichen auf einige Zeit zu entfernen, ohne Verdacht zu erregen. Allein die immerwährende Gegenwart, und die fast beständige Gesellschaft Friedrichs, schlug ihrem Herzen täglich neue und so tiefe Wunden, daß ihr Verstand endlich von ihrem Herzen besiegt wurde.

Indessen verbarg sie ihre Gefühle doch verschiedene Monate in sich selbst, daß kein Mensch, und am allerwenigsten Friedrich bemerken konnte, was in ihrer Seele vorging. Mit der größten Sorgfalt suchte sie ihm eine Leidenschaft zu verbergen, die ihr so vielen Kummer

ver=

verursachte, und die sie so gerne vor sich selbst verborgen gehalten hätte, wenn es irgend eine Möglichkeit gewesen wäre. Aber durch die unaufhörliche Mühe, welche sie anwendete, diese süßen Gefühle in ihrem Herzen zu unterdrücken, machte sie das Uebel immer ärger, und von Tage zu Tage fühlte sie, daß sie heftiger liebte.

Wenn sie allein war, so schien es ihr, als ob ihre Leidenschaft sie ersticken wollte, und nicht selten klagte sie den Wänden ihre Leiden, um ihrem Herzen Luft zu machen. Aber dieses Hülfsmittel half ihr nur eine Weile, weil diese stumme Vertrauten sie nicht trösteten, und ihr nicht mit Rath und That an die Hand gehen konnten. Sie suchte deswegen eine theilnehmende Freundin zu finden, der sie ihr Herz ganz entdecken konnte, und bey der sie hofte, Rath und Trost zu finden. Ihr Kammermädchen schien ihr die Person zu seyn, die in allen Stücken ihren Wünschen entsprechen würde. Der Eifer, die Treue und die Verschwiegenheit, mit der sie ihr zeithero gedient hatte, machte, daß sie selbige ihres Vertrauens würdig hielt, und ihr die ganze Lage ihres Herzens entdeckte.

Zum

Zum größten Unglück für die Marquise war aber Eleonore von demselben Pfeil verwundet, wie ihre gnädige Frau. Man kann dahero leicht denken, daß sie sehr gestimmt war, der Liebe der Marquise alle mögliche Hindernisse in den Weg zu legen, und die Mittel, welche ihre Gebieterin anwenden würde, sich die Liebe Friedrichs zu verschaffen, zu hintertreiben. Jedoch betrug sie sich mit so vieler Vorsicht, daß die Marquise nichts von allem, was in ihrem Herzen vorging, bemerken konnte. Im Gegentheil versprach sie ihr, alle ihre Kräfte aufzubieten, um ihr behülflich zu seyn, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen; damit sie desto unbemerkter im Geheim für ihren eignen Vortheil arbeiten könnte.

Die Marquise hatte ihr aufgetragen, eine Gelegenheit zu suchen, Friedrichen einmal allein zu sprechen, um ihn wo möglich auszuforschen, wie er gegen sie gesinnet wäre. Eleonore unterließ nicht, dem einen Theil ihres Auftrags pünktlich nachzukommen; denn sie ruhete nicht eher, bis sie Friedrichen ganz ungestört sprechen konnte, welches ihr nicht sogar schwer wurde, da die Marquise selbst mit dafür sorgte, ihr diese Gelegenheit zu verschaffen. Allein anstatt

statt für ihre Gebieterin, die sie ihres Vertrauens gewürdiget, zu sprechen, machte sie den schönen Jüngling mit der Lage ihres eignen Herzens bekannt. Sie trug ihm ihre Liebe mit so freyen und unverschämten Ausdrücken an, daß Friedrich in ihrer Seele erröthete, und ihre Zärtlichkeit mit Verachtung und Abscheu von sich wieß.

Eleonore war über die Art und Weise, wie Friedrich ihre Liebeserklärung aufgenommen hatte, äußerst aufgebracht, daß sie beschloß, keine Gelegenheit, ihre Rache an ihm auszuüben, ungenützt vorbeystreichen zu lassen. Die erste Rache, welche sie an ihm nahm, bestand darinnen, daß sie zur Marquise ging und ihr sagte, daß sie ihren Auftrag gänzlich ausgerichtet hätte; allein wahrscheinlich würde der Erfolg nicht sehr ihren Wünschen entsprechen; denn er hätte die Nachricht, daß er ihr nicht gleichgültig wäre, mit einer unnatürlichen Kälte und einem übernatürlichen Stolz angehöret, und ihr weiter keine Antwort gegeben, als er bedauerte recht sehr, das Herz der gnädigen Frau verwundet zu haben, da er ihre Liebe ohnmöglich erwiedern könnte. Reden sie nur selbst mit diesem Eiszapfen, fuhr Eleonore fort,

viel-

vielleicht ist er gegen sie weniger zurückhaltend, als gegen mich.

Die Marquise erschrak über den Rath, den ihr Eleonore gab, ihre Liebe einem Mann anzutragen, von dem sie noch keinen Beweiß hatte, daß sie wieder geliebt wurde, sondern dem sie dem äußern Schein nach vielmehr ganz gleichgültig war. Lange konnte sie sich nicht entschliessen, diesen Fehltritt zu begehen, weil der Gedanke, ihren guten Ruf auf das Spiel zu setzen, sie noch einigermaßen in Schranken hielt. Allein ihre Leidenschaft wuchs täglich, und sie fühlte die Unmöglichkeit, sie länger zu besiegen. Die Vernunft besiegte das Herz völlig. Die Marquise faßte den unbesonnenen Entschluß, sich Friedrichen selbst zu entdecken, und ihm ihre Liebe anzutragen.

Nun suchte sie mit der größten Sorgfalt eine gute Gelegenheit, ihn einmal allein zu treffen. Diese fand sich sehr bald, und so bequem, wie sie nur konnte gewünscht werden. Der Marquis war mit seinem Sohn spatzieren gegangen, und Friedrich allein zu Hause geblieben. Er sas in dem Zimmer seines jungen Herrn, und beschäftigte sich mit Zeichnen.

Hier fand ihn die Marquise zu ihrer großen Freude. Sie setzte sich zu ihm, unter dem Vorwand, ihn arbeiten zu sehen; dieses war schon oft geschehen, also fiel es auch diesesmal Friedrichen nicht auf. Im Anfang erwähnte sie nichts von der eigentlichen Absicht ihres Besuches; jedoch gab sie sich alle mögliche Mühe, seine Aufmerksamkeit von seiner Arbeit weg und auf sich zu ziehen. Dieses gelang ihr so ziemlich, und nun suchte sie durch Blicke, die bey Leuten, die sich ein wenig auf die Augensprache verstehen, oft mehr sagen, als Gespräche von ganzen Stunden, alles auszudrücken, was in ihrer Seele vorging. Aber Friedrich sas dabey wie ein Stock, ob sie es gleich so deutlich machte, daß ein Jeder, der diese verliebte Sprache auch nicht einmal dem Namen nach kannte, doch gewiß bald würde gemerkt haben, was sie damit sagen wollte; nur der allein, der sie verstehen sollte, verstand sie nicht, oder wollte sie nicht verstehen.

Die Kälte dieses jungen Mannes, der dem äußern Schein nach so viel Feuer haben mußte, brachte die Marquise fast zur Verzweiflung. Sie war außer sich, noch zuvorkommender seyn zu müssen; und doch sahe sie keine andere Mög-

lichkeit, ihren Zweck zu erreichen. Zwar fing sie nach und nach an, eine gewisse Verlegenheit auf Friedrichs Gesichte zu bemerken, die sie zu ihrem Vortheil auslegte; allein mit dieser war ihr nichts gedient, sie verlangte eine förmliche Liebeserklärung, und ohne diese ließ sie sich nicht abweisen.

Noch einmal versuchte sie es, ihm die beredtesten und aufmunterndsten Blicke zuzuwerfen; da aber diese abermals nichts helfen wollten, so faßte sie allen ihren Muth, manche werden es vielleicht Unverschämtheit nennen, zusammen, und sagte ihm in den bündigsten Ausdrücken, worinnen eigentlich ihr Anliegen bestand. So weit kann Leidenschaft führen, daß ein sonst tugendhaftes Weib sich so tief erniedriget, bey einem ihrer Diener um Gegenliebe zu betteln. Mit Thränen in den Augen, und Klagen und Seufzen entdeckte sie alles, was sie bishero gelitten hatte, um diese Leidenschaft zu besiegen, die sie noch töden würde, wenn sie nicht durch seine Gegenliebe Befriedigung erhielte. Dieses alles wurde mit so zärtlichen Liebkosungen begleitet, daß gewiß der kälteste Philosoph in Feuer und Flamme würde verwandelt, und Herr Plato selbst ganz zuver-

läßig einmal gelindere Seiten aufgezogen haben; nur der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit blieb sich gleich, und alle das Feuer seiner Geliebten war nicht fähig, seine Kälte zu besiegen.

Indessen war dieser ganze Auftritt unserm Friedrich höchst unangenehm. Er schämte sich, daß die Leidenschaft eine sonst sehr vernünftige Frau zu so einem erniedrigenden Schritt verleiten konnte, einem Mann, von dessen Gegenliebe sie noch nicht den mindesten Beweiß hatte, ihre Liebe anzutragen. Er erröthete anstatt ihrer, und schlug bescheiden die Augen nieder.

Die Marquise hielt aber dieses Betragen für Kälte und Verachtung, und ihre ganze Liebe verwandelte sich in einem Augenblick in die größte Wuth. Sie war in Verzweiflung, ohne den mindesten glücklichen Erfolg, einem Undankbaren die Gefühle ihres Herzens entdeckt zu haben, der vielleicht gar fähig war, ihrer Leiden noch zu spotten. Wie eine Furie stürzte sie aus dem Zimmer, indem sie Friedrichen einen Blick zuwarf, der ihm nichts als Rache verkündigte, und ihren Zorn in seinem ganzen Umfange zeigte.

Er hielt es nicht für rathsam, sie in dieser Stimmung von sich zu lassen, weil er befürchtete, daß es sehr nachtheilige Folgen für ihn haben könnte. Deswegen faßte er schnell den Entschluß, ihr ein Geheimniß anzuvertrauen, welches er sehr gern ewig in seinem Herzen verschlossen gehalten hätte. Er eilte ihr nach, hielt sie bey ihren Kleidern auf, und stürzte zu ihren Füßen nieder, indem er ihre Kniee fast umschlang. Bey Gott, dem Allmächtigen, schwöre ich ihnen zu, gnädige Frau, daß ich den herzlichsten Antheil an ihren Leiden nehme, und innigstes Mitleiden für sie fühle, sagte er zu ihr mit Thränen in den Augen; aber um Gottes willen flehe ich sie auch an, haben sie Erbarmen mit mir, und verrathen sie nicht ein Geheimniß, welches ich ihnen anvertrauen will. Es ist mir unmöglich, ihre Liebe zu erwiedern, und überzeugen sie sich selbst mit ihren eignen Augen, ob ich ihnen dasjenige zu gewähren im Stande bin, was sie von mir verlangen.

Bey diesen Worten knöpfte Friedrich seine Weste auf, und die Marquise erblickte den schönsten und weisesten weiblichen Busen, den sie je gesehen. Dieser Anblick überraschte sie

über

über alle Beschreibung, und es war ihr, als ob sie vom Donner gerühret würde. Lange blieb sie in der äußersten Verwirrung ganz starr und steif stehen, ohne fähig zu seyn, auch nur eine Sylbe hervorbringen zu können. Endlich, nachdem sie sich von dem ersten Staunen erholet, stürzte sie dem schönen Mädchen in die Arme, und versicherte, daß sie das unverbrüchlichste Stillschweigen über ihr Geheimniß beobachten würde. Zugleich dankte sie ihr in den verbindlichsten Ausdrücken für die Güte, welche sie gehabt, sie von einer Verirrung zurückzuführen, welche solche unglückliche Folgen für ihre Tugend und für ihr Leben hätte haben können. Am Ende bat sie noch, ihr ganzes Geheimniß zu entdecken, und ihr die Ursache mitzutheilen, welche sie bewogen, sich auf diese Art zu verkleiden, und eine Freystadt in Frankreich zu suchen.

Die schöne Deutsche wußte sehr gut, daß es gefährlich ist und nicht den mindesten Nutzen bringt, wenn man ein Geheimniß nur halb entdecket, weil dieses alsdann gewöhnlich zu falschen Vermuthungen Anlaß giebt; deswegen war sie gleich bereit, ihre Geschichte zu erzählen,

len, die freylich ziemlich oft durch Thränen und Seufzer unterbrochen wurde.

Ich heiße eigentlich Isidore, und bin in einer Gegend des deutschen Reichs geboren, welche zu Niedersachsen gerechnet wird. Mein Vater stammt aus einer der ältesten deutschen Familien, und heißt Rasfeld. Er hat mehrere Kinder, und unter andern auch zwey Töchter, von denen ich die jüngste bin. Wir hatten das Unglück, unsre gute Mutter sehr zeitig zu verlieren; denn ich hatte nur erst das sechste Jahr zurückgelegt, wie sie mir durch den Tod entrissen wurde. Sie werden mir zugestehen müssen, daß es besonders für Töchter ein großer und unersetzlicher Verlust ist, wenn sie ohne die Anleitung einer vernünftigen und guten Mutter aufwachsen müssen.

Meine älteste Schwester hatte kaum das sechzehnte Jahr zurückgelegt, als sie ihr Herz auch schon an den Sohn eines Edelmannes aus unsrer Nachbarschaft schenkte. Beyde liebten sich mit der innigsten Zärtlichkeit, und gewiß würden sie das glücklichste Paar geworden seyn, wenn mein harter Vater seine Einwilligung zu ihrer Vereinigung gegeben. Allein Eigennutz

war

war von jeher ein Hauptzug seines Charakters gewesen; deswegen widersetzte er sich auch der Liebe meiner Schwester; denn ihr Geliebter war zwar sehr reich an Ahnen, aber desto ärmer an baarem Vermögen, und wer nicht beydes zugleich besas, durfte sich keine Hofnung machen, in so nahe Verwandtschaft mit unserm Hause zu kommen.

Zu derselben Zeit bewarb sich ein alter reicher Geitzhals bey meinem Vater um die Hand meiner Schwester. Dieser war so ekelhaft, daß es nicht möglich war, ihn nur für leidlich zu halten; dessen ungeachtet gab ihm mein Vater von ganzem Herzen seine Einwilligung, da bey ihm das baare Geld alle persönliche Verdienste verdrängte. Meine arme Schwester wurde gezwungen, ihm ihre Hand zu geben; denn alles Bitten und Flehen, sie nicht unglücklich zu machen, wurde von unserm harten Vater nicht geachtet. Er selbst schleppte sie fast mit Gewalt zum Altare, und nöthigte ihr das Ja ab, welches sie auf immer mit dem Gegenstand ihres Abscheues vereinigte. Meine arme Schwester machte mich zur Vertrauten ihres Kummers; sie liebte noch immer ihren ersten Geliebten mit der innigsten Zärtlichkeit; jedoch

kannte sie ihre neuen Pflichten, die, ob sie ihr gleich mit Gewalt aufgebürdet worden, ihr doch heilig waren, zu gut, um nicht gleich allen Umgang mit dem ersten Gegenstand ihrer Zärtlichkeit aufzugeben. Denn sie haßte zwar ihren Gatten, der sie unglücklich gemacht hatte; jedoch wollte sie sich nichts vorzuwerfen haben, und einen Umgang, der nun strafbar wurde, nicht fortsetzen. Sie ertrug ihr Unglück mit Geduld, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß es Schickung des Himmels wäre.

Das traurige Schicksal meiner Schwester, an welchem ich den lebhaftesten Antheil nahm, verbitterte mir einen großen Theil meiner frohen jugendlichen Tage. Indessen beschloß ich fest in meinem Herzen, alle meine Kräfte aufzubieten, daß mir nicht ein ähnliches zu Theil würde; und sollte mein Vater gleiche Absichten mit mir haben, mich seinem Geitze aufzuopfern, mich standhaft zu widersetzen, es möchte auch daraus entstehen, was nur wollte. Allein, um einem Unglück zu entgehen, warf ich mich gleichsam selbst dem andern in die Arme.

Der jüngere Sohn aus einem sehr alten Hause war sehr oft mit mir in Gesellschaft.

Da

Da wir fast täglich Gelegenheit hatten, uns zu sehen, so entspann sich sehr bald eine gegenseitige Zuneigung in unsern Herzen. Er liebte mich auf das zärtlichste, und ich bemerkte so viele gute Eigenschaften an ihm, daß es mir unmöglich war, ihn lange schmachten zu lassen, ohne ihm meine Gegenliebe zu gestehen.

Einige Jahre lebten wir in der größten Einigkeit zusammen, ohne daß etwas unsre Ruhe und Zufriedenheit stöhrete. Wir sahen einander täglich; und bey jeder Zusammenkunft suchten wir uns gegenseitige Beweise unsrer Zärtlichkeit zu geben; mit einem Wort, wir führten das vergnügteste Leben, und bildeten uns ein, daß nichts unserm Glücke zu vergleichen wäre. Endlich dachten wir, daß es Zeit wäre, auf eine genauere Verbindung zu denken; deswegen bat mein Geliebter bey meinem Vater förmlich um meine Hand. Allein, da, wie ich schon oben gesagt habe, der Herr von Nasfeld kein anderes Verdienst, als dasjenige, ein beträchtliches Vermögen zu haben, anerkannte, so widersetzte er sich gänzlich unsrer Vereinigung, und mir drohete er mit seinem väterlichen Fluche, wenn ich den Gedanken an

eine Heyrath mit meinem Geliebten nicht aufgeben würde.

Nun sahe ich ein, daß mich ein eben so trauriges Schicksal als meine unglückliche Schwester erwartete. Bis jetzo waren die Zusammenkünfte mit meinem Geliebten beständig unschuldig gewesen, und nie kann eine tugendhaftere und keuschere Liebe als die unsrige war, so lange zwischen einem Paar jungen und feurigen Personen bestanden haben; denn die äußerste Freyheit, die sich mein Geliebter erlaubte, war, daß er einen feurigen Kuß auf meine Lippen drückte, welchen ich zu erwiedern nicht unterließ. Von dem Augenblick aber, daß mein Vater uns seine Einwilligung versagte, machte ich meinem Geliebten selbst den Antrag, daß wir uns mit einer Verbindung, welche in Gegenwart des Himmels geschlossen würde, begnügen wollten; ohne unsre gänzliche Vereinigung, durch die verweigerte Einwilligung meines Vaters zur priesterlichen Einsegnung, länger verschieben zu lassen.

Mein Geliebter liebte mich viel zu zärtlich, um diesen Vorschlag nicht mit der größten Freude, ohne den mindesten Anstand anzunehmen.

Wir verbanden uns auch sogleich, und gelobten uns durch die feyerlichsten Schwüre ewige und eheliche Treue. Von diesem Zeitpunkt an glaubte ich kein Verbrechen zu begehen, wenn ich meinem Geliebten die Freyheiten verstattete, welche eine Frau ihrem Manne gewähren muß. Denn ich war gewiß überzeugt, daß ich mich nicht unglücklich machte, wenn ich mich in die Arme eines Mannes warf, und mich ihm ganz überließ, den ich in der Welt am meisten achtete. Das einzige, was ich befürchtete, bestand darinnen, daß ich auch die gewöhnlichen Folgen einer Heyrath zu gewarten hatte. Allein darauf machte ich mich schon im voraus gefaßt; denn ich war fest entschlossen, im Fall, daß mich dieses Unglück betreffen sollte, viel lieber mit meinem Geliebten die Flucht zu ergreifen, und sowohl sein Leben als auch das meinige der größten Gefahr auszusetzen, als mich dem Zorne meines unerbittlichen Vaters preiß zu geben.

Allein mich betraf ein ganz anderes Unglück, als dasjenige, welches ich erwartete. Ein in unsrer Gegend sehr angesehener Mann, war nach einer dreyjährigen Ehe Wittwer geworden. Zu meinem großen Unglück fand er

mei-

meine wenigen Reitze seiner Aufmerksamkeit würdig. An ihm konnte man auch nichts aussetzen, wenn man nicht ungerecht handeln wollte; denn er war reich, sehr angenehm, voller Verdienste, und kaum fünf und dreyßig Jahr alt. Wäre mein Herz noch frey gewesen, ich glaube, daß ich eine glückliche Ehe mit ihm würde haben führen können. Allein mein Geliebter hatte ältere Rechte, welche ich ihm zu entreißen gar nicht gesonnen war. Indessen bewarb sich mein neuer Liebhaber um meine Hand bey meinem Vater. Dieser, der nur allezeit auf seinen Vortheil sahe, bewilligte ihm auch sein Gesuch, ohne mir nur ein Wort davon zu sagen.

Den andern Morgen, nachdem die Herren dieses Geschäfte, bey welchem mein Vater mich wie ein Stück Waare verhandelt, beendigt hatten, kam mein mir von meinem Vater bestimmter Bräutigam, um mich zu besuchen, und zugleich zu sehen, wie der Handel für ihn ausgefallen wäre. Bey dieser Gelegenheit entdeckte er mir, daß es seine Absicht wäre, sich mit mir zu verbinden, und daß er schon die Einwilligung meines Vaters hätte; zugleich versicherte er, daß er blos gekommen wäre, mich nun um

die meinige zu bitten. Ich antwortete ihm ganz kalt, daß ich mich über seinen Besuch äusserst verwunderte, da ich bis diesen Augenblick noch nicht gewußt hätte, daß ich so glücklich gewesen wäre, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Uebrigens versicherte ich ihm, daß sein Antrag an mich sehr überflüßig wäre, weil ich aus seinem Betragen urtheilen müßte, daß ihm an meiner Einwilligung nichts gelegen seyn könnte, und es ihm gleich viel wäre, ob ich sie ihm gäbe oder nicht; weil er, um zu dem Besitz meiner Hand zu gelangen, schon die Macht zu benutzen gewußt, welche die Natur dem Herrn von Rasfeld über mich gegeben hätte. Indessen, fuhr ich fort, finde ich es äußerst hart und unbillig, über das Schicksal eines Geschöpfes, welches frey geboren ist, oder doch wenigstens seinen freyen Willen hat, zu entscheiden, ohne sich im mindesten um seine Einwilligung zu bekümmern; überdieß müssen sie wissen, mein Herr, daß ich zwar wohl die Tochter meines Vaters, aber keinesweges seine Sclavin bin, welche er nach seinem Gefallen verhandeln kann. Auch gebe ich ihnen mein Wort, daß der schändliche Despotismus, mit welchem man mich zu behandeln gesonnen ist,

ihnen

ihnen auf keine Weise etwas helfen soll. Schon seit langer Zeit habe ich ein Gelübte in meinem Herzen abgelegt, mich dem geistlichen Stande und dem Dienst meines Gottes zu weihen; diesen habe ich freywillig zu meinem Herrn erwählet, und dieser wird mich gewiß in seinen Schutz nehmen; denn sie werden doch einräumen müssen, daß seine Macht etwas größer ist, als die meines Vaters. Hätten sie vorhero mit mir gesprochen, bevor sie sich an meinen Vater gewendet, so würde ich ihnen gleich gesagt haben, daß alle ihre Bemühungen nicht den mindesten Nutzen für sie haben könnten; auch würde ich nicht unterlassen haben, ihnen zu beweisen, wie schwer sie sich an Gott versündigen, wenn sie darauf beständen, zum Besitz meiner Hand zu gelangen, und daß sie dadurch gewissermaßen einen Kirchenraub begingen, weil sie mich der Kirche mit Gewalt entreißen.

Ich nahm mit sehr gutem Bedacht meine Zuflucht zu dieser Nothlüge, weil ich wußte, daß er sehr andächtig war, und daß er für nichts in der Welt Ehrfurcht hatte, als für alles, was mit der Religion in einiger Verbindung stand. Er liebte mich wirklich aufrichtig, weswegen

er

er über diese Nachricht so erschrak, daß er wie betäubt wurde. Indessen faßte er sich doch bald wieder, um mir die Einwendung machen zu können, daß, wenn ich keine Abneigung gegen ihn hätte, es vermittelst Geldes nicht schwer halten würde, ein Gelübte aufzuheben, welches mich nöthigte, mich dem geistlichen Stande zu widmen und eine Nonne zu werden.

Auf diesen Antrag antwortete ich ihm mit der größten Kälte; ich könnte gar die Nothwendigkeit nicht finden, welche mich bewegen sollte, ein Gelübte zu brechen, welches ich ganz aus freyem Willen abgelegt. Diese Antwort brachte meinen Bräutigam aus aller Fassung; er konnte keine Worte finden, mir etwas darauf zu sagen, weswegen er stillschweigend seine Verbeugung machte und mich verließ.

Nun eilte er aber gleich zu meinem Vater, um ihm den ganzen Inhalt unsrer Unterredung bekannt zu machen. Dieser ließ mich sogleich rufen, nachdem mein Liebhaber ihn verlassen hatte. Ich war kaum an der Stubenthüre, so fing mein Vater auch schon an, mir die heftigsten Vorwürfe zu machen, daß ich eine seiner

Mei=

Meinung nach so vortheilhafte Versorgung aus-
geschlagen. Er bildete sich ein, daß ich dieses Gelübte, eine Nonne zu werden, nur aus Verdruß abgeleget, weil er mir die Hand desjenigen verweigert hätte, den ich doch ohne sein Vorwissen schon ganz als meinen Gatten betrachtete. Sogar war er der Meinung, daß es einer Tochter gar nicht frey stünde, ein solches Gelübte ohne die Einwilligung des Vaters abzulegen.

Um über diesen letzten Punkt gewiß zu seyn, befragte er einige Geistliche um ihre Meinung darüber. Diese Herren, die sich meinen Vater nicht zum Feinde machen wollten, weil sie manchen Vortheil von ihm hatten, pflichteten seiner Meinung bey; jedoch gaben sie ihm zugleich den Rath, nach Rom zu schicken, um mein Gelübte für ungültig erklären zu lassen.

Dieser Rath war sehr den Wünschen meines Vaters angemessen, weil er dadurch zugleich sein Gewissen zu beruhigen hofte, welches ihm doch zuweilen Vorwürfe machte, daß er im Begriff wäre, der Kirche eine Braut zu entreißen. Mich aber versetzte dieser gute Rath in die tödtlichste Unruhe, weil er sogleich befolgt wurde.

Nun

Nun wurden schon Anstalten zur Hochzeit gemacht, damit sie sogleich gefeyert werden könnte, sobald die Dispensation ankäme. In diesen Augenblicken befand ich mich in der größten Verlegenheit; auch läßt es sich gar nicht beschreiben, wie unerträglich mir meine Lage wurde. Ich hatte nicht Muth genung, meinem Vater die geheime Verbindung, in welche ich mit meinem ersten Geliebten getreten, zu entdecken. Es blieb mir deswegen weiter kein Rettungsmittel übrig, als schleunig mit ihm die Flucht zu ergreifen. Mein Geliebter, der mich noch eben so zärtlich als zu Anfange unsrer Bekanntschaft liebte, war vollkommen mit mir einverstanden. Er war ehemals Soldat gewesen, hatte verschiedne Feldzüge in Ungarn mitgemacht, und sich daselbst durch sein gutes Benehmen viele Freunde erworben, auf deren Unterstützung er sichere Rechnung machen konnte. Zu diesen wollte er nun seine Zuflucht nehmen, und bey ihnen eine Freystadt gegen den Zorn des Herrn von Rasfeld suchen.

Um unsre Flucht zu erleichtern, brachte er mir Mannskleider, welche ich auch sogleich anzog, um nicht erkannt zu werden. Nun war un-

unsre erste Sorge, so bald als möglich von deutschem Grund und Boden wegzukommen. Die französische Grenze war uns die nächste, weswegen wir unsern Weg dahin richteten, ob er uns gleich nicht gerade an den Ort unsrer Bestimmung führte; denn vor allen Dingen waren wir darauf bedacht, uns in Sicherheit vor den Nachstellungen meines Vaters zu setzen.

Wir erreichten glücklich das französische Gebiete, ohne daß uns der mindeste Unfall begegnete. Allein nachdem wir uns schon ganz der Freude überließen, so glücklich in Sicherheit gekommen zu seyn, wurden wir des Abends ganz unvermuthet von drey Räubern angefallen, welche sich hinter einiges Gesträuche an der Landstraße versteckt hatten. Noch ehe mein Geliebter Zeit bekam, auf seine Vertheidigung zu denken, hatte er schon zwey Wunden bekommen. Sobald er aber seinen Degen zog, stieß er auch gleich den einen Räuber zu Boden, daß er das Aufstehen vergas; allein wenige Augenblicke darauf sahe ich ihn selbst vom Pferde fallen.

Gleich zu Anfange des Gefechtes setzte mich die Menge entblößter Degen in solches Schrecken,

cken, daß ich nur auf meine Flucht bedacht war. Ich benutzte den Augenblick des ersten Angrifs, wo sie insgesammt zu sehr mit sich selbst beschäftiget waren, um auf mich Achtung geben zu können, und nahm meine Zuflucht zu demselben Gehölze, in welchem sich die Räuber verborgen gehalten hatten. Von hieraus wollte ich den Ausgang des Gefechtes abwarten. Als ich aber sahe, daß mein Geliebter unter den Streichen seiner Mörder gefallen war, und daß sie sich nach mir umzusehen schienen, überfiel mich eine solche Angst, daß ich mich so tief als möglich in das Gebüsche zu verbergen suchte.

Aus Furcht, den Räubern in die Hände zu fallen, blieb ich die ganze Nacht so ruhig als möglich unter einem Strauche liegen. Kaum war aber der Tag angebrochen, so wendete ich alle meine Kräfte an, den Ort aufzusuchen, wo wir den Tag zuvor waren überfallen worden. Ich fand meinen Geliebten nackend ausgezogen, und mit vielen Stichen durchbohret. Ohnmächtig stürzte ich auf den entseelten Leichnam nieder, und es ist wirklich zu verwundern, daß mich der Schmerz in diesem Augenblick nicht tödtete. Nachdem ich ziemlich lange in dieser La-

ge mochte zugebracht haben, erhielt ich meine Besinnungskraft wieder, ich benetzte den mir so theuern Leichnam mit Thränen, und entfernte mich von ihm, um nicht dabey angetroffen und als der Mörder desselben angesehen zu werden.

Von diesem unglücklichen Augenblick an bin ich aus einer Provinz in die andere herumgeirret, bis ich endlich das Glück hatte, ihrem Herrn Gemahl zu begegnen. Dieses ist das Geheimniß, welches Ew. Gnaden zu wissen verlangt haben. Aber ich bitte sie um Gottes willen, es bey sich zu behalten, und Mitleiden mit einer Frau zu haben, die aus Zärtlichkeit für einen verdienstvollen Mann unglücklich geworden ist.

Die Marquise nahm den lebhaftesten Antheil an dem Unglück der schönen Isidore. Sie umarmte sie zärtlich, und versprach ihr, nicht nur ihr Geheimniß bey sich zu behalten, sondern schenkte ihr auch ihre ganze Freundschaft. Diese nahm von diesem Augenblick an die Stelle ihrer vorherigen Liebe ein, und von nun an lebte sie sehr vertraut mit dem vermeinten Friedrich. Zu Eleonoren, die darüber sehr verwundert schien, sagte sie: daß sie, nachdem

sie

sie den jungen Friedrich als den vernünftigsten und tugendhaftesten Menschen kennen lernte, so viel Gewalt über sich gewonnen hätte, daß ihre heftige Liebe, die sie für ihn empfunden, sich in eine ruhige und vernünftige Freundschaft verwandelt.

Eleonore glaubte dieses nur halb; vielmehr war sie bey sich fest überzeugt, daß dieses nur ein Vorwand von ihrer gnädigen Frau wäre, durch welchen sie ihren Liebeshandel mit Friedrichen recht verbergen wollte. Sie selbst war aber zum rasend werden in Friedrichen verliebt, und da er ihre Liebe nicht erwiedert, sondern sie vielmehr mit Verachtung von sich gewiesen, so faßte sie den Entschluß, sowohl die Marquise als auch ihren ehemaligen Geliebten ihrer Eifersucht aufzuopfern, um wenigstens das Vergnügen zu haben, sich zu rächen. Sie nahm keinen Anstand, ihr niederträchtiges Vorhaben auszuführen; denn noch denselben Tag ging sie zu ihrem Herrn, um ihm den schändlichen Liebeshandel zwischen Friedrichen und seiner Gattin zu entdecken. Sie brachte ihn dabey von allem so umständliche Nachricht, und dem Anschein nach so zuverläßige Beweise, daß es ihm unmöglich war, die Sache in Zweifel

zu ziehen, ob er gleich die beste Meinung von seiner Gemahlin und von seinem Diener hatte.

Er schwor, sich auf das nachdrücklichste, sowohl wegen der begangenen Untreue seiner Frau, als auch wegen der schändlichen Undankbarkeit seines vermeintlichen Dieners, zu rächen. Um seine Rache ausführen zu können, gab er vor, daß er auf einige Tage verreisen müßte. Durch Hülfe der eifersüchtigen Eleonore, wurde er aber wieder heimlich in das Haus gelassen, ohne daß ihn Jemand bemerkte. Hierauf verbarg er sich in einen Tapetenschrank in der Marquise ihrem Schlafzimmer.

Diese, die von dem Ungewitter, welches sie bedrohete, nichts ahnete, legte sich ruhig zu Bette. Hierauf ließ sie den vermeintlichen Friedrich zu sich kommen, um sich recht ungestört mit ihm unterhalten zu können, und um sich noch einige Nebenumstände aus seiner unglücklichen Geschichte erzählen zu lassen.

Kaum sahe der Mann, daß Friedrich sich dem Bette seiner Frau näherte, und daß diese ihn mit einem recht feurigen Kusse empfing, so sprang er wüthend, mit einer Pistole in der

Hand,

Hand, aus seinem Schlupfwinkel hervor. Schändliches Weib, schrie er; habe ich dich endlich einmal bey deinem Verbrechen ertappet; nun sollst du aber auch mit sammt deinem verdammten Ehebrecher sterben, und nichts soll dich vor meiner gerechten Rache schützen.

Indem er dieses sagte, wollte er seiner Frau die Kugel durch den Kopf jagen; allein zum Glück wendete sie sich, daß ihr nur der Backen gestreift wurde. Da er sahe, daß er seine Absicht nicht erreicht hatte, so zog er den Degen, um ihr selbigen durch den Leib zu stoßen; die Marquise hatte aber doch Besinnungskraft genung, daß sie ihm zurufen konnte, halt ein! um Gottes willen halt ein! Friedrich ist ein Mädchen. In demselben Augenblick riß sich Isidore, die vor Schrecken mehr todt als lebendig war, die Weste auf, und bewieß ihm auf die nemliche Art ihr Geschlecht, wie sie es wenige Tage zuvor der Marquise bewiesen hatte.

Ueber diesen Anblick war der Marquis ganz wie versteinert. Er verwünschte und verfluchte sich wegen seiner Leichtgläubigkeit, die ihn zu einem solchen Schritte verleitet. Er fiel seiner unschuldigen Gattin zu Füßen, und

flehete um Vergebung wegen seines schrecklichen Vorhabens. Sie vergab ihm gern und willig, weil sie selbst einsahe, wie sehr der Schein wider sie gewesen war. Hierauf erzählte Isidore ihre unglückliche Geschichte nochmals, und entlockte den Augen Thränen, in welchen vor wenigen Augenblicken nichts als Wuth und Verzweiflung zu sehen gewesen war.

Obgleich die Wunde der Marquise an sich selbst nicht das mindeste zu sagen hatte, so waren doch die Folgen dieser Geschichte äußerst traurig. Denn der Schreck zog dieser rechtschaffenen Frau ein heftiges Fieber zu, an welchem sie nach Verfluß von wenigen Tagen ihren Geist aufgeben mußte. Der Marquis war der Verzweiflung nahe, weil er sich allein als Ursache des Todes seiner Gattin betrachtete. Alle Trostgründe waren an ihm verschwendet, und lange mußte man ihn genau bewachen, weil er verschiedne Versuche machte, sich selbst das Leben zu nehmen.

Isidore, die nun in ihrem Geschlechte angemessenen Kleidern ging, suchte alles hervor, ihn zu beruhigen, ob sie gleich selbst über den Tod ihrer Freundin äußerst niedergeschlagen war.

war. Nach und nach erreichte sie auch ihren Zweck; denn nachdem der erste Schmerz des Marquis vorüber war, fand er seine schöne Trösterin äußerst liebenswürdig. Ihre Gesellschaft wurde ihm endlich ganz unentbehrlich, daß er ihr den Antrag machte, ob sie sich wohl entschließen könnte, ihm die Stelle seiner ersten Gattin zu ersetzen. Isidore fand ihn nichts weniger als unerträglich, und nachdem das Trauerjahr vorüber war, heyrathete er sie unter dem Namen einer Wittwe eines deutschen Edelmannes. Bald darauf versöhnte Isidore sich auch mit ihrem Vater, und beyde Neuvermählten führten von nun an das glücklichste Leben.

XII.

Der mißrathene Versuch.

Schon hatte Frauenstein das sechzigste Jahr im ehelosen Stande zurückgelegt, als einige seiner Freunde ihm noch den Rath gaben, sich nach einer Ehegenossin umzusehen. Er hatte wenig Lust, in seinen späten Jahren einen so wichtigen Schritt zu thun, weil er sich bey seiner

ner glatten Stirne sehr wohl befand, und willig auf allen Hauptschmuck Verzicht that. Allein seine Freunde redeten ihm so lange zu, und mahlten ihm den Ehestand so reizend, daß er am Ende ihren Bitten nachgab, und sich entschloß, ein Weib zu nehmen.

Unter einer großen Menge Mädchen, die ihm vorgeschlagen wurden, wählte er sich ein Mädchen von ohngefähr sechs und zwanzig Jahren, welche in der ganzen Gegend in sehr gutem Ruf stand. Er nahm mit Fleiß eine schon ganz aufgeblühete Rose, weil er zu viel Selbstkenntniß hatte, um nicht zu fühlen, daß es ihm sehr schwer fallen würde, eine Rose, die nur erst anfing zu blühen, zu brechen. Durch Vermittelung seiner Freunde wurde sein Antrag bald angenommen, und nach Verfluß von wenig Monaten war Friedrike Schönhofin seine Gattin.

Ungeachtet der schönen Jahre, welche Frauenstein zählte, galt er immer noch als ein sehr rühriger Mann; wenigstens hatten ihm die Krankheiten, welche sonst gewöhnlich die Zahl sechzig im menschlichen Leben zu begleiten pflegen, bis jetzo noch verschonet. Indessen

hatte

hatte er sich, seiner nur gerühmten Selbstkenntniß ungeachtet, doch zu viel Kräfte zugetrauet, indem er sich schmeichelte, noch fähig zu seyn, das Feuer eines sechs und zwanzigjährigen Mädchen dämpfen zu können. Denn ihre Leidenschaften aufzuwecken hatte er hinlängliches Vermögen, sie aber zu befriedigen war über seine Kräfte.

Friederike fühlte dieses sehr lebhaft; denn ein geheimes Feuer, welches er nicht zu dämpfen vermochte, wüthete in ihrem Innern und drohete, sie zu verzehren. Sie klagte ihrer Mutter ihre Noth, und versicherte, daß es ihr nicht möglich wäre, es länger auszuhalten. Sie müßte durchaus einen Liebhaber haben, der das Feuer, welches Frauenstein angezündet hätte, wieder zu löschen fähig wäre.

Ihre Mutter, als eine sehr tugendhafte Frau, die sich nie einer Untreue gegen ihren Gatten hatte zu Schulden kommen lassen, war über den Entschluß der Friederike sehr verwundert. Sie suchte ihr dieses Vorhaben auszureden, und stellte ihr die Gefahr recht lebhaft vor Augen, welcher sie sich aussetzte, wenn ihr Mann merkte, daß er durch ihre Güte unter

ter die Zahl der gehörnten Siegfriede gekommen wäre. Allein alle Vorstellungen waren fruchtlos, und Friederike beharrete bey ihrem Vorsatz, ihren Mann zu krönen. Sie bat ihre Mutter um alles in der Welt, auf ein Mittel zu denken, ihr brennendes Verlangen zu stillen, ohne daß sie in Gefahr käme, ihre Ehre zu verlieren. Um ihre Mutter desto eher zu bewegen, ihrem Vorhaben hülfreiche Hand zu leisten, setzte sie noch hinzu, sie würde auf alle Fälle ihre Ehre und ihr Leben wagen, um ihre Leidenschaft zu befriedigen; weil es ihr nicht möglich wäre, länger vergeblich zu schmachten.

Die gute Mutter war über den festen Entschluß ihrer Tochter in Verzweiflung, und wußte gar nicht mehr, wie sie es anfangen sollte, sie zu bewegen, den Gedanken, ihren Mann zu betrügen, aufzugeben. Endlich machte sie doch noch einen Versuch, um sie, wo möglich, von dem vorhabenden Verbrechen abzuhalten, indem sie ihr die Folgen ihres Vorsatzes so lebhaft als möglich zu schildern suchte. Da sie aber sahe, daß nichts fähig war, Friederiken auf andere Gedanken zu bringen, sagte sie ihr: du bist also fest entschlossen, die eheliche Treue zu bre-

brechen, und das Ehebette deines Gatten zu beflecken! Wie sehr es mich kränket, dieses an dir erleben zu müssen, kann ich dir unmöglich beschreiben; allein da du mir so heilig versicherst, daß du dein Leben und deine Ehre wagen würdest, um dein Verlangen zu befriedigen, so bleibt mir weiter nichts übrig, als solche Maaßregeln zu treffen, daß keines von beyden in Gefahr kömmt. Vor allen Dingen mußt du einen Geliebten wählen, der hübsch gesetzt, vernünftig und verschwiegen ist. Zweitens aber mußt du dich hüthen, nie mehr als einen Geliebten zu haben.

Was den Geliebten anbetrift, so habe ich mir schon einen gewählet, der seine Sachen gewiß gut machen wird. Es ist ein junger Mann, der seiner Jugend unbeschadet in dem ganzen Hause für einen Heiligen gehalten wird. Meiner Meinung nach wäre unser Geistlicher ein sehr taugliches Subject, zu Ausführung meines Plans. Mein Mann setzt außerordentliches Vertrauen in seine Rechtschaffenheit, daß er es sehr gerne siehet, wenn ich recht viel mit ihm umgehe. Ueberdieß glaube ich, daß der Herr Pfarrer mich ziemlich gut leiden kann; denn die Blicke, die er mir von Zeit zu Zeit

zuwirft, überzeugen mich vollkommen, daß dieser heilige Mann keine Abneigung gegen mich fühlet.

Die Mutter erwiederte: wider deine Wahl habe ich gar nichts einzuwenden; denn ich glaube, daß unser Geistlicher in allen Stücken deinen Wünschen entsprechen wird, ob du ihm gleich ein Geschäfte auftragen willst, was nicht unmittelbar zu seinem Stande gehöret. Aber ich rathe dir doch, vorsichtig zu Werke zu gehen, und deine Leidenschaften noch einige Zeit in Schranken zu erhalten. Du mußt vorhero sehen, wie sich dein Mann benimmt, wenn du ihm einen Streich spielst, der ihm recht empfindlich ist.

Dieses soll mir nicht schwer werden, versetzte Friederike; mir fällt allemeile etwas ein, womit ich ihn außerordentlich ärgern kann; und wird er darüber nicht böse, so habe ich gewiß nichts zu befürchten, wenn er auch Argwohn bekommen sollte.

Herr Frauenstein hatte in seinem Garten einen Kastanienbaum mit eignen Händen gepflanzet. Dieser war in kurzer Zeit außerordentlich gewachsen, und seine Aeste hatten sich

so

so unter einander verflochten, daß kein Sonnenstrahl durch selbige dringen konnte, und man selbst in den heißesten Mittagsstunden eine angenehme Kühle in seinem Schatten genoß. Aus dieser Ursache war dieser Baum der Lieblingsaufenthalt des Herrn Frauenstein in seinem ganzen Garten. Wenn gute Freunde ihn besuchten, so führte er sie gewöhnlich unter denselben, weil sie alsdann auch in der größten Hitze in der freyen Luft seyn konnten. Mit einem Wort, so lange der Sommer währete, so wohnte er ordentlich unter diesem Baume.

Friederike wußte sehr gut, wie viel ihrem Manne an diesem Baume gelegen war. Sie beschloß deswegen, um seine Geduld auf die Probe zu stellen, denselben umhauen zu lassen. Eines Tags, als er mit einigen Freunden auf die Jagd gegangen war, befahl sie dem Gärtner, den Baum umzuhauen. Der Gärtner machte sehr große Schwierigkeiten, indem er ihr vorstellte, wie böse der Herr werden würde, wenn man in seiner Abwesenheit solche Veränderungen machen wollte, von denen man voraussehen könnte, daß sie ihm nicht angenehm seyn würden. Allein Friederike wiederholete

holete ihren Befehl so ernstlich, daß dem Gärtner weiter nichts übrig blieb, als ihr zu gehorchen. Der Baum wurde niedergeschlagen, und ihrem Willen gemäß aus der schönen Krone lauter Reißbündel gemacht.

Nachdem Herr Frauenstein von der Jagd zurückkam, ging er gleich auf sein Zimmer, um sich anders anzuziehen. Friederike stellte sich, als ob sie sehr für ihn besorgt wäre; sie lief sogleich zu ihm, befahl, daß man Feuer in seinem Kamine machen sollte, weil er sich sonst leicht erkälten könnte; zugleich sagte sie, daß man nur Reißig von dem geschlagenen Kastanienbaum bringen sollte, welches wohl am besten brennen würde. Ihr Mann war zwar sehr verwundert, als er das Reißig sahe, weil dieses in der ganzen Gegend sehr rar war; indessen konnte er sich doch nicht vorstellen, daß man ihm seinen liebsten Baum würde umgeschlagen haben. Als er aber in den Garten kam und seinen Kastanienbaum vermißte, wurde er so aufgebracht, daß er fast die Geduld verlor.

So böse er auch war, so wagte es doch Friederike, mit einem recht freundlichen Gesichte

zu

zu ihm zu kommen. Mein Schatz, sagte sie, ich habe den Kastanienbaum umhauen lassen; wenn du auf Jemand deswegen böse bist, so mußt du an mir deine Rache ausüben. Aber ich kann dir versichern, daß ich es nicht gethan habe, dir einen Verdruß zu verursachen, ich hatte vielmehr die Absicht, dir einen Dienst zu erweisen. Wir hatten kein trockenes Reißig mehr zu Hause, und seit einigen Tagen ist eine unangenehme kalte Luft. Ich glaubte deswegen, du würdest gar nicht böse seyn, wenn du bey deiner Zurückkunft von der Jagd ein recht gutes Feuer fändest. Du weißt, daß die Aeste von einem Kastanienbaume gut brennen, sie mögen naß oder dürre seyn, deswegen habe ich ihn in deiner Abwesenheit niederschlagen lassen, damit du dich gleich solltest wärmen können.

Da hast du sehr unüberlegt gehandelt, antwortete ihr Herr Frauenstein; und fast glaube ich, daß es eine Bosheit von dir ist. Denn war denn gar keine Möglichkeit, Holz zu bekommen, ohne einen Baum umhauen zu lassen, der mir lieber war, als mein ganzer übriger Garten? Allein da der Schade nun einmal geschehen, und nicht mehr zu ändern ist,

so bleibt mir weiter nichts übrig, als dich zu warnen, mir in Zukunft nicht wieder so einen Streich zu spielen; denn dieses heißt, einen Mann an seiner schwachen Seite angreifen, und es würde mir schwer werden, dir zu vergeben, wenn wieder so etwas vorfiel.

Friederike war mit der ersten Probe zufrieden; allein sie dachte darauf, noch mehrere Beweise von der Geduld ihres Mannes zu erhalten. Er hatte eine Hündin, welche er außerordentlich liebte, weil sie sehr gut auf der Jagd war. Sie wollte einen Versuch machen, ob er recht böse werden würde, wenn sie seine liebe Diane in seiner Gegenwart umbrächte. Hielt er diese Probe aus, so glaubte sie alsdann nichts mehr von ihm zu befürchten zu haben, sondern Vergebung wegen allen möglichen zu erhalten.

Nachdem es einmal den ganzen Tag geregnet hatte, ging Frauenstein mit einem seiner Freunde spatzieren, weil der Abend schön wurde. Wie gewöhnlich mußte Diane ihn begleiten, welches besonders Friederiken sehr angenehm war, indem sie hofte, eine gute Gelegenheit zu finden, ihren Streich auszuführen.

Ihr Mann hatte kaum sein Zimmer verlassen, so ließ sie es aufräumen und rein machen. Ueber das Bette breitete sie eine sehr schöne Decke, und auf diese legte sie eines ihrer besten Kleider. Sie selbst nahm aber ein Buch in die Hand, und setzte sich an das Fenster, um ihren Mann zu erwarten.

Der rauhe Herbstwind machte es schon im Freyen ziemlich unangenehm, weswegen sich Frauenstein mit seinem Freunde bey seinem Spatziergange nicht lange verweilte. Sie machten, daß sie wieder nach Hause kamen, um sich bey einem hellen Kaminfeuer zu erwärmen. Diane war, wie man leicht denken kann, ziemlich schmutzig geworden. Sobald sie in das Zimmer kam, sprang sie, wie sie zu thun gewohnt war, auf das Bette ihres Herrn, wodurch die ganze schöne Decke schmutzig gemacht wurde. Friederike sahe dieses recht gut, sie stellte sich aber, als ob sie es nicht bemerkte, weil die Decke ihr eigentlich nichts anging, sondern mehr ihrem Manne gehörte. Es währete aber nicht lange, so sprang die Hündin wieder von dem Bette herab, lief bey der ganzen Gesellschaft herum, suchte sich bey jedem einzuschmeicheln, und nahm alsdann wieder Besitz

von ihrem Lager. Nun kam sie auch auf das Kleid der Friederike, auf welches sie sich herumwälzte und auf selbigem liegen bleib, wodurch es ganz zunichte gemacht wurde. Kaum sahe dieses Friederike, so stellte sie sich äußerst aufgebracht, lief auf ihren Mann zu, und entriß ihm einen Dolch, welchen er eben in Händen hatte, und seinem Freund als eine Seltenheit zeigte; mit diesem gab sie der Diane in der größten Geschwindigkeit, ehe sie noch Jemand verhindern konnte, so viele Stiche, daß das arme Thier den Augenblick starb.

Wie Frauenstein dieses sahe, konnte er sich kaum mäßigen, so sehr ärgerte ihn das Benehmen seiner Frau. Sie wollte sich entschuldigen, daß sie sich übereilt hätte, weil Diane ihr das ganze Kleid verdorben, da sie sich, so kothig wie sie gewesen, darauf herumgewälzet. Allein er befahl ihr, zu schweigen, und versicherte ihr, daß sie sich ein wenig zu viel Freyheiten herausnähme. Du scheinest ordentlich darauf zu denken, mir Verdruß zu machen und mich zu ärgern, fuhr er fort; allein ich gebe dir mein Wort, du sollst deinen Zweck nicht erreichen. Hierauf erwähnte er

den ganzen Vorfall mit keiner Silbe weiter, sondern fing wieder mit seiner Gesellschaft von ganz gleichgültigen Dingen zu sprechen an.

Sobald Friederike sich von der Gesellschaft wegschleichen konnte, eilte sie zu ihrer Mutter, um ihr auch von diesem zweiten Beweiß der Nachgiebigkeit und Gelassenheit ihres Mannes Bericht abzustatten.

Die Mutter sagte ihr, dieses ist alles ganz gut; allein noch bist du deiner Sache bey weitem nicht gewiß. Es ist wahr, du hast der Geduld deines Mannes ein Paar starke Proben auferlegt, du hast ihm unter den Thieren und Pflanzen die beyden Stücke entrissen, an denen er mit ganzer Seele hing; allein nun mußt du erst noch sehen, wie er sich benimmt, wenn du ihm auch Verdruß bey seinen Freunden machst, oder ihnen wenigstens in seiner Gegenwart einen Possen spielest. Wenn dieser Versuch so gut gelingt, wie die beyden ersten, so will ich alsdann sehen, was ich vor dich thun kann.

Friederike. Nun wohlan, liebe Mutter, ich will auch noch diesen Versuch machen; aber alsdann hoffe ich doch, werden sie mir kein

neues Hinderniß in den Weg legen, und mir erlauben, den Wunsch meines Herzens in Erfüllung zu bringen, weil ich es sonst nicht länger aushalten kann.

Wenige Tage, nachdem dieses vorgefallen, fiel der Ludewichstag, welches der Geburtstag des Herrn Frauenstein war. An diesem pflegte er schon seit vielen Jahren allen seinen Freunden und Anverwandten einen glänzenden Schmauß zu geben. Dieses Fest erwartete Friederike mit der größten Ungeduld, um ihrem Mann den letzten Streich zu spielen, und sich bey ihrer Mutter volle Freyheit zu verschaffen.

Sobald die Gäste bey Tische Platz genommen hatten, befestigte Friederike mit vieler Geschicklichkeit den einen Zipfel des Tischtuchs an ihrem Schlüsselhaken, welchen sie sich zu dieser Absicht fest angebunden hatte. Nachdem sie damit fertig war, stand sie geschwind auf, und indem sie vom Tische weglief, riß sie das Tischtuch mit sich fort. Essen, Flaschen, Teller, Gläser, mit einem Wort alles, was auf dem Tische gestanden hatte, war in einem Augenblick auf dem Fußboden, in einem schrecklichen Chaos.

Ich

Ich überlasse es meinen Lesern, sich selbst eine Vorstellung zu machen, in welcher Verlegenheit Frauenstein sich befand, wie er die schöne Geschichte sahe, welche seine Frau gemacht hatte. Seine Verlegenheit war außerordentlich groß, zumal da er ahnete, daß es Bosheit von ihr wäre. Er fuhr auf, und es würde vielleicht eine recht hübsche Ehestandsscene gegeben haben, wenn die Gäste ihn nicht abgehalten hätten. Die ganze Sache, daß ein großer Theil des schönen Abendessen unter dem Tische lag, wurde nun von der komischen Seite betrachtet und recht herzlich belacht. Die Bosheit der Friederike wurde im Anfang nur als ein bloßer Zufall betrachtet, und am Ende gar als ein besonderer Beweiß der Liebe und Vorsorge gegen ihren Mann bewundert. Denn als er sie fragte, weswegen sie aufgestanden wäre? antwortete sie mit der größten Unbefangenheit, daß es blos wegen ihm geschehen wäre, weil sie bemerkt hätte, daß ihm sein Messer fehlete, welches sie ihm selbst holen wollen.

Die ganze Gesellschaft bewunderte die zuvorkommende Sorgfalt, welche Friederike gegen ihren Gatten bey dieser Gelegenheit zeigte.

Von allen Seiten wurden ihr die größten Lobsprüche darüber gemacht, und alle Anwesende versicherten dem Herrn Frauenstein, daß er der glücklichste Mann der ganzen Gegend wäre. Er konnte freylich nicht unterlassen, der allgemeinen Meinung mit beyzupflichten, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte; in seinem Herzen aber war er ganz eines andern überzeugt.

Nun wurden Anstalten gemacht, den Tisch wieder zu decken; sobald man damit fertig war, nahm jeder seinen Platz wieder ein, und der zweite Gang Speisen wurde aufgetragen. Dieser war so beschaffen, daß der erste verunglückte gar nicht vermißt wurde. Der ganze Zufall wurde nicht mehr erwähnt, und die ganze Gesellschaft war äußerst vergnügt.

Herr Frauenstein hatte sich über diese unangenehme Begebenheit geärgert, ob er es sich gleich nicht merken ließ. Indessen war er doch sehr froh, die ganze Gesellschaft so vergnügt zu sehen, nachdem eine solche Unordnung vorgefallen. Auch war es ihm lieb, daß man aus der ganzen verdrießlichen Geschichte einen Spaß machte, weil es ihm höchst unangenehm gewesen seyn würde,

wenn

wenn Jemand die Bosheit seiner Frau gemuthmaßet. Da er also sahe, daß die ganze Gesellschaft fast ausgelassen lustig wurde, so stellte er sich auch so vergnügt, als ob ihm gar nichts begegnet wäre.

Indessen hatte er keinesweges das Benehmen seiner Frau vergessen; auch waren ihm die Streiche, welche sie ihm mit dem Kastanienbaume und der Diane gespielt, noch in frischem Andenken. Er war klug genung, den fein ausgedachten Plan seiner Frau einzusehen, daß diese sich recht angelegen seyn ließ, Dinge zu begehen, die ihn kränken mußten. Auch muthmaßete er gleich, daß dieser Stufenfolge, von der Pflanze zum Thiere und von dem Thiere zum Menschen, ein Geheimniß zum Grunde liegen müßte, welches gewiß nicht zu seinem Vortheil ausgedacht worden wäre.

Friederike war ihres Theils außerordentlich vergnügt, weil sie sich einbildete, ihr Versuch wäre ihr vortreflich gelungen. Sie glaubte, daß sie die Geduld ihres Mannes nun hinlänglich auf die Probe gestellet, um sich getrost einen Geliebten wählen zu dürfen; auch war sie der guten Hofnung, wenn derselbe auch hin-

ter ihre Untreue kommen sollte, er doch sein Leid in Geduld tragen, und sich mit vielen tausend andern Männern zu trösten suchen würde. Weswegen sie vor Freude die ganze Nacht nicht schlafen konnte, weil ihre Einbildungskraft sie schon die Freuden, die ihrer Meinung nach ihrer warteten, genießen ließ.

Allein den andern Morgen änderte sich plötzlich zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Scene. Denn als sie zur gewöhnlichen Stunde aufstehen wollte, befahl ihr Mann ihr mit einem sehr ernstlichen Tone liegen zu bleiben. Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, sagte er, daß du viel Blut hast; denn bey allem, was du vornimmst, bemerke ich so viel auffahrende Hitze, daß ich sehr nachtheilige Folgen für die Zukunft befürchten muß. Um nun diesem Uebel in Zeiten vorzubeugen, bin ich entschlossen, dir ein wenig Blut abzapfen zu lassen, damit das übrige ruhiger wird. Denn wie du jetzt bist, ist mir vor deinem Verstand bange, weil du täglich Narrheiten und unverzeihliche Thorheiten begehest, und kein ander Vergnügen kennst, als mich zu beleidigen.

Dein gestriges Betragen hat mich wieder an meine liebe Diane und an meinen schönen

Kastanienbaum erinnert. Du hast mich dreymal außerordentlich beleidiget, zumal da ich gewiß überzeugt bin, daß du alle deine unüberlegten Handlungen blos begangen hast, um mich zu kränken. Auch befürchte ich, daß du darauf denkest, mir noch weit mehr Verdruß zu verursachen, wenn ich es nicht in Zeiten hintertreibe. Deswegen sehe ich mich genöthiget, von dir zu verlangen, einen guten Theil deines aufwallenden Bluts durch einen Aderlaß wegzulassen. Dadurch hoffe ich dich vernünftiger zu machen, und deine Hitze, mit welcher du deine Handlungen zu bemänteln suchest, zu mäßigen.

Hierauf ließ er einen Chirurgus holen, und nachdem ein rechtes tüchtiges Feuer im Kamin angezündet worden, befahl er der armen Friederike aufzustehen, und sich in einen Sessel nahe an das Feuer zu setzen. Nun mußte ihr der Chirurgus auf Befehl des Herrn Frauenstein eine Ader öfnen, und sie so lange offen lassen, bis kein Blut ohne nachtheilige Folgen für ihr Leben mehr hinaus durfte gelassen werden. Alsdann wurde der Arm verbunden, und an dem andern eine Ader geschlagen, welche er ebenfalls so lange laufen ließ, bis kein Blut mehr

mehr kam, und die arme Friederike ohnmächtig wurde.

In diesem Zustande ließ er sie in das Bette legen, wo sie auch bald wieder zu sich kam. Binnen dieser Zeit aber wurde die Mutter gerufst, die bald errieth, was vorgefallen war. Wie stehet es, meine Tochter, sagte sie ganz leise und mit einem lächelnden Gesichte zu ihr, hast du jetzo Lust, der Liebe zu pflegen? ich bin bereit, mein dir gegebenes Wort zu halten.

Friederike antwortete mit schwacher und fast sterbender Stimme: Ach, liebe Mutter, wie können sie noch über eine Unglückliche spotten, die vielleicht nur wenig Augenblicke noch zu leben hat. Beklagen sie lieber mein trauriges Schicksal, und verabscheuen sie die Grausamkeit meines Gatten. Ich entsage hiermit auf immer dem Gedanken, einen Geliebten haben zu wollen, und bereue von ganzem Herzen meinen begangenen Fehler. Auch kann ich beschwören, daß meine Reue aufrichtig ist, ob ich mich jetzo gleich außer Stand gesetzt sehe, das Verbrechen zu begehen.

XIII.

Der Hund, ein Verräther.

Zu seinem Unglück vermählte sich Herr Schönhard noch in seinen alten Tagen mit einem ganz jungen Mädchen. Sie war schön, reich, und mit ihrem etwas abgelebten Bräutigam von gleichem Stande, daß also in diesen Stücken an der Wahl des Herrn Schönhard nichts auszusetzen war. Nur hätte er die Ungleichheit der Jahre in Anschlag bringen sollen; denn er war so nahe an dem sechzigsten als sie an dem zwanzigsten Jahre. Ueberdieß stand sie auch nicht in dem besten Ruf; denn die ganze Stadt erzählte verschiedene ziemlich unzweydeutige Anekdoten aus ihrem jungfräulichen Leben; auch war es allgemein bekannt, daß sie einen außerordentlich schlechten Charakter hatte. Allein das Sprichwort sagt, die Liebe ist blind, und unser guter Alter ließ sich, seiner hohen Jahre ungeachtet, nach welchen er wohl hätte vernünftig seyn können, in ihren Netzen fangen. Er verliebte sich in Louisen so heftig, als sich nur ein Jüngling von zwanzig Jahren verlieben kann, und bat sie um ihre Hand, ob gleich alle seine Freunde, die sie nicht mit ver-

lieb-

liebten Augen ansahen, ihm abriethen. Sie hingegen glaubte nicht besser ihrer Meinung nach leben zu können, als wenn sie sich mit einem alten Mann verbände, dem sie alle Folgen ihrer Ausschweifungen aufbürden könnte; deswegen willigte sie mit Freuden in eine Heyrath mit ihm.

Sehr bald nach seiner Vermählung sahe er mehr als zu deutlich, wie wahr seine Freunde geredet hatten; allein nun war es zu spät, und wollte er sich nicht noch lächerlich machen, so mußte er sein Leid in Geduld tragen.

Louise hingegen sahe in den ersten Monaten ihres Ehestandes alle ihre Wünsche erfüllt; sie war nun Frau, und konnte sich manches erlauben, was sie sich als Mädchen hatte versagen müssen, um nicht in der Stadt ganz verächtlich zu werden, da es mit ihrem Ruf ohnedem nicht recht richtig war. Von dieser erhaltenen Freyheit suchte sie nun auch den besten Gebrauch zu machen; denn gewöhnlich hatte sie ein Paar Liebhaber, welche ihr die Unterhaltung gewähren mußten, die ihr ihr Mann nicht verschaffen konnte. Schönhard sahe dieses alles; allein er schwieg, weil er sich schämte,

te, daß alles, was seine Freunde ihm vorhergesagt hatten, so pünktlich eingetroffen war. In seinem Herzen dankte er nur noch dem Himmel, daß seine Frau so viel Achtung für ihn hatte, und seine Schande nicht öffentlich bekannt werden ließ, sondern sich begnügte, sich mit ihrer Gesellschaft im Geheim zu vergnügen.

Endlich fand sie aber einen unter ihren Liebhabern, der allen ihren Wünschen so sehr entsprach, daß sie wünschte, seine Gattin zu seyn, um beständig mit ihm leben zu können. Alle andere bekamen ihren Abschied, nur allein Bellamor blieb in dem Besitz ihres Herzens. Von diesem Augenblick an war ihr tägliches Gebet darauf gerichtet, daß der Himmel ihren Gatten bald von dieser Zeitlichkeit abrufen möchte, um sich mit ihrem Geliebten auf immer vereinigen zu können. Zwar hatte Schönhard nunmehro das sechzigste Jahr zurückgelegt, daß er nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht lange mehr zu leben hatte. Jedoch währeten auch Louisen diese wenigen Jahre noch viel zu lange, zumal da ihr Beyspiele, daß Männer hundert und mehrere Jahre alt geworden, nichts Seltenes waren. Sie sann deswegen auf Mittel,

tel, sein seliges Ende zu bescheinigen; denn ihren Grundsätzen nach war er zu alt, als daß sie hätte mit ihm leben können, und zu jung und gesund, um bald eines natürlichen Todes zu sterben.

Sie machte Bellamorn ihren grausamen Vorsatz bekannt, der ihn aber auf keine Weise billigte, sondern vielmehr alles mögliche anwendete, sie von diesem Entschluß abzubringen. Er stellte ihr die Größe des Verbrechens, welches sie zu begehen im Begriff wäre, wie nicht minder die mit der Ausführung desselben unzertrennlich verknüpfte Gefahr, so lebhaft als möglich vor. Auch suchte er sie zu bewegen, sich noch zu gedulden, da ihr Mann schon so alt war, daß sie nach der größten Wahrscheinlichkeit bald durch einen natürlichen Tod von ihm würde befreyet werden.

Diese Gesinnungen ihres Geliebten machten einigen Eindruck auf Louisen. Sie schien sich zu beruhigen, und versprach, den Tod ihres Mannes geduldig zu erwarten. Allein bald reuete ihr ihr Versprechen wieder, daß sie sich ohnmöglich entschließen konnte, es zu halten. Die Zeit abzuwarten, bis der Tod ihn in seine Arme nehmen würde, schien ihr viel zu lang-

weilig, daß sie am Ende fest beschloß, seine Abreise aus dieser Welt zu beschleinigen; denn es war ihr unerträglich, beständig einen Gegenstand vor Augen zu haben, der sie um manches Vergnügen brachte.

Um sich endlich dieses Hinderniß, welches ihr im Wege war, mit ihrem Geliebten ganz frey und ungehindert die Freuden der Liebe zu genießen, auf die Seite zu schaffen, wendete sie sich an eine alte Frau, welche sich sehr mit Quacksalberey abgab. Diese brachte sie bald durch Geschenke ganz auf ihre Seite, daß sie mit ihr machen konnte, was sie nur wollte. Sie ließ sich von ihr ein Pulver zubereiten, welches die Kraft hatte, ein faules Fieber zu verursachen. Herr Schönhard erhielt eine gute Portion durch die Güte und Vorsorge seiner theuern Gattin, welche auch ihre Wirkung that und ihm ein tüchtiges Fieber verursachte. Zu dem großen Leidwesen wurde er aber, vermöge seiner guten Natur und der Vorsorge des Arztes, wieder hergestellt.

Louisen war es äußerst verdrießlich, ihren Mann außer Gefahr zu sehen, weil ihr der erste Versuch, ihn zu seinen Vätern zu versammeln, miß-

mißlungen war; jedoch ließ sie sich nicht abhalten, den zweyten zu wagen. Um ihm seine verlornen Kräfte wieder zu verschaffen, hatte der Arzt ihm ein stärkendes Mittel verordnet. Louise beschloß sogleich, ihm eine Stärkung zu bereiten, welche ihn stark genung machen würde, die weite Reise nach der andern Welt zu unternehmen, von welcher wir noch keine authentische Reisebeschreibung haben. Sie mischte nemlich einen heftigen und schnell wirkenden Gift unter den Trank, den ihm der Medikus verordnet hatte, und brachte ihm selbigen aus Vorsorge, daß er ihn auch gewiß trinken sollte, mit eignen hohen Händen. Allein noch schien es, als ob ein besonderer Schutzgeist über das Leben Schönhards wachte; denn indem er die Hand nach dem Gefäße ausstreckte, um den für ihn bereiteten Trank zu nehmen, so fiel das Geschirre auf den Fußboden, und die schöne Mixtur floß in der Stube herum.

Louise war außer sich vor Bosheit, als sie auch ihren zweyten Versuch verunglücken sahe. Hätte sie etwas auf Ahnungen gehalten, so würde sie es vielleicht nicht unternommen haben, zum drittenmal einen mörderischen Angrif auf das Leben ihres Mannes zu wagen. Allein

lein der Vorsatz, sich von ihm zu befreyen, hatte sich zu fest bey ihr eingeprägt, um nicht darauf zu beharren.

Sie entwarf deswegen einen neuen Plan, der ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht fehlschlagen konnte. In seinem Getränke brachte sie ihm eine gute Portion Opium bey, welches ihn bald seiner Sinne beraubte. Kaum war er eingeschlafen, so schickte sie nach ihrem Geliebten, daß er einen Theil der Nacht bey ihr zubringen, und sie für die Langeweile, welche sie an dem Krankenlager ihres Mannes empfand, entschädigen sollte. Ehe er aber noch ankam, wurde die sämmtliche Bedienung zu Bette geschickt, ausgenommen das Kammermädchen, welches bey der ganzen Geschichte die Vertraute machte.

Nachdem Bellamor und Friederike sich ziemlich lange so gut mit einander unterhalten, als sich nur ein Paar junge feurige Geschöpfe von zweyerley Geschlecht in der Einsamkeit der Nacht unterhalten können, wurde letztere mit einemmal sehr ernsthaft; in dieser Stimmung hielt sie folgendes Gespräch mit ihrem Geliebten, welches wörtlich mitzutheilen ich mich genöthiget sehe.

Friederike. Ich muß dich um etwas bitten, und wenn du mir meine Bitte gewährest, so wirst du mich unendlich beruhigen; auch gelobe ich dir, mich ganz dir zu weihen, und deine Wünsche in allen Stücken zu befriedigen. Versprich mir nur, meine Bitte zu erfüllen, und sey versichert, daß alles gut gehen wird.

Bellamor. Was in der Welt könnte ich wohl meiner geliebten Friederike abschlagen; du darfst nur befehlen, und du wirst sehen, mit welchem Vergnügen ich deinen Befehlen Gehorsam leiste.

Friederike. Du versprichst mir also, auf alle Fälle meinen Willen zu erfüllen?

Bellamor. Ja, ich verspreche dir es von ganzer Seele.

Friederike. Nun wohlan, so komm und folge mir.

Sie führte ihn hierauf in das Zimmer ihres Gatten und an das Bette desselben, wo sie ihm einen Dolch in die Hand gab, und dabey sagte: siehe, hier liegt das Hinderniß, welches uns im Wege ist, die Freuden des Lebens ungehindert nach unsern Wünschen zu genießen.

Ich habe ihm schon eine gute Portion Opium gegeben, daß er sobald nicht wieder aufwachen wird; nun erwarte ich nur noch die Erfüllung deines geleisteten Versprechens, diesen guten Mann auf eine geschwinde Art in jene bessere Welt zu versetzen. Zu diesem Behuf, und damit es dir desto leichter wird, übergebe ich dir diesen sehr gut geschliffenen Dolch.

Bellamor erschrack über diese Zumuthung dergestalt, daß ihm der Dolch bey dem Anblick des Alten aus der Hand fiel. Gott soll mich bewahren, sagte er, daß ich meine Hände in unschuldiges Blut tauche; auch kann ich dir nicht bergen, daß es mir äußerst unangenehm ist, dich von so einer grausamen Seite kennen zu lernen — — —

Hältst du so dein Versprechen? fiel ihm Friederike in die Rede. Armseliges Geschöpf, du hast nicht einmal Muth genung, einen schlafenden Mann umzubringen. Ich will dir zeigen, daß ich einen weit männlichern Geist als du besitze. Bey diesen Worten ergrif sie hastig den Dolch, mit welchem sie mehreremale die Brust ihres Gatten durchborete.

Dieser Auftritt erregte Schaudern bey Bellamorn, weil er sich nie vorgestellt hatte, daß ein Weib so grausam seyn konnte. Friederike hingegen bewunderte mit der größten Selbstgefälligkeit ihren Muth. So wäre denn das Werk vollbracht, sagte sie, und von nun an hätten wir das Hinderniß, welches unsrer Liebe im Wege war, glücklich überwunden. Damit uns aber die Gerechtigkeit keinen Strich durch die Rechnung macht, so müssen wir vor allen Dingen den Leichnam meines in die Ewigkeit versetzten Eheherrn an einen abgelegenen Ort beerdigen. Mein Rath wäre, wir legten sogleich Hand an das Werk; denn es ist diese Nacht sehr dunkel, und es wird noch ziemlich lange währen, bevor der Tag anbricht. Sobald wir aber dieses Geschäfte beendiget haben, setze ich mich mit meinem Mädchen in meinen zugemachten Wagen, und fahre mit ihr auf mein Landhaus. Daselbst will ich schon das Gerüchte unter die Leute zu bringen suchen, daß meine theure Ehehälfte plötzlich diese Zeitlichkeit gesegnet. Alsdann lasse ich einen Sarg machen, in welchen ich so viel Steine legen werde, als ohngefähr die Schwere eines Menschen austrägt, worauf er sogleich fest zugenagelt

gelt werden soll. Ist dieses geschehen, so werde ich schon ein Leichenbegängniß zu veranstalten wissen, welches gewiß den deutlichsten Beweiß meiner Zärtlichkeit gegen meinen in Gott ruhenden Gatten ablegen soll.

Ob Bellamor sich gleich wegen dem ganzen Vorgang in der tödtlichsten Unruhe befand, so mußte er doch den ganzen Vorschlag billigen, da die ganze Handlung nicht mehr ungeschehen zu machen war. Er half den Körper des Ermordeten Schönhards in ein großes Tuch wickeln, und ihn an einen abgelegenen Ort der Stadt unter dem Schutt eines alten Gebäudes vergraben. Nachdem sie dieses Geschäfte glücklich beendiget, gingen sie sehr vergnügt wieder nach Hause. Den andern Morgen setzte sich Friederike mit ihrem Mädchen in einen fest zugemachten Wagen, und fuhr auf das schon gedachte Landhaus. Daselbst wurde auch nach Verfluß von wenig Tagen der ganze abgeredete Plan glücklich ausgeführet.

Allein alle diese angewendete Vorsicht half zu nichts; denn die Schandthat der Friederike wurde doch durch die Treue des Hundes des ermordeten Schönhards verrathen.

Schönhard hatte sich diesen Hund selbst aufgezogen, und war gewohnt gewesen, ihn beständig bey sich zu haben, weil er seine außerordentliche Treue kannte. Als Friederike den andern Morgen auf ihr Landhaus reisete, so folgte das arme Thier dem Wagen, weil es glaubte, daß sein Herr sich in selbigem befände. Allein da sie ankamen, und der Hund seinen Herrn nicht fand, lief er nach der Stadt zurück. Hier durchsuchte er nun alle Winkel des Hauses, und weil er ihn nirgends fand, so folgte er der Spur bis an die Ruinen, wo er eingescharret war. Sobald er nun seinen Herrn daselbst spürete, so fing er ganz erbärmlich an zu heulen, daß man es weit hören konnte, und zugleich scharrete er mit der größten Aemsigkeit die Erde auf.

Das Geheule des Hundes hatte einige Menschen herbeygelockt, welche in einiger Entfernung bey diesem Orte vorübergingen. Sie fanden den Hund, der mit der größten Aemsigkeit in der Erde scharrete, und durch sein Wühlen schon ein Stück von einem blutigen Tuche aus der Erde hervorgezogen hatte. Sobald sie sich näherten, sahe sie der Hund an,

als

als ob er sagen wollte, sie sollten ihm doch helfen, und nachdem sie anfingen aufzugraben, scharrete er immer mit, und war auf keine Art von dem Orte wegzubringen.

Endlich fand man den Körper eines Greises, der in ein blutiges Tuch gewickelt war. Der Hund erkannte sogleich seinen Herrn, und fing an ihn zu lecken und ihn zu liebkosen.

Die ganze Geschichte verbreitete sich bald in der ganzen Stadt, und es währete nicht lange, so versammelte sich ein großer Theil der Einwohner, um diesen traurigen Auftritt zu sehen. Unter diesen befanden sich einige Anverwandte und Bekannte des ermordeten Schönhards, die sogleich den Hund erkannten. An der Aemsigkeit, mit welcher derselbe um den Leichnam des Umgebrachten beschäftiget war, erkannten sie auch seinen Herrn, welches sonst sehr schwer würde gewesen seyn.

Indessen waren auch die Gerichtspersonen herbey gekommen, um zu untersuchen, ob es nicht möglich wäre, dem Mörder auf die Spur zu kommen. Dieses wurde ihnen nicht schwer; denn sobald sie Schönharden erkannten, fiel

auch ihr Verdacht auf seine Gattin. Das Gerüchte, daß sie ihn auf ihrem Landhause hatte beerdigen lassen, war ihnen zu Ohren gekommen, und nun fanden sie dessen ermordeten Körper in der Stadt, der noch überdieß in ein mit ihrem Namen bezeichnetes Tuch gewickelt gewesen. Dieses zusammengenommen machte, daß ihnen kein Zweifel übrig blieb, Friederike müßte die Mörderin ihres Mannes seyn.

Sie schickten sogleich einige Gerichtspersonen nebst Wache zu ihr, um sich ihrer und des Kammermädchens zu versichern. Beyde Verbrecherinnen wurden nach der Stadt gebracht, und gleich bey ihrer Ankunft in das Verhör geführet. Sobald Friederike in die Gerichtsstube trat, gestand sie ihr Verbrechen mit unglaublichem Stolze, bevor der Richter sie darum befragte. Ich weiß, warum man mich gefangen genommen, sagte Friederike bey ihrem Eintritt in das Zimmer, wo die Richter versammelt waren. Man hat Verdacht auf mich geworfen, daß ich an der Ermordung meines Mannes Theil genommen habe, und dieser ist sehr gegründet. Sehen sie mich an, meine Herren, ich bin selbst die Mörderin des ermor-

deten Schönhards; hier mit diesem Arme habe ich ihm den Dolch in die Brust gestoßen, und seinem mir verhaßten Leben ein Ende gemacht. Halten sie es aber nicht etwan für Reue über meine That, daß ich dieses Bekenntniß hier freywillig ablege; ganz im Gegentheil gestehe ich hier öffentlich, daß ich mich über diese Handlung freue, und daß es mir nur leid ist, sie so spät begangen zu haben. Auch will ich ihnen gleich die ganze Größe meines Verbrechens bekannt machen; denn außerdem, daß ich ihm mit einem Dolche das Herz durchboret, habe ich auch schon vorhero versucht, durch ein gewisses Pulver und durch einen rechten angenehmen Gift seinem Leben ein Ende zu machen, welches aber beydes mir nicht gelungen ist.

Die Standhaftigkeit und Unverschämtheit der Friederike setzte die sämmtlichen Richter in Erstaunen. Denn noch nie war es ihnen vorgekommen, daß ein Verbrecher sein Vergehen ohne Reue oder doch wenigstens Furcht vor der Strafe blicken zu lassen, eingeräumet hätte. Bey dieser schönen Verbrecherin aber konnte man keine Spuhr von allen diesen finden.

Die

Die Richter beklagten unendlich, daß ein solcher schöner Körper von einer so schwarzen Seele belebt würde, und mancher unter ihnen würde sie vielleicht gern unschuldig gewußt haben; allein sie bekannte sich selbst schuldig, und mußte nun auf alle Fälle nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden. Man ließ sie, wie jede andere Verbrecherin, in ein Gefängniß bringen, bis ein Urtheil über ihr Vergehen gesprochen worden, nur daß sie etwas besser gehalten wurde.

Es währete nicht lange, weil das Verbrechen zu sehr erwiesen war, so kam das Urthel, durch welches sie und ihr Kammermädchen zum Scheiterhaufen verdammt wurden. Es wurde in ihrer Gegenwart eröfnet, und auch bey Anhörung desselben verzog sie keinen Zug in ihrem Gesichte. Sie blieb standhaft, wie vorhero, und unterwarf sich der Strafe, ohne noch ein Wort zu ihrer Vertheidigung vorzubringen, oder um Milderung derselben zu bitten. Man brachte sie wieder in ihr Gefängniß, und der andere Tag wurde zur Vollstreckung des Urthels festgesetzt.

Es wurde ein Beichtvater zu ihr geschickt, der als ein Mann von ganz unbescholtenem Rufe

se bekannt war. Dieser brachte die ganze Nacht bey ihr zu, um sie zum Tode zu bereiten. Er mochte aber sagen, was er wollte, so würdigte sie ihn keiner Antwort, ausgenommen daß sie ihm mehrere Male versicherte, sie würde auch ohne seine Ermahnungen dem Tode standhaft entgegen zu gehen wissen, weswegen seine Trostgründe bey ihr verschwendet wären.

Das Kammermädchen hingegen war ausser sich, daß sie an dem Verbrechen mit Theil genommen; auch betrug sie sich wie eine ganz gewöhnliche arme Sünderin, daß wir nichts weiter von ihr zu sagen brauchen. Sie bekannte zugleich, daß Bellamor an der Ermordung Schönhards mit Theil genommen hätte; denn auch auf ihr Bekenntniß das Schwerd zuerkannt wurde, wenn man ihm würde habhaft werden können. Denn er war klug genung gewesen, in Zeiten das Weite zu suchen, wie Friederike gefangen genommen wurde, weil er ahnete, daß er als Mitschuldiger das Schicksal seiner Geliebten wohl würde theilen müssen.

Den andern Morgen, als die Gerichtsdiener kamen, sie zu benachrichtigen, daß es Zeit

wäre,

wäre, sich in Bereitschaft zu setzen, die wohlverdiente Strafe zu empfangen, ließ Friederike sich so schön als möglich anziehen. Sie küßte hierauf ihr Kammermädchen mehrere Male, und bat sie, ruhig zu seyn und Muth zu fassen. Sie selbst aber schien dem Tod zu spotten, anstatt ihn zu fürchten, und ihre Strafe als eine Kleinigkeit zu betrachten.

Sobald sie an dem Ort angekommen war, wo sie ihre Strafe erdulden sollte, bat sie um Erlaubniß, noch eine Rede an das Volk halten zu dürfen, bevor sie an den Brandpfahl gebunden würde. Dieses wurde ihr verstattet, und sie redete fast eine halbe Stunde mit einer Gemüthsruhe und einer Festigkeit der Stimme, welche die ganze versammelte Menge in Erstaunen setzte. Unter andern sagte sie, daß der Tod sie nicht in Schrecken setzen könnte; und daß die Trennung der Seele von ihrem Körper ihr weniger Kummer verursachte, als der Gedanke, auf immer von ihrem Geliebten getrennt zu seyn. Ihr einziger Trost wäre noch, fügte sie hinzu, daß er hätte das Glück gehabt, den Händen der Gerechtigkeit glücklich zu entkommen.

Alsdann befahl sie dem Henker, sie an den Pfahl anzubinden, welches auch sogleich geschahe. Hierauf wurde der Scheiterhaufen angezündet, und in wenigen Augenblicken stand er ganz in Feuer, daß man nichts mehr von ihr sehen konnte.

XIV.

Der glückliche Zufall.

Der Herr von Springer hatte nach Ableben seines Vaters und eines alten geitzigen Oheims ein sehr beträchtliches Vermögen in seine Hände bekommen. Dieses machte, daß er schon in seinen jüngern Jahren ganz unabhängig leben konnte, ohne sich an gewisse Verhältnisse ketten zu müssen, welche uns nicht selten die angenehmsten Tage der Jugend verbittern. Um nun sowohl von seiner Unabhängigkeit als auch von seinem Vermögen den bestmöglichsten Vortheil zu ziehen, beschloß er, einen Theil seiner Jünglingsjahre und einen Theil seines Vermögens ganz seinem Vergnügen zu widmen, und die berühmtesten Städte von Europa

zu

zu besehen, bevor er sich einen festen Aufenthalt wählete.

Nachdem er den größten Theil von Deutschland durchreiset, ging er nach Paris, als den Sammelplatz alles irrdischen Vergnügens, welches ein junger Mann sich nur wünschen kann. Hier gefiel es auch unserm Herrn von Springer so wohl, daß er sich vornahm, wenigstens einige Jahre seinen Aufenthalt daselbst aufzuschlagen. Allein ein Zufall, den kein Mensch vorhersehen konnte, machte, daß er seine Abreise sehr beschleunigte.

Der Herr von Springer war zwar ohnstreitig einer der rechtschaffensten jungen Männer seiner Zeit, und man würde ihn fast für vollkommen haben halten können, wenn er nicht das schöne Geschlecht leidenschaftlich geliebt hätte. Jedoch auch bey dieser Neigung gab er einen Beweiß seiner Rechtschaffenheit; denn bey seiner Jugend, seiner Gestalt, seinem Verstande und vorzüglich seinem Vermögen, würde es ihm nicht schwer geworden seyn, sich bey manchen hübschen Weibern und Mädchen Gehör zu verschaffen, und manches Rosenknöspchen zu brechen. Allein seine Denkungsart erlaubte

laubte ihm nicht, ein Weib oder ein Mädchen zu verführen. Er suchte nur zu genießen, wo er gewiß wußte, daß andere schon genossen hatten, und auch wieder andere genießen würden, wenn er nicht den Platz einzunehmen suchte. Am liebsten aber suchte er sein Vergnügen für sein Geld in denen Häusern, die bekannte Tempel der Freude waren. Die Oberpriesterinnen dieser Tempel suchte er gewöhnlich durch sein Geld zu gewinnen, daß die besten Bissen für ihn aufgehoben wurden, und seine Gesundheit nicht in Gefahr kam.

In Paris hatte er mit leichter Mühe einen solchen Ort gefunden, an welchem er ganz seinen Wünschen gemäß sich der Freude überlassen konnte. Durch beträchtliche Geschenke hatte er die Besitzerin dieses Hauses ganz auf seine Seite zu bringen gesucht, daß sie sich recht angelegen seyn ließ, ihm so viel Vergnügen als möglich zu verschaffen, ohne daß er nachtheilige Folgen für seine Gesundheit befürchten durfte.

Eines Abends suchte er sich unter irgend einem schicklichen Vorwand von der Gesellschaft seiner Freunde loszumachen, um denselben an

dem Orte zubringen zu können, wo er seiner Meynung nach das meiste Vergnügen fand. Der Zufall hatte es gefügt, daß er in einigen Tagen nicht hingekommen war, weswegen er sich recht freute, einmal wieder einen Abend seinen Wünschen gemäß leben zu können.

Kaum hatte er diesen Tempel der Göttin, die so viel Glück, aber noch weit mehr Unglück über uns arme Sterbliche verbreitet, betreten, so eilte ihm auch schon die Besitzerin desselben entgegen. Lassen sie sich denn auch einmal wieder sehen, fing sie an; ich glaubte schon, sie wären krank, oder gar heimlich abgereiset, ohne mir etwas zu sagen, und das letztere wäre gar nicht hübsch von ihnen, da sie wissen, wie gut ich ihnen bin, und wie sehr ich mich bemühet habe, mir ihre Freundschaft zu erwerben, und ihnen Vergnügen zu verschaffen. Auch jetzo will ich ihnen einen neuen Beweiß davon geben; denn ich habe ihnen einen königlichen Bissen aufgehoben, und es ist recht gut, daß sie heute kommen, sonst hätte ihn ein anderer erhalten, und so etwas kann ich ihnen nicht wieder schaffen, wenn sie mir auch ihr ganzes Vermögen geben wollten. Denn alle

Mädchen, die sie noch bey mir gefunden haben, die doch gewiß nicht übel waren, sind nichts in Vergleichung mit derjenigen gewesen, welche sie heute finden werden. Sie scheint zwar ein wenig traurig zu seyn; allein das wird sich bald legen; ein Herr, wie sie, ist ganz geschaffen, sie zu trösten.

Die schönen Versprechungen, welche den Helden unsrer Geschichte gemacht wurden, setzten ihn in Feuer und Flamme. Mit wahrer Liebeswuth stürzte er nach dem Zimmer, welches ihm als dasjenige, wo dieser Schatz aufbewahret würde, bezeichnet worden war. Er riß gleichsam die Thüre auf; allein kaum hatte er sie geöfnet, so blieb er starr und steif stehen, und er mußte einige Augenblicke zu seiner Erholung anwenden, bevor er sich entschließen konnte, hineinzugehen.

Er erblickte ein Mädchen, so schön, als er noch nie eines gesehen, deren Anblick ihn in Erstaunen setzte, weil wirklich jeder unpartheyische Kenner weiblicher Schönheit Emilien für das vollkommenste Geschöpf anerkennen mußte. Nachläßig stand sie an einen Tisch gelehnt, in einem äußerst reinlichen Nachtklei-

de. Die Thränen, welche ihren schönen Augen entflossen, gaben ihr neuen Reitz, und stimmten den Herrn von Springer zu einer Theilnahme, welche sein Herz zu einer andern Art von Zärtlichkeit vorbereitete, als diejenige ist, die man sonst gewöhnlich in dieser Gattung von Häusern empfindet. Er konnte sich nicht entschließen, den sonst gegen diese Art Mädchen gewöhnlichen Ton anzunehmen, vielmehr flößte ihm ihr Anblick wider seinen Willen Ehrfurcht und Ehrerbietung ein. Allein, erhitzt durch einige Flaschen Wein, welche er getrunken, ehe er an diesen Ort der Freude gekommen, und aufgemuntert durch die Beschaffenheit des Orts selbst, an welchem er die schöne Emilie fand, erhielt er bald seine gewöhnliche Unbefangenheit wieder. Er näherte sich der schönen Emilie mit ziemlicher Dreistigkeit, und fing an, sich einige kleine Freyheiten herauszunehmen. Mit der größten Bescheidenheit stieß sie ihn von sich, und zugleich beschwor sie ihn mit einem sehr ernstlichen Tone, aber auch dabey sehr artig, sie in Ruhe zu lassen.

Der Herr von Springer verwunderte sich außerordentlich über die sonderbare Art, wie er

er aufgenommen wurde, welches ihm bey einem Mädchen dieser Gattung noch nicht vorgekommen war. Er fing an zu glauben, Emilie wollte ihre Gunstbezeugungen theuer bezahlt haben, und den Werth derselben durch einigen Widerstand noch erhöhen; er bot ihr deswegen eine ansehnliche Börse zum Geschenk an, um sie mit denselben Waffen zu besiegen, deren sich vormals Jupiter gegen die schönen Damen bedienet hatte. Allein auch dieses machte keinen Eindruck auf Emilien, vielmehr wieß sie seine Geschenk mit einem Gesichte von sich, welches Seelengröße und Verachtung zugleich deutlich blicken ließ. Weil er nun sahe, daß er in Güte seinen Wunsch auf keine Weise würde erfüllt sehen, so faßte er den Entschluß, Gewalt zu brauchen. Er ging auf sie zu, schloß sie fest in seine Arme, und warf sie auf ein dabey stehendes Ruhebette. Sie hingegen wendete alle ihre Kräfte an, sich seinen Armen zu entwinden, und da sie mit einem Manne zu thun hatte, der nie seine Kräfte anwendete, ein Mädchen zu Gunstbezeugungen zu zwingen, die sie ihm gutwillig verweigerte, so erreichte sie bald ihren Zweck. Worauf sich folgendes Gespräch entspann, welches ich wörtlich hersetzen

 muß,

muß, weil es die ganze Geschichte der schönen Emilie enthält.

Herr von Springer. Ich muß gestehen, daß ich mich in ihr sonderbares Betragen nicht finden kann; was machen sie hier in diesem Hause, wenn sie sich vorgenommen haben, die keusche Lukretia zu spielen; Wenn dieses aber nicht der Fall ist, so sehe ich nicht ein, warum sie mir einen Genuß versagen, welchen sie vielen andern verstatten werden. Ich glaube doch nicht, daß meine Gestalt so Abscheu erregend ist, daß ich auf diese Art verdiene, von ihnen behandelt zu werden. Ich bitte sie, entdecken sie mir die Ursache ihres sonderbaren Benehmens gegen mich, und seyn sie versichert, daß ich kein Mann bin, der ein Mädchen mit Gewalt zu Gefälligkeiten zu bewegen sucht.

Emilie. (Indem sie ihm zu Füßen fällt, seine Knie umfaßt, und lange vor Weinen und Schluchzen nicht reden kann; nachdem sie sich ein wenig gesammelt.) Um Gottes willen, gnädiger Herr, haben sie Mitleiden mit dem unglücklichsten Mädchen, welches je auf diesem Erdboden gelebt hat; entspricht ihr edles Gesicht den Empfindungen ihrer Seele, so beschwö-

schwöre ich sie, entreißen sie mich meiner schrecklichen Lage, anstatt mein Unglück noch zu vergrößern.

Herr von Springer. Armes Mädchen, ich bedaure sie von Grund meines Herzens, und verspreche ihnen auf meine Ehre, alles für sie zu thun, was sie selbst verlangen werden; aber vor allen Dingen sagen sie mir, wie sind sie in dieses verdächtige Haus gekommen.

Emilie. Versprechen sie mir wirklich im Ernst, mich zu retten?

Herr von Springer. Ja! ich schwöre es ihnen zu bey Gott dem Allmächtigen, sie sollen gerettet werden, sobald ich nur weiß, auf welche Art ich etwas zu ihrer Rettung beytragen kann.

Emilie. Nun wohlan, so hören sie denn meine Geschichte.

Vor allen Dingen muß ich bekennen, daß ich mir mein Unglück gewissermaßen selbst zugezogen habe. Ein unüberlegter Stolz stürzte mich in einen Abgrund, aus welchem mich nur ihre Großmuth retten kann. Ich bin die einzige

zige Tochter eines sehr reichen Kaufmanns aus einer berühmten Seestadt. Mein Vater ließ mir eine sehr gute Erziehung geben, und mich in allen unterrichten, was nur ein Mädchen vom Stande lernen kann. Von meiner zartesten Jugend an hatte ich das Unglück, daß ich allen andern Mädchen meines Gleichen vorgezogen wurde, weil man meinen Reichthum kannte, und auch mein Aeußeres glänzender war, als der Aufzug meiner Gespielinnen. Diese Art, wie man mich behandelte, meine ganze Erziehung, die schönen Kleider, welche ich beständig anhatte, und der Glanz, der mich unaufhörlich umgab, brachte mir eine höchst lächerliche Einbildung von mir selbst bey; ich glaubte, daß ich das vollkommenste Geschöpf wäre, und daß es kein Mädchen wagen dürfte, sich mir zur Seite zu stellen.

Nachdem ich die Jahre erreicht hatte, in welchen wir Mädchen anfangen zu gefallen, bewarben sich die reichsten und angenehmsten jungen Männer der ganzen Stadt um meine Gunst, und verschiedene von ihnen bewarben sich recht ernstlich um meine Hand. Allein ich behandelte sie alle mit Verachtung, und betrachtete sie

als Gegenstände, die meiner ganz unwürdig wären. Mein lächerlicher Stolz hatte den Vorsatz bey mir zur Reife gebracht, daß ich meine Hand nur einem vornehmen Manne geben wollte, der vermittelst seiner hohen Geburt mir dasjenige ersetzte, was mir fehlte, und dessen Stand mein bürgerliches Herkommen ganz verwischte.

Endlich glaubte ich zu finden, was ich so sehnlich wünschte. Ein junger italienischer Graf, der sich einige Zeit in meiner Geburtsstadt aufhielt, und durch sein zahlreiches Gefolge und seinen glänzenden Aufzug allgemeines Aufsehen erregte, bemerkte mich in einer Gesellschaft. Den ganzen Abend sahe er mich mit Blicken an, die mir deutlich zeugten, daß ich seine Eroberung gemacht hatte. Wie die Gesellschaft auseinander ging, bot er mir seinen Arm an, um mich an demselbigen zu begleiten, und mit der äußersten Furchtsamkeit und Bescheidenheit fragte er, ob es ihm erlaubt wäre, mir seine Aufwartung machen zu dürfen? Um aufrichtig zu seyn, muß ich ihnen bekennen, daß seine ganze Gestalt mich sehr zu seinem Vortheil einnahm. Ich mußte ihm die

Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einer der schönsten jungen Männer war, die ich je gesehen. Er hatte einen außerordentlichen Anstand bey allem, was er unternahm, und je genauer ich ihn kennen lernte, je mehr entdeckte ich achtungswerthe Eigenschaften an ihm, welche ihn der Zärtlichkeit eines Weibes vollkommen würdig machten. Vorzüglich schien eine ganz besondere Aufrichtigkeit alle seine Worte zu begleiten, welche mir die beste Meinung von seinem Herzen beybrachte; denn er schien die Unwahrheit so sehr zu hassen, daß er selbst bey den unbedeutendsten Kleinigkeiten vor jede Lügen einen unüberwindlichen Abscheu zu haben schien. Ueberdieß zeigte er so viele feine Empfindungen und solche Uneigennützigkeit bey allem, was er vornahm, daß es mir ohnmöglich war, ihm zu widerstehen, und seiner Liebe nicht Gehör zu geben. Ich gestand ihm deswegen meine Gegenliebe mit der nemlichen Freymüthigkeit, welche sein ganzes Betragen bezeichnete.

Sobald er die Versicherung meiner Gegengunst hatte, schlug er mir vor, bey meinem Vater um meine Hand anzuhalten. Da mein

Wunsch in diesem Stücke mit dem seinigen übereintraf, so gab ich ihm von ganzem Herzen die Erlaubniß dazu, welche er auch sogleich benutzte, und meinen Vater von seinen Absichten auf mich benachrichtigte. Dieser war sehr vergnügt, daß ein so vornehmer Mann, der gleichsam das Ansehen unsrer ganzen Familie vergrößerte, sich um meine Hand bewarb, weswegen er ohne das mindeste Bedenken seine Einwilligung gab.

Nun brachte der Graf selbst in Vorschlag, daß mein Vater Jemanden nach Italien schicken möchte, der den Auftrag hätte, über seinen Stand und über sein Vermögen, welches seinem Vorgeben nach sehr beträchtlich war, nähere Erkundigung einzuziehen. Kaum waren aber diejenigen, welche er nebst meinem Vater gemeinschaftlich abgeschickt hatte, um diesen Auftrag auszurichten, abgereiset, so zeigte er auch schon auf das lebhafteste die Ungeduld, mit welcher er ihrer Zurückkunft entgegen sahe. Fast unaufhörlich war er bey mir, weil er nun die unumschränkte Erlaubniß hatte, zu kommen, wenn er wollte; niemals aber erlaubte er sich die mindeste Freyheit; niemals mach-

machte er mir einen Antrag, der die strengste Tugend auch nur auf die entfernteste Art hätte beleidigen können; mit einem Wort, ich muß ihm aus jenen Zeiten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich wie der zärtlichste, aber auch zugleich wie der ehrerbietigste Liebhaber betrug; denn er ließ mir zuweilen mit vieler Geschicklichkeit sehen, daß seine Enthaltsamkeit ihm unendliche Ueberwindung kostete.

Ohngefähr acht oder zehn Tage, nachdem unsre Leute nach Italien abgereiset waren, um Nachricht über die Umstände meines Geliebten einzuziehen, kam er selbst gegen Abend mit den Zeichen der äußersten Verzweiflung auf dem Gesichte, gleichsam in mein Zimmer gestürzet; Ich fragte ihn theilnehmend um die Ursache seines Kummers; er nahm meine Hand, drückte sie ungestüm an seinen Mund, benetzte sie mit heißen Thränen, die häufig seinen Augen entflossen, und war so außer sich, daß er lange kein Wort hervorbringen konnte. Er sahe mir lange starr in die Augen; endlich brach er das für mich so peinliche Stillschweigen. Ach, beste Emilie, ich bin der unglücklichste aller Menschen, wenn sie nicht den Entschluß fassen, alle

andere ihres Geschlechts an Großmuth zu übertreffen. Diesen Augenblick erhalte ich einen Brief, der mir gewiß das Leben kostet, wenn sie mir nicht beystehen; mein guter Vater ist gestorben, sein Tod macht meine Gegenwart in Italien nothwendig. Gott mag wissen, wie lange mich die verwickelten Erbschafts-Angelegenheiten in meinem Vaterlande aufhalten werden. Ich werde sie also nicht mehr sehen, und gleichwohl liebe ich sie zu heftig, um abwesend von ihnen leben zu können. Was soll ich nun anfangen? Nie ist wohl ein Mensch in einer schrecklichern Lage gewesen, als meine gegenwärtige ist. Wenn aber ihr Vertrauen, welches sie bis jetzo gegen mich bewiesen haben, so groß wäre, daß sie — — — Aber nein, dieses ist kein Rath, den ich ihnen geben kann, und ich werde es ihnen selbst auszureden suchen, wenn es einen andern als mich beträfe; es ist besser, ich scheide von ihnen und sterbe.

Ich fiel ihm in die Rede, indem ich meine Thränen mit den seinigen vermischte, um Gottes willen erklären sie sich deutlicher; ich setze das größte Vertrauen in ihre Tugend und Rechtschaffenheit, und ich gebe ihnen mein Ehrenwort,

wort, daß ich alles für sie thun will, um ihnen Beweise meiner Zärtlichkeit zu geben; sie verdienen, daß ich alle meine Kräfte aufbiete, sie von der Heftigkeit meiner Liebe zu überführen; sagen sie mir nur, lieber Graf, was ich machen soll, um ihren Kummer zu vermindern.

Ich würde ihnen vorschlagen, mich vor meiner Abreise zu heyrathen, sagte er schmachtend; auch bin ich gewiß überzeugt, sie würden sich keinen Augenblick bedenken, meine Bitte zu erfüllen, vielmehr würde ich ihnen Unrecht thun, wenn ich daran zweifeln wollte; sie kennen die Größe meiner Leidenschaft für sie; sie wissen, daß ich sie so zärtlich liebe, als nie ein Mann ein Weib liebte, ja daß ich sie wie ein Wesen höherer Art verehre, und gewiß lieber sterben, als sie in Ansehung meines Standes und meines Vermögens hintergehen würde; allein ihr Vater, liebe Emilie, wird nicht das nemliche unumschränkte Vertrauen zu mir haben; es wäre thöricht, wenn man dieses erwarten wollte, und es würde uns nichts helfen, wenn wir ihm auch das nemliche vorschlügen.

Sie haben sehr recht, mein Theurer, antwortete ich; mein Vater wird, so zärtlich er mich auch liebt, und so eine gute Meinung er auch von ihnen hegt, doch jetzo nie seine Einwilligung zu unsrer Verbindung geben. Was mich anbetrift, so würde ich es von Herzen gerne thun, weil ich gewiß bin, nichts dabey zu wagen; auch wollte ich mich wirklich lieber der Gefahr aussetzen, von ihnen hintergangen zu werden, als mir erlauben, an ihrer Rechtschaffenheit zu zweifeln.

Liebenswürdiges Mädchen, rief er voller Freuden aus, wie edel denken sie; und wie sehr vermehret ihre Großmuth meine Liebe gegen sie; aber ich fühle mich nun auch doppelt unglücklich, daß ich mich genöthiget sehe, sie verlassen zu müssen. — — Aber nein, ich will, ich kann es nicht; kommen sie, theure Emilie, zeigen sie ganz die Größe ihres Geistes; folgen sie ihrem Gatten; sie wissen, wie sehr ich meine Leidenschaften im Zaum halten kann, und ich schwöre ihnen deswegen auf das heiligste, nicht eher Beweise ihrer ehelichen Liebe von ihnen zu verlangen, bis die Einsegnung des Priesters mich dazu berechtiget. Das

Band

Band der Kirche soll uns aber auf ewig vereinigen, sobald wir in Italien angekommen sind, und sobald sie sich mit ihren Augen überzeugt haben, daß mein Stand und mein Vermögen, alles, was ich ihnen davon gesagt habe, übertrift. Zwar gestehe ich gern zu, daß es ihrem Vater, der sie so zärtlich liebt, wie sie es verdienen, einigen Kummer verursachen wird; allein gewiß ist dieser nicht von langer Dauer. Wenn wir zusammen in meinem Vaterlande sind, so wird das Vergnügen, sie zu besitzen, meinen Verstand so aufhellen, daß ich in der größten Geschwindigkeit die verwickeltesten Händel werde aus einander setzen können. Bald sollen sie in den Schooß ihrer Familie zurückgebracht werden, und nur von ihren Freunden wird es abhängen, ob sie mich in ihrer Mitte aufnehmen, oder mir nach Italien folgen wollen. Ich für meinen Theil finde mein Vaterland an allen Orten, wo ich so glücklich bin, meine angebetete Emilie zu besitzen.

Sie wissen, lieber Graf, daß ich fähig bin, ihnen alles aufzuopfern; aber ein Mädchen, das wirklich auf Ehre hält, wird sich nie bereden lassen, ihren guten Namen ihrer Zärtlich-

lichkeit aufzuopfern; was würde die Welt von mir sagen, wenn ich mich zu diesem Schritt verleiten ließ?

Ich sehe, liebe Emilie, sie sind nicht aufrichtig gegen mich; die einzige Ursache, warum sie sich vor der Meinung der Welt fürchten, ist, weil sie meinen Worten keinen Glauben beymessen. Wenn sie mich für einen ehrlichen Mann halten, müssen sie nicht auch zugleich überzeugt seyn, daß der kleine Schandfleck, den ihr Ruf, an welchem mir so viel gelegen seyn muß, als ihnen selbst, durch die Flucht mit mir bekömmt, durch unsre rechtmäßige Ehe gänzlich wieder verwischt wird. Aber ich sehe es nur zu deutlich, sie halten mich für einen schlechten Kerl, und sie können nicht glauben, wie sehr es mich kränkt, daß sie eine solche Meinung von mir haben. Leben sie wohl, ich verlasse sie äußerst niedergeschlagen über die Entdeckung, die ich so eben gemacht habe, weil ich nun sehe, wie wenig sie mich lieben.

Halten sie ein! um Gottes willen halten sie ein! ich bin bereit, alles zu thun, was sie von mir verlangen, und ich bin gewiß versichert, es wird mich nie gereuen.

Er stürzte hierauf, sobald ich ihm dieses gesagt hatte, zu meinen Füßen nieder, und suchte mir seine Dankbarkeit in den lebhaftesten Ausdrücken zu beweisen; dabey wußte er mich von der Redlichkeit seiner Absichten mit mir zu überführen, daß ich am Ende recht froh war, den Entschluß, ihm zu folgen, gefaßt zu haben. Wir nahmen Abrede wegen des Tags unsrer Abreise, und ich versprach, daß ich meinen ganzen Schmuck und meine besten Sachen zusammenpacken und mitnehmen wollte, um seinen Anverwandten eine gute Meinung von meiner Abkunft und von dem Vermögen meines Vaters beyzubringen. Zu der bestimmten Stunde aus dem Hause meines Vaters zu entkommen, wurde mir nicht schwer, weil kein Mensch auf mich Achtung gab. Wir kamen beyde unsrer genommenen Abrede genau nach, setzten uns auf eine bereitstehende Postchaise, und fuhren so rasch vorwärts, daß wir schon ziemlich weit von dem Ort meiner Geburt entfernt waren, ehe man mich vermissen konnte.

Auf einem großen Theil der Reise behandelte mich mein Geliebter auf die nemliche ehrerbietige Art, die er bis zu unsrer Flucht beob-

achtet, und die mir so viel Achtung gegen ihn eingeflößet. Endlich aber legte er zum Theil seine Masque ab; denn als er einmal in mein Zimmer kam, da ich schon im Bette lag, wendete er seine ganze Beredsamkeit an, mich zu bewegen, ihm die Rechte eines Gatten einzuräumen; da er aber sahe, daß seine Reden nicht den gehoften Eindruck auf mich machten, so glaubte er, daß eine sanfte Gewaltthätigkeit ihn eher zu seinem Zweck bringen würde. Ich war außer mir über seine Unverschämtheit, und suchte ihn meine Verachtung so sehr als möglich fühlen zu lassen. Durch meine Vorwürfe schien er gerührt; auch stellte er sich, als ob ihn sein Unternehmen reuete; wenigstens wendete er alles an, was in seinen Kräften stand, um mich zu besänftigen; auch wußte er so gut meine schwache Seite zu treffen, daß er mich von der Aufrichtigkeit seiner Reue gänzlich überzeugte, und daß ich gut genung war, sein strafbares Unternehmen auf die Rechnung seiner zu großen Liebe gegen mich zu setzen.

Seit diesem vergeblichen Versuch, der ihm wahrscheinlich gezeigt hatte, daß meine Tugend ganz unerschütterlich wäre, sparete er keine

Mühe, mein ganzes Vertrauen wieder zu erwerben, welches ihm, da er sich wieder mit dem äußersten Anstand gegen mich betrug, nicht schwer wurde.

Endlich kamen wir vor zwey Tagen hier in dieser Stadt an; gestern Abend aber brachte er mich in dieses Haus, nachdem er erst mit der Besitzerin desselben gesprochen; er empfahl mich ihr auf das beste, alsdann aber sagte er mir, daß er ausgehen wollte, um einen seiner vertrautesten Freunde aufzusuchen, der uns sehr gern bey sich beherbergen würde. Er ließ durch einen seiner Leute meinen Schmuck und meine andern Sachen von Werth mitnehmen, indem er vorgab, daß sie bey seinem Freunde weit sicherer aufgehoben wären. Hierauf nahm er sehr zärtlich von mir Abschied, und versprach, in einer Stunde wieder zu kommen und mich abzuholen.

Als er zu der bestimmten Zeit nicht wieder kam, und ich auch die ganze Nacht vergeblich auf ihn gewartet hatte, so überfiel mich die schrecklichste Unruhe, die sie sich nur denken können. Noch immer glaubte ich ihn keiner Verrätherey fähig; denn ich achtete ihn viel zu

sehr,

sehr, um ihm die mindeste Niederträchtigkeit zuzutrauen; vielmehr war ich nur um ihn besorgt; denn ich sahe ihn in Gedanken von Dieben und Mördern umgeben. Mit einem Wort, ich glaubte ihn unglücklich, ohne daß es mir einfiel, zu glauben, daß er den Entschluß könnte gefaßt haben, mich unglücklich zu machen. Aber der Bösewicht war zu grausam, um mich lange in einem Irrthum zu lassen, der mich noch nicht ganz unglücklich machte. Dieser Brief, den meine schändliche Wirthin mir diesen Morgen brachte, zeigte mir mein Unglück in seiner ganzen Größe.

Bey diesen Worten gab sie dem Herrn von Springer einen Brief, der ganz von Thränen durchnäßt war, und Folgendes enthielt.

Schönste Emilie!

Sagen sie mir einmal, in welchem Jahrhunderte sie geboren sind, daß sie so leicht die Güte gehabt haben, sowohl den Versicherungen meiner Zärtlichkeit, als auch dem Versprechen, sie in Italien zu heyrathen, Glauben beyzumessen. Wahrscheinlich haben sie in ihrem Leben viele Romane gelesen, welche ihre Ideen

 ein

ein wenig überspannt haben; denn sie glauben vermuthlich, daß sie zu den Zeiten des berühmten Amadis leben, wo die Prinzessinnen sich keine Schande daraus machten, mit ihren Rittern die halbe Welt zu durchziehen; und die Ritter einfältig genung waren, die ganzen Reisekosten zu tragen, ohne sich durch einen Minnesold bezahlt zu machen, und ohne die mindeste Gefälligkeit von ihren Schönen zu verlangen. Ich für meinen Theil fühle aber weder Beruf noch Lust, die Dummheit jener Herrn nachzuahmen; denn sie werden mir selbst zugestehen müssen, daß ich mir viel Mühe gegeben habe, den Minnesold in ihren schönen Armen und an ihrem noch weit schönern Busen zu genießen; allein da sie ihre Tugend mit so viel Muth vertheidigen, wie eine Tygerin ihre Jungen, so habe ich mich für die Mühe, mit ihnen hierher gereist zu seyn, auf eine andere Art bezahlt zu machen gesucht. Ich habe mir ihren Schmuck und die andern Sachen, womit sie die Augen meiner Freunde blenden wollten, zugeeignet; auch finde ich selbige wirklich so hübsch, daß ich mir vorgenommen habe, sie lange aufzuheben, um mich ihrer zu erinnern. Ihnen wird es indessen

doch an nichts fehlen, wenn sie nur Verstand genung haben, sich vernünftig zu benehmen. Sie sind so äußerst liebenswürdig, daß ich gern und willig den vierten Theil meiner gemachten Beute hingeben würde, wenn ich dadurch das Vergnügen genießen könnte, einige Nächte Besitzer ihrer Reitze zu werden. Auch bin ich gewiß überzeugt, ihre Schönheit wird den nemlichen Eindruck auf viele andere machen, den sie auf mich gemacht hat. Ihre Wirthin ist eine sehr geschickte Frau, die ihnen gewiß blos Liebhaber zuweisen wird, die ihnen anständig sind. Folgen sie in allen Stücken dem Rath, den sie ihnen geben wird, weil sie hinlängliche Erfahrung hat, um ihnen sowohl Nutzen als Vergnügen zu verschaffen. Indessen leben sie wohl, meine schöne Heldin.

Kann es wohl einen ärgern Bösewicht geben, fuhr Emilie fort, nachdem der Herr von Springer fertig war mit lesen, und kann man wohl die Verstellung und Spitzbüberey weiter treiben? Vor allen Dingen beschwöre ich sie nun, mich aus diesem schändlichen Orte zu retten; und mir Mittel an die Hand zu geben, daß ich wieder zu meinem Vater kommen kann.

 Viel

Viel lieber will ich mich der härtesten Strafe unterwerfen, die meine Eltern mir nur aufer⸗legen können, als länger an einem so abscheu⸗lichen Orte bleiben, wo meine Ehre und Tu⸗gend täglich und stündlich der Gefahr ausgesetzt ist, mir mit Gewalt geraubt zu werden. —

Der Herr von Springer versicherte ihr die lebhafteste Theilnahme an ihrem Kummer; auch versprach er, sie noch denselben Abend aus diesem Hause wegzubringen, und ihr eine Woh⸗nung bey einer rechtschaffenen Frau auszuma⸗chen, wo ihre Tugend in keine Gefahr kom⸗men sollte. Zugleich bat er sie, unumschränk⸗tes Zutrauen zu ihm zu haben, indem er auf das feyerlichste betheuerte, daß er gewiß als rechtschaffener Mann an ihr handeln würde. Ferner ersuchte er sie, ihm eine Beschreibung von dem Bösewicht zu machen, der es gewagt, sie verführen zu wollen, um im Fall, wenn er noch in Paris seyn sollte, ihn zu entlarven, und zu veranstalten, daß er die wohlverdiente Strafe erhielte.

Sie machte ihm denselben hierauf so kennt⸗lich, daß der Herr von Springer sich sogleich be⸗

besann, mit einem Menschen, wie der, welchen sie ihm geschildert, zu Mittag gespeiset zu haben, nur daß dieser als Abbe angezogen gewesen. Indessen hielt er es doch für rathsam, sich bey der Wirthin genauer nach diesem Herrn zu erkundigen, um sich nicht in der Person zu irren.

Er ging auch sogleich zur Wirthin, der er vor allen Dingen ein ansehnliches Geschenk gab, um von ihr die Erlaubniß zu erhalten, Emilien mit sich hinwegzuführen, und seinem Vorgeben nach einige Zeit bey sich zu behalten. Alsdann fragte er sie, ob sie nicht den Herrn kennte, der dieses schöne Mädchen zu ihr gebracht hätte? Sie antwortete ihm hierauf, daß es ein junger Laffe wäre, der sich gern lustig machte, und ziemlich lüderlich lebte. Vor ohngefähr Jahr und Tag wäre er einer ihrer besten Kunden gewesen; denn damals hätte er fast alle Abende bey ihr zugebracht, und gewöhnlich einen ganzen Schwarm junge Windbeutel mitgebracht, für welche er immer die Zeche bezahlet. Zu dieser Zeit wäre er Abbe gewesen, und zu ihrer großen Verwunderung hätte sie jetzo gesehen, daß er eine andere Kleidung ge-

wählet; jedoch wäre dieses nichts Außerordentliches, denn — —

Allem Anschein nach würde sie noch eine lange Rede angefangen haben, wenn der Herr von Springer nicht, vergnügt über seine gemachte Entdeckung, sie plötzlich verlassen hätte, um seine schöne Traurige von dem gehabten Gespräche zu benachrichtigen. Sobald er dieses gethan, empfahl er sich, um ein Zimmer für Emilien bey der Frau, von der er schon geredet, in Bereitschaft setzen zu lassen. Ohngefähr eine halbe Stunde hernach kam er wieder, um sie in seinem Wagen nach ihrer neuen Wohnung zu führen. Den Abend brachte er in ihrer Gesellschaft zu, bey welcher Gelegenheit er ihr mehrere Male versicherte, daß er alle seine Kräfte aufbieten würde, ihr ihre Ruhe wieder zu schaffen, und zugleich versprach er, daß er sie nie anders als in Gesellschaft ihrer neuen Wirthin sehen wollte, wenn sie das mindeste Mißtrauen in seine Rechtschaffenheit setzte.

Den andern Tag kam er wieder zu ihr, um sie zu besuchen. Er hatte sich mit der größten Sorgfalt angezogen, und zeigte in seinem ganzen Betragen, daß er sich alle mögliche

Mü-

Mühe gab, Emilien zu gefallen. Jedoch gab er seinen Wunsch nicht deutlich zu erkennen, weil er fürchtete, sie zu beleidigen, wenn er ihr in ihrer gegenwärtigen Lage eine Liebeserklärung machte. Jedoch wartete er nur auf eine schickliche Gelegenheit, um ihr die Empfindungen seines Herzens zu entdecken.

Einige Tage nachher kam er wieder sehr freudig zu ihr; freuen sie sich, beste Emilie, rief er, sobald er in das Zimmer getreten war, schon habe ich ein Mittel gefunden, einen Theil ihres Kummers zu heben; ich habe den Bösewicht, der sie unglücklich machen wollte, gefunden. Von ohngefähr traf ich ihn in einem Hause, wo man eben im Begrif war, ihn zum Fenster hinauszuwerfen, weil er verschiedne Betrügereyen im Spiele gemacht hatte, welche bemerkt worden waren. Es ist wirklich der nemliche Herr Abbe, von welchem ich ihnen neulich schon gesagt. Ich bat, daß man mit dieser Execution anstehen sollte, und auf meine Bitte wurde er auch losgelassen. Weil ich vermuthen konnte, daß sie ihre Geschichte mit ihm nicht gerne bekannt werden lassen wollten, so nahm ich ihn in ein besonderes Zimmer,

wo ich ihn über alles befragte, was sie betrift. Zugleich versprach ich, ihn frey zu lassen, wenn er aufrichtig bekennen, und alles herausgeben wollte, was er ihnen entwendet hat. Da ihm nun sein Gewissen mehrere dergleichen Streiche vorwerfen mochte, und er überhaupt die Gerechtigkeit nicht zu lieben schien, so verstand er sich zu allem, was ich von ihm verlangte. Er bekannte sein ganzes Verbrechen mit der größten Offenherzigkeit, und versprach alles, was er ihnen genommen, zu ersetzen. Dieses geschahe auch sogleich; denn er wohnte in demselben Hause, wo der ganze Auftritt vorgefallen war, und nahm mich mit auf sein Zimmer, wo er mir die Sachen, die ihnen gehören, überlieferte, welche auch mein Bedienter gleich herbringen wird. Er selbst ließ seine übrigen Sachen gleich wegschaffen, nachdem ich ihn in Freyheit gelassen, und versprach, Morgen die Stadt zu verlassen, welches er auch vermuthlich halten wird, um nicht mehrern, die etwas mit ihm abzumachen haben, in die Hände zu fallen, weil ihm sonst wahrscheinlich die Gelegenheit aus der Stadt zu gehen, abgeschnitten werden würde. Dieß ist alles, was ich bis jetzo für sie gethan habe, aber ich glaube,

daß

daß ich im Stande bin, ihnen einen noch beträchtlichern Dienst zu leisten; ich wünsche nur, daß sie ihn auch von mir annehmen wollen. Ohne zu prahlen, kann ich ihnen versichern, daß ich reich und von sehr guter Familie bin, und ich wage es, ihnen meine Hand anzubieten, die, wenn sie selbige annehmen, gewiß die Geschichte mit dem italienischen Grafen in Vergessenheit bringen wird. Die vielen guten Eigenschaften, welche ich in den wenigen Tagen, die ich in ihrer Gesellschaft zugebracht, an ihnen habe kennen lernen, haben mein Herz ganz gefesselt; selbst ihr Unglück, und der dem äußern Schein nach begangene Fehltritt haben meine Achtung für sie unendlich vermehret; denn ich habe daraus die Güte ihres Herzens kennen lernen, welches zu besitzen ich für das größte Glück halten würde. Denn ein Mädchen, das sich aus Liebe zu einem Mann so weit bringen läßt, einen solchen Schritt zu wagen, und doch auch ihre Tugend dabey bewahret, ist mir das verehrungswürdigste Wesen auf dem Erdboden, und ein Mann, dem ein solches Weib zu Theil wird, ist gewiß beneidungswürdig glücklich. Ich verlange aber jetzo keine entscheidende Antwort von ihnen;

viel=

vielmehr bitte ich sie selbst, es genau zu überlegen, bevor sie sich entschließen, ob sie in eine nähere Verbindung mit mir treten wollen oder nicht. Es würde mich zwar sehr unglücklich machen, wenn ich eine abschlägliche Antwort von ihnen erhalten sollte; allein ich werde mein Unglück geduldig ertragen, ohne ihnen Vorwürfe darüber zu machen, daß sie die Urheberin desselben sind. Denn es sey ferne von mir, daß ich sie durch Ueberredung bewegen sollte, einen Schritt zu wagen, den sie vielleicht in der Folge bedauerten, gethan zu haben. Wenn ich sie bäte, jetzo über mein Schicksal zu entscheiden, so würden sie vielleicht aus Dankbarkeit sich bewogen fühlen, mir ihre Hand zu geben; aber alsdann würde ich in ihrem Besitz nur halb glücklich seyn, weil ich nicht überzeugt wäre, daß ich mit ihrer Hand auch zugleich ihr Herz erhalten hätte. Wenn aber nach kalter und reiflicher Ueberlegung mich ihre Wahl trift, und daß sie sich entschließen, mir ohne den mindesten Zwang ihr Herz zu schenken; o dann bin ich doppelt glücklich, und gewiß der beneidungswürdigste aller Menschen. Vor allen Dingen bitte ich sie aber, sich nach meinem Stand und meinem

Vermögen zu erkundigen; meine Gesinnungen werden sie am besten kennen lernen, wenn sie sich die Mühe geben wollen, mich zu beobachten. Zugleich halte ich es auch für rathsam, daß sie an ihre Eltern schreiben, und sie von ihrer Unschuld zu überführen suchen. Ihr Vater liebt sie viel zu sehr, als daß er ihnen ein Vergehen, zu welchem sie aus zu vieler Liebe und zu großer Großmuth bewogen wurden, nicht vergeben sollte. Der Brief, welchen der Bösewicht an sie geschrieben hat, als er sie verließ, wird sie in den Augen jedes unpartheyischen Richters rechtfertigen. Sobald sie es für gut halten, werde ich sie selbst zu ihrem Vater begleiten, und wenn ihre Wahl mich treffen sollte, um seine Einwilligung bitten.

Die edlen Gesinnungen, welche der Herr von Springer durchgehends in seiner langen Rede zeigte, entlockten den schönen Augen der Emilie Thränen, die aber weit mehr sagten, als sie würde mit Worten haben ausdrücken können; denn diese waren deutliche Beweise ihrer Dankgefühle. Endlich sagte sie aber doch; ob ich gleich nur erst durch meine Aufrichtigkeit und durch meine Leichtgläubigkeit

bin schändlich betrogen worden, so ist es mir doch nicht möglich, ihnen zuzutrauen, daß sie mich hintergehen werden; allein ich würde mich selbst verabscheuen, wenn ich mich schon wieder in einen Liebeshandel einlassen wollte. Indessen nehme ich ihr gütiges Anerbieten, daß sie mich zu meinen Eltern begleiten wollen, mit Dank an; auch würden sie mich ganz glücklich machen, wenn sie sich entschließen könnten, mir beyzustehen, meinem Vater von meiner Unschuld zu überführen.

Der Herr von Springer war mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden, zumal da er in ihren Augen etwas mehr als bloßes Gefühl der Dankbarkeit zu lesen glaubte. Er versprach auf das feyerlichste, alles zu thun, was sie verlangen würde; und dankte ihr auf das innigste für das gute Zutrauen, welches sie gegen ihn blicken ließ.

Noch denselben Tag schrieb sie einen Brief an ihren Vater, in welchem sie ihre ganze Geschichte mit der größten Aufrichtigkeit erzählte, und auch zugleich ihres Wohlthäters rühmlichst gedachte. Ohne aber erst eine Antwort abzuwarten, reisete sie den andern Morgen mit ihrem

rem Beschützer ab, der durch die genauere Bekanntschaft mit ihr von Stunde zu Stunde mehr in sie verliebt wurde.

Glücklicherweise für Emilien war die Geschichte ihrer Flucht in der Gegend ihrer Geburtsstadt ein Geheimniß geblieben. Ihr Vater hatte ihr blos Leute nachgeschickt, auf deren Verschwiegenheit er rechnen konnte. Er selbst aber war klug genung, seines heftigen Kummers ungeachtet, die Schande seiner Familie nicht laut werden zu lassen. Er suchte selbst unter die Leute zu bringen, daß Emilie plötzlich zu einer nahen Anverwandtin reisen müssen, welche gefährlich krank wäre, und außerordentlich wünschte, sie noch vor ihrem Ende zu sehen. Denn er hofte gewiß bald Nachricht von seiner Tochter zu erhalten, um ihr melden zu können, was er vor einen Ausweg genommen, um ihre Ehre zu retten. Zwar konnte er sich die Ursachen, die Emilien zu diesem unüberlegten Schritt verleitet, nicht denken; jedoch setzte er zu großes Vertrauen auf ihre Tugend, um sie zu verdammen, obgleich der Schein ganz wider sie war. Als er aber den Brief von ihr erhielt, so wurde er mit einem-

mal aus aller Verlegenheit gerissen; er sprach sie augenblicklich von aller Schuld frey, und schenkte ihr seine ganze Zärtlichkeit wieder. Nun war auch gleich sein einziger und heißester Wunsch, daß sie bald in seine väterlichen Arme zurückkehren möchte.

Sein Wunsch wurde bald erfüllt; denn zwey Tage hernach kam sie glücklich mit dem Herrn von Springer an. Der Vater ließ ihr keine Zeit, sich zu rechtfertigen; er schloß sie zärtlich in seine Arme, und war von Herzen froh, seine geliebte Tochter wieder zu haben; auch ihrem Begleiter und Retter suchte er auf alle mögliche Art seine Dankbarkeit zu beweisen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft gestand Emilie dem Herrn von Springer mit der ihr eignen Freymüthigkeit, daß sie gar nicht abgeneigt wäre, ihm ihr Herz und ihre Hand zu geben, wenn er seine Gesinnungen nicht geändert hätte. Die Freude, welche dieser empfand, wie Emilie ihm ihre Liebe schenkte, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Auch ihr Vater war froh, ein Mittel zu haben, seine Dankbarkeit zu beweisen; voller Freuden

gab

gab er seine Einwilligung zu dieser Verbindung, und nach Verfluß von einigen Wochen wurde dieses glückliche Paar durch das Band der Kirche und der Liebe auf immer vereiniget.

XV.

Die verlorne Wette.

Ganz eingezogen lebte der Herr von K... auf seinem Guthe in Böhmen, weil seine Vermögensumstände ihm nicht erlaubten, großen Aufwand zu machen. Indessen war er zufrieden, weil er so viel hatte, als er brauchte, um sich keine Bequemlichkeit abgehen zu lassen.

Schon hatte er das männliche Alter erreicht, als er mit Adolphinen bekannt wurde. Jeder, der sie kannte, mußte ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das schönste Mädchen des ganzen Königreichs wäre. Nur nachdem K... Adolphinen gesehen, wurde ihm sein eheloser Stand lästig; er bewarb sich um ihre Liebe, war so glücklich, ihr zu gefal-

len, und bald sahe er sich als den glücklichsten Ehemann im ganzen Lande. Zwar hatte seine Gattin ihm kein Vermögen zugebracht; allein bey seiner Genügsamkeit war dieses seine letzte Sorge; schon hatte er immer eingezogen gelebt, und Adolphine war auch auf dem Lande erzogen worden, daß sich also beyde reich genung sahen, um ihre eingeschränkten Wünsche befriedigen zu können. Die Schönheit und allgemein bekannte Tugend der Adolphine hielt er weit höher als allen Reichthum, und die ganzen ersten Jahre seines Ehestandes fehlte ihm nicht das mindeste zu seinem vollkommnen irrdischen Glücke.

Allein nach und nach fing er doch an zu fühlen, daß Mangel an nöthigen Bedürfnissen, auch bey aller möglichen häuslichen Glückseligkeit, schwer zu ertragen ist. Seine Gattin bekam in den drey ersten Jahren ihres Ehestandes drey schöne Kinder. Diese Fruchtbarkeit wurde nach und nach dem Herrn von K . . . lästig, weil diese Vermehrung seiner Familie ohne Vergrößerung seiner Einkünfte ihm für die Zukunft bange machte.

Meine Leser würden dem Herrn von K . . . sehr Unrecht thun, wenn sie glauben wollten, daß es ihm unangenehm gewesen wäre, Kinder zu bekommen; o nein! er betrachtete sie als das schönste Geschenk des Himmels, nur war er traurig, ihnen nicht eine so gute Erziehung geben zu können, als er wünschte. Dieser Gedanke beunruhigte ihn Tag und Nacht, und endlich beschloß er, an den kaiserlichen Hof zu gehen, um den Versuch zu wagen, ob er vielleicht daselbst sein Glück würde machen können. Zwar wurde es ihm unendlich schwer, den Entschluß zu fassen, sich von seiner Adolphine zu trennen, und sie fühlte das Unangehehme ihrer Lage nicht minder; jedoch sahen sie beyde die Nothwendigkeit ein, diesen Ausweg zu ergreifen, wenn sie nicht mit ihren Kindern Hunger leiden wollten.

Sobald der Herr von K . . . an dem kaiserlichen Hofe ankam, zeichnete er sich bald durch seine Kenntnisse und seine vielen andern guten Eigenschaften vor den übrigen Hofschranzen sehr vortheilhaft aus. Der Kaiser würdigte ihn seiner besondern Aufmerksamkeit, und

da er von seiner schlechten Lage unterrichtet war, so gab er ihm eine sehr einträgliche Bedienung, welche aber seine unabläßige Gegenwart in der Kaiserstadt nothwendig machte.

Schon hatte er zwey Jahre daselbst gelebt, ohne daß er seine geliebte Gattin zu sehen bekommen. Jedoch suchten beyde einander so oft als möglich schriftliche Beweise ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit zu geben. Einige seiner Freunde machten ihm die heftigsten Vorwürfe, daß er seine Frau vernachläßigte; auch redeten sie ihm mehreremale zu, sie nach Wien kommen zu lassen. Allein er versicherte beständig, daß sie es gar nicht wünschte, indem sie ihre häusliche Glückseligkeit auf dem Lande, wo sie sich ganz mit Bildung ihrer Kinder beschäftigen könnte, dem Geräusche der Stadt bey weitem vorzöge.

Allein diese Versicherung wurde blos vor eine Ausrede genommen, daß er Adolphinen nicht nach Wien kommen lassen wollte; weil er befürchtete, diese Stadt möchte für seine Ruhe gefährlich werden, da der Ruf der Schönheit seiner Frau allgemein bekannt war.

Theils

Theils um den Herrn von K . . . auf die Probe zu stellen, ob bloße Eifersucht ihn bewegte, seine Frau entfernt zu halten, theils aber auch, um sein Glück bey der schönen Frau zu versuchen, wenn K . . . würde genöthiget seyn, sie nach Wien kommen zu lassen, fing der junge Graf F . . . in einer großen Gesellschaft folgendes Gespräch mit ihm an.

Graf F . . . Sie sind nun schon zwey Jahr hier am Hofe angestellet, und haben binnen dieser langen Zeit die Stadt auch nicht einen Augenblick verlassen. Ich vor meinen Theil begreife gar nicht, wie es möglich ist, daß sie so lange haben leben können, ohne ihre Frau Gemahlin einmal zu besuchen, welche doch nach dem Ausspruch aller, die sie kennen, eine außerordentliche Schönheit seyn soll. Beynahe möchte ich glauben, daß sie sich nicht viel mehr aus ihr machen, und daß ihre Liebe zu ihr schon ziemlich kalt geworden ist.

Herr von K . . . Ich kann ihnen versichern, daß sie sich sehr irren; denn ich glaube, daß nicht leicht ein Mann sein Weib zärt-

licher lieben kann, wie ich meine Adolphine liebe.

Graf F... Dieses läßt sich aber gar nicht mit ihrem Betragen gegen ihre Frau zusammenräumen; denn wenn sie sie wirklich so zärtlich liebten, wie sie vorgeben, so würden sie nicht so lange leben können, ohne sie zu sehen; weil ich es vor unmöglich halte, so lange von einem Gegenstand, den man liebt, getrennt leben zu können.

Herr von K... Und doch sollte dieses von rechtswegen jeder Mann können; ich wenigstens halte es für meine erste Schuldigkeit, mein Vergnügen der Erfüllung meiner Pflichten nachzusetzen.

Graf von F... Wie kann es mit der Erfüllung ihrer Pflichten streiten, wenn sie einmal ihre Frau Gemahlin besuchen; der sie dadurch gewiß eine außerordentliche Freude machen würden.

Herr von K... Dieses bin ich selbst überzeugt; allein Ihro Majestät der Kaiser haben mich gleich bey meiner Ankunft in Wien

mit

mit Wohlthaten überhäuft, und mir eine Stelle übertragen, welche meine unaufhörliche Gegenwart um seine hohe Person erfordert. Es wäre deswegen sehr unrecht von mir, wenn ich mein Amt vernachläßigen wollte, blos um meine Frau zu besuchen.

Graf von F... Wird aber ihre arme Gattin nicht denken, daß ihre Liebe zu ihr kälter geworden, wenn es ihnen so leicht wird, entfernt von ihr zu bleiben; und wird sie nicht gleiches mit gleichem vergelten.

Herr von K... Gewiß wird sie keins von beyden; meine Adolphine siehet es vollkommen ein, daß meine Entfernung von ihr nichts weniger als Kälte von meiner Seite zum Grunde hat; deswegen ist sie vollkommen zufrieden und ruhig, wenn sie nur oft Nachricht von mir erhält. Sie weiß, daß ich sie über alles liebe, und ich bin von ihrer innigsten Liebe gänzlich überzeugt.

Graf von F... Wenn sie ihre Frau so zärtlich lieben, so sollten sie sie doch nach Wien kommen lassen.

Herr von K... Dieses kann ich aus verschiedenen Ursachen nicht.

Graf von F... Darf man diese nicht wissen?

Herr von K... O ja! vor allen Dingen besitze ich nicht hinlängliches Vermögen, um hier mit meiner Frau auf den Fuß leben zu können, wie ich wünschte, und wie es mein Stand mit sich bringt; zweitens bleibt mein gutes Weib auch selbst lieber auf dem Lande; weil sie sich da ganz mit der Bildung ihrer Kinder beschäftigen kann, in welchem Geschäfte sie oft durch die häufigen Zerstreuungen in der Stadt, die sie nicht vermeiden könnte, würde gestöret werden.

Graf von F... Dieses ist nur eine Ausrede von ihnen; sagen sie lieber: sie fürchten, die außerordentliche Schönheit ihrer Frau Gemahlin möchte zu viel Aufsehen erregen.

Herr von K... Dieses ist mir auf meine Ehre noch nicht eingefallen; denn ich muß zwar selbst bekennen, daß meine Adolphine sehr schön ist; aber ich weiß auch, daß ihre

re Tugend und ihre edle Denkungsart ihre Schönheit noch bey weitem übertrift.

Graf von F... Sollten sie wirklich von der Tugend ihrer Frau Gemahlin so sehr überzeugt seyn, daß sie es wagen könnten, zu behaupten, sie würde allen Versuchungen widerstehen. Ich dächte doch, sie müßten aus Erfahrung wissen, daß jedes Weib ihre schwache Seite hat, und es einem Manne leicht wird, es zu besiegen, wenn er diesen Weg, der unmittelbar zu ihrem Herzen führet, einmal gefunden hat. Nun will ich zwar zugeben, daß ihre Gattin sie nur allein liebt, und mit der größten Sorgfalt die für sie gefährliche Schwäche zu verbergen suchen wird, um sich vor aller Verführung sicher zu stellen; aber wie oft muß sich nicht selbst der Tapferste im Kriege ergeben, ohne Gelegenheit zu haben, seine Haut dem Feinde theuer zu verkaufen. Im Reiche der Liebe ist ganz derselbe Fall. Denn nicht selten werden sie erlebt haben, daß die stolzesten Schönen nach und nach sehr herablassend, und diejenigen, welche die grausamsten waren, die mitleidigsten geworden sind, wenn ihr Liebhaber

haber es nur recht anzugreifen gewußt hat. Glauben sie meinen Worten; man betrügt sich selbst, wenn man glaubt, daß die Weiber Felsenharte Herzen haben; sie sind höchstens von Eis, und verlieren sehr bald ihre angenommene Härte, wenn der Geliebte nur seine Thränen und Seufzer gut anzubringen weiß.

Herr von K... Sie mögen sagen, was sie wollen, so gebe ich ihnen mein Wort, daß ich meine Gesinnungen gegen meine Frau in keinem Stücke ändere. Noch nie habe ich Ursache gehabt, auch nur den mindesten Verdacht in ihre Tugend zu setzen. Ich kenne sie genung, um mit Grund der Wahrheit versichern zu können, daß sie in diesem Stücke unüberwindlich ist. Ihr jungen Herrn betrachtet immer alle Weiber aus einem Gesichtspunkte; ihr glaubt, weil einige schwach genung sind, sich durch eure Schmeicheleyen verführen zu lassen, keine einzige fähig ist, euch zu widerstehen. Alle, die dieses behaupten, kommen mir vor, wie schlechte Sprachlehrer, welche die Regeln zu Ausnahmen, und die Ausnahmen zu Regeln machen.

Graf von F... Nun wohlan, wenn sie ihrer Sache so gewiß seyn, so verspreche ich ihnen, zehn tausend Thaler zu bezahlen, wenn ich nicht binnen hier und drey Monaten bey ihrer Frau alles mögliche genossen habe, was zu genießen ist; sie müssen sich aber verbindlich machen, mir auf keine Weise im Wege zu seyn.

Herr von K... Diesen Vorschlag gehe ich sehr gerne ein, und ich gebe ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht das mindeste vornehmen will, wodurch ihre Absichten könnten vereitelt werden.

Graf von W... Wenn sie es zufrieden sind, Herr von K..., so bin ich erbötig, ihnen dieselbe Summe unter den nemlichen Bedingungen auszuzahlen.

Herr von K... Von Herzen gern, auch stehe ich zu Diensten, wenn noch mehrere sich finden, die um diesen Preiß den Versuch wagen wollen, ob sie die Gunst meiner Frau erlangen können. Wenn es ihnen aber gefällig ist, meine Herren, so dächte ich, wir setzten

ten über unsre genommene Abrede einen förmlichen Kontract auf, damit am Ende Niemand dem andern Vorwürfe machen kann, und kein unnöthiger Streit entstehet.

Das Gespräch wurde nun allgemein, und man sprach noch sehr viel über diesen Punkt; vorzüglich bemühete sich aber die ganze Gesellschaft, sowohl den Herrn von K . . . als auch die beyden Grafen dahin zu bringen, die ganze Sache aufzugeben; allein die dabey interessirten Theile waren nicht zu bewegen, weil ein Jeder seinen Satz behaupten, und besonders der Herr von K . . . die Tugend seiner Frau in ihrem ganzen Lichte zeigen wollte. Der Kontract wurde deswegen in aller Form Rechtens aufgesetzt und unterzeichnet; zugleich machte aber der Herr von K . . ., um allem Verdacht eines Einverständnisses mit seiner Gattin auszuweichen, sich anheischig, die ganzen drey Monate, die zur Prüfungszeit seiner Frau bestimmt waren, unter der Aufsicht von Leuten zu leben, welche die beyden Grafen selbst wählen sollten. Diese letztern verglichen sich unter einander, daß der Graf von F . . .

zuerst

zuerst sein Glück bey der schönen Adolphine versuchen sollte, und nach Verfluß von sechs Wochen wollte der Graf von W . . . ihn ablösen. Nachdem dieses alles verabredet worden, ging die Gesellschaft aus einander, und der Herr von K . . . begab sich sogleich in seine freywillige drey monatliche Gefangenschaft.

Den andern Morgen machte sich der Graf F . . . sogleich mit zweyen von seinen Bedienten auf den Weg, nach der Gegend, wo die schöne Adolphine wohnte. In einem Dorfe, welches ganz nahe an dem Schlosse des Herrn von K . . . lag, kehrete er ein, um die Nacht daselbst zuzubringen. Bey dem Abendessen ließ er seinen Wirth kommen, um einige nöthige Erkundigungen einzuziehen. Als er aber nach der Aufführung der Adolphine fragte, so hörte er zu seinem großen Leidwesen, daß sie eben so tugendhaft als schön wäre.

Den andern Morgen zog er sich so geschmackvoll als möglich an, alsdann schickte er zu der Frau von K . . ., um sich die Erlaubniß ausbitten zu lassen, ihr aufwarten zu

dürfen. Sie nahm ihn sogleich an, und empfing ihn, wie eine artige Frau einen Mann von seinem Stande gewöhnlich empfängt.

Gleich bey seinem Eintritt in das Zimmer war der Graf über ihre Schönheit und über ihren außerordentlichen Anstand in ihrem Betragen ganz erstaunet. Sie setzten sich nieder, und nun fing der Herr Graf an, ihr die schönsten Sachen zu sagen. Er versicherte ihr z. B., der Ruf ihrer Schönheit habe ihn von Wien zu ihr gelockt; aber er sähe, daß alles, was man ihm von ihr gesagt hätte, nichts wäre gegen dasjenige, was er mit seinen Augen sähe. In diesem Tone setzte er das Gespräch eine ganze Weile fort, und am Ende machte er ihr eine förmliche Liebeserklärung in den ausgesuchtesten Ausdrücken.

Adolphine hatte Verstand genung, um wahrzunehmen, daß etwas hinter dieser Liebeserklärung verborgen liegen müßte, sie wollte ihm deswegen nicht geradezu abweisen, um vielleicht hinter das Geheimniß zu kommen. Sie antwortete ihm, was Weiber gewöhnlich bey dergleichen Gesprächen zu antworten pflegen.

gen. Dabey betrug sie sich sehr artig, daß der Graf große Hofnung schöpfte, sein Vorhaben glücklich und ohne sonderliche Schwierigkeiten ausführen zu können.

Währender Zeit aber, daß er sich mit dieser Hofnung schmeichelte, sann Adolphine darauf, seine Kühnheit, einer Ehrliebenden Frau von seiner unerlaubten Leidenschaft vorzureden, und ihr Dinge anzutragen, die den Wohlstand beleidigen, recht empfindlich zu bestrafen. Sie stellte sich, als ob er ihr Herz verwundet, und als ob die Wunde zu gefährlich wäre, als daß die kalte Vernunft die wüthende Leidenschaft in Schranken erhalten könnte, vielmehr betrug sie sich so gegen ihn, daß auch einer, der weniger von sich eingenommen, leicht zu überreden gewesen seyn würde, daß sie sich ihm mit Freuden gänzlich überließe. Denn ohne sich lange zu besinnen, gestand sie ihm ihre Gegenliebe; nur bat sie, ihr Vertrauen nicht zu mißbrauchen, sondern hübsch vorsichtig und vor allen Dingen recht verschwiegen zu seyn.

Damit Niemand von den Leuten im Schlosse von ihrem Verständnisse etwas merken sollte,

ersuchte sie ihn, den andern Mittag mit ihr zu speisen. Kommen sie nur zu Mittag auf das Schloß; während meine Bedienten bey Tische sind, suchen sie, ohne daß es Jemand merkt, in das große Zimmer des Thurmes zu kommen, in welchem das Wappen meines Mannes in Stein ausgehauen ist. Sobald sie hinein sind, so machen sie ja die Thüre fest hinter sich zu, denn ich komme zu einer andern Thüre herein, welche aus meinem Schlafzimmer an den Ort unsrer Zusammenkunft führet. Auf diese Weise können wir mit der größten Ruhe und Sicherheit unsre gegenseitigen Wünsche erfüllen.

Dieses war die Anweisung, welche sie ihm gab, wie er sich verhalten sollte, damit sie nicht der Gefahr ausgesetzt würden, verrathen zu werden. Der Graf war über die Güte seiner Gebieterin ganz entzückt, er küßte ihr zärtlich die Hand, dankte ihr in den feurigsten Ausdrücken und empfahl sich.

Den andern Mittag unterließ der Graf nicht, sich zur bestimmten Stunde einzufinden. Er speisete mit Adolphinen ganz allein, und

such-

suchte sie während der Tafel auf das angenehmste zu unterhalten. Sobald sie abgespeiset hatten, entfernten sich die Bedienten, um ihre Mahlzeit einzunehmen, und nun machte sich der Herr Graf auch gleich auf den Weg nach dem Thurm, wo er hofte, unendliches Vergnügen in den Armen des schönsten Weibes, das er je gesehen, zu genießen. Der Weg zum Thurme und zu dem bezeichneten Zimmer war leicht zu finden; kaum hatte er aber letzteres betreten, so schloß sich die Thüre desselben mit großem Geräusche von selbst zu. Dieses war ihm nicht gelegen, weil er es sehr gern hatte, wenn er immer im Fall der Noth einen Ausweg behielt; er versuchte es deswegen, sie wieder zu öfnen, um, wenn ihm ja ein Abentheuer aufstoßen sollte, sich doch wenigstens auf eine leichte Art vertheidigen zu können. Allein dieser Versuch lief fruchtlos ab; denn die eiserne Thüre war mit solchen guten und festen Schlößern versehen, daß selbst Kartusch seine Kunst vergeblich würde verschwendet haben, wenn er sie hätte öfnen wollen. Das Behältniß selbst war ehemals zu einem Gefängniß für solche Verbrecher gebraucht worden, die man nicht

gern mit dem Tode bestrafen, aber um so viel lieber in sicherer Verwahrung behalten wollte. Das Fenster, durch welches dieses Zimmer sein Licht erhielt, war so hoch an der Wand, daß es unmöglich war, ohne Leiter hinauf zu kommen. Auch befand sich zu mehrerer Bequemlichkeit des Bewohners ein rechter hübscher ausgemauerter Wasserquell in selbigem, damit man nie an frischem Wasser Mangel leiden konnte. Im Ganzen hatte es Adolphine für den Grafen recht ordentlich einrichten lassen; denn er fand ein sehr reinliches Bette, einen Tisch, einige Stühle, und andere Dinge, welche zur Bequemlichkeit unentbehrlich sind, in selbigem.

Der Herr Graf wurde zwar ein wenig ängstlich, wie er sich von aller menschlicher Gesellschaft durch dicke Mauern und eiserne Schlösser isoliret sahe; indessen tröstete er sich im Anfang, daß seine Gefangenschaft von keiner langen Dauer seyn würde. Allein die Zeit fing ihm doch an ziemlich lang zu werden, weil er mehrere Stunden vergebens hofte, welches machte, daß mancherley Gedanken über seine Lage und über die Einrichtung seines Aufenthalts in seinem Kopfe aufstiegen.

Endlich hörete er ein Geräusch an der Thüre, und nun frohlockte er schon in seiner Seele, weil er glaubte, daß der Augenblick, in welchem er das Ziel seiner Wünsche erreichen sollte, herbeygekommen wäre. Man stelle sich aber, wenn man kann, sein Schrecken vor, als er sahe, daß nur ein kleines Loch, welches sich in der Thüre befand, geöfnet wurde, und als er an demselben ein Frauenzimmer erblickte, welches er vorhero noch nie mit Augen gesehen.

Seine Angst und sein Schrecken vermehrte sich noch um ein Ansehnliches, wie dieses Mädchen zu ihm sagte: mein Herr Graf, es ist mir unendlich leid, sie in diesem Zustande zu sehen. Der Ort, an welchem sie sich befinden, ist nichts weniger als ein Ort, wo Vergnügen ihrer wartet, wie sie geglaubt haben; vielmehr kann ich ihnen im Voraus sagen, daß sie manche unangenehme Stunde hier werden zubringen müssen. Sie sind der Gefangene meiner gnädigen Frau, und ihr Verbrechen ist, daß sie sich unterstanden haben, einen Versuch zu machen, sie verführen zu wollen. Um dieses Verbrechen abzubüßen, werden sie sich

müssen gefallen lassen, so lange hier zu bleiben, als die Frau von K... wird Lust haben, sie zu beherbergen. An Nahrung soll es ihnen nicht fehlen; denn ich werde sie reichlich mit Brode versorgen, und Wasser haben sie selbst in ihrem Behältnisse. Wollen sie etwas besseres haben, so müssen sie sich ihr Brod mit Spinnen verdienen; die Spindel muß einem so weibischen Herrn vortreflich stehen. Sobald sie dieses gesagt hatte, machte sie ihr Fensterchen wieder zu und nun ging sie ihrer Wege.

Der Graf war fast des Todes über diese Nachricht; leblos sank er zu Boden, und über eine Stunde blieb er in diesem Zustande liegen. Endlich kam er wieder zu sich selbst; aber nun fühlte er auch erst recht das Schreckliche seiner Lage. Er verwünschte sein Schicksal und den Einfall, den er gehabt, die Tugend der Adolphine auf die Probe zu stellen. Gern würde er die Summe sechsfach an den Herrn von K... bezahlet haben, wenn er nur hätte dadurch machen können, daß seine Schande nicht allgemein bekannt würde. Denn der Gedanke, daß die Art, wie Adolphine ihn behandelt, eine Hofneuigkeit abgeben sollte, brachte ihn

fast

fast zur Verzweiflung, und wer weiß, ob er sich nicht selbst würde umgebracht haben, wenn es ihm nicht an Muth gefehlet hätte.

In der Zeit, daß er diese Betrachtungen machte, fiel ihm ein Rocken in die Augen, der zu den Füßen seines Bettes stand; der Anblick desselben brachte seine Wuth auf den höchsten Punkt. Wie rasend sprang er von seinem Bette auf, um in seinem Gefängnisse herumzutoben. Alles, was er in seine Hände bekam, zertrümmerte und zerriß er, und die armen leblosen Dinge mußten Opfer seiner Wuth werden.

In diesem Zustande brachte er die ganze Nacht zu. Den andern Morgen gegen Mittag kam das Mädchen der Adolphine wieder an das bewußte Fenster, um, wie sie sagte, das Garn in Empfang zu nehmen, welches er gesponnen, und ihm seine Mahlzeit nach Verhältniß seines Fleißes zu bringen. Der Graf, der noch vor Wuth ganz außer sich war, antwortete weiter nichts, als daß er auf das schrecklichste schimpfte.

Das Mädchen lachte zu seinem Zorn, und antwortete ganz gelassen: Mein Herr Graf,

sie haben sehr unrecht, mich so zu behandeln; ich vor meine Person habe nichts mit ihnen zu reden, aber meine gnädige Frau hat mir aufgetragen, ihnen dieses zu sagen. Sie will nicht allein, daß sie ihr Brod durch Spinnen verdienen sollen, sondern sie verlangt auch ein schriftliches Bekenntniß ihres Vergehens. Wenn sie sich weigern, dieses zu thun, so werden sie sich wohl entschließen müssen, mit Brod und Wasser vorlieb zu nehmen. Keinen andern Ausweg, ihre Lage zu verbessern, sehe ich nicht; denn nur die Güte meiner gnädigen Frau, der ich ganz unbedingten Gehorsam zugesichert habe, kann sie verändern.

Da der Graf sahe, daß mit Gewalt nichts auszurichten wäre, zog er gelindere Seiten auf. Er sagte deswegen ganz gelassen: er wäre bereit, zu spinnen, wenn die schöne Adolphine ihm Gesellschaft leisten wollte, bey welcher Gelegenheit er ihr auch eine Verschwörung, die gegen sie gemacht worden, entdecken würde.

Allein das Mädchen antwortete ihm hierauf gar nicht, sondern entfernte sich, nachdem sie ihm trocknes Brod zu seiner Nahrung zurück-

rückgelassen. Weil er nun sahe, daß sein Vorschlag nicht genehmiget wurde, so fing er es wieder da an, wo er es den vorhergehenden Tag gelassen hatte. Das heißt, er rasete und tobte in seinem Behältnisse herum, und ließ seine Mahlzeit unangerührt stehen.

Indessen hatte Adolphine die Vorsicht gebraucht, sich auch der Leute des Grafen zu bemächtigen, und sie genau bewachen zu lassen. Jedoch gab sie Befehl, sie in einem Theil ihres Schlosses gut zu bewirthen, und ihnen alles, ihre Freyheit ausgenommen, zu geben, was sie verlangen würden.

Als endlich der Graf merkte, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als sich dem Willen der Adolphine zu unterwerfen, beschloß er, spinnen zu lernen, und ihr den Handel zu entdecken, den er mit dem Herrn von K... abgeschlossen hatte. Er suchte seinen Rocken hervor, und fing aus Leibeskräften an zu spinnen; bey welcher Beschäftigung er sich aber freylich so komisch ausnahm, daß Heraklit selbst sich nicht würde haben des Lachens entbrechen können.

Wie das Mädchen der Adolphine zur gewöhnlichen Stunde wieder an das Fenster kam und die alltäglichen Fragen wiederholte, so zeigte ihr der Graf ganz beschämt seine Arbeit; zugleich berichtete er ihr die Ursache, weswegen er auf das Schloß gekommen, und daß bald ein Nachfolger von ihm erscheinen würde.

Das Mädchen lobte seine Folgsamkeit, und versprach nun selbst ein gutes Wort bey Adolphinen für ihn einzulegen, um sie zu bewegen, daß er wieder auf freyen Fuß gesetzt würde. Sie eilte auch sogleich zu ihr, um die Arbeit des Gefangenen zu überbringen, und ihr die gemachte Entdeckung mitzutheilen.

Adolphine war über diese Nachricht außerordentlich froh, weil sie nun desto besser ihre Maaßregeln nehmen konnte. Denn sie beschloß, sich an dem Grafen W . . . ebenfalls zu rächen, und erwartete nun seine Ankunft mit Ungeduld. Damit aber ihr Plan nicht vereitelt würde, mußte der Graf F . . . sich gefallen lassen, in enger Verwahrung bis zu Ankunft seines Freundes zu bleiben. Indessen spann er den ganzen Tag fleißig fort, weil er dabey vor der Hand

am besten seine Rechnung fand. Denn theils erhielt er dadurch gut zu essen und zu trinken, theils schafte es ihm auch einige Unterhaltung in seiner traurigen Einsamkeit.

Auf diese Art verstrichen die sechs Wochen, welche sich der Graf F . . . zu Ausführung seines Plans festgesetzt hatte, ohne daß etwas Merkwürdiges weiter vorfiel. Die Zeit, daß der Graf W . . . abreisen sollte, um ebenfalls sein Heil zu versuchen, rückte heran. Allein es kostete ihm einige Ueberwindung, weil er von dem Grafen F . . . keine Nachricht erhalten hatte, seitdem dieser seine Wohnung bezogen hatte. Im Anfang ahnete er nichts Gutes von diesem Stillschweigen; allein am Ende bildete er sich ein, daß ihm sein Freund im Taumel des Vergnügens, welches er genösse, ganz würde vergessen haben; und daß er nichts sehnlicher wünschte, als in seinem Genuß von keinem Dritten gestört zu werden. Mit diesen Gedanken machte er sich in einem prächtigen Aufzug auf den Weg, um das Glück mit seinem Freund zu theilen.

Sobald er bey dem Schlosse des Herrn von K . . . ankam, erkundigte er sich nach seinem

Freund.

Freund. Es wurde ihm einstimmig auf seine Fragen geantwortet, daß dieser schon seit einiger Zeit abgereiset wäre.

Den andern Morgen ließ er sich bey Adolphinen melden, und wurde auch sogleich angenommen. Die Art, wie sie ihn empfing, verursachte, daß er sich sehr große Hofnung machte, sein Ziel zu erreichen; denn sie war so unbefangen, und schien so vergnügt über seine Ankunft, daß er dem äußern Schein nach gewiß erwarten mußte, in jedem Betracht seinen Wünschen gemäß aufgenommen zu werden.

Um mich nicht zu wiederholen, und um nicht noch einmal abzuschreiben, was ich schon geschrieben habe, will ich meinen Lesern nur mit wenigen Worten sagen: daß er ganz das nehmliche Schicksal hatte, wie sein Freund. Es wurde ihm auf das Geständniß seiner Liebe, welches den andern Tag erfolgte, ebenfalls eine Zusammenkunft bewilliget, und zwar in einem Zimmer neben dem Aufenthalte des Grafen von F..., welches schon für ihn in Bereitschaft war gesetzt worden. Er ließ sich eben so wie jener in die Falle locken, und der Vogel wurde

auch

auch gefangen. Sein Betragen glich auch dem seines Freundes vollkommen, daß es schien, als ob sie mit einander Abrede genommen hätten, im Glück und Unglück sich ähnlich zu bleiben. Nur war der einzige Unterschied, daß er sich am Ende entschließen mußte, Flachs zu hecheln, anstatt daß jener spann, wenn er anders nicht mit Wasser und Brod vorlieb nehmen wollte.

Nachdem nun Adolphine ihren Plan ganz ausgeführet hatte, schickte sie die Bedienten der beyden Grafen in die Stadt. Zugleich schrieb sie an ihren Mann, um ihm von allem, was vorgefallen war, Nachricht zu geben. Dieser nahm sogleich Urlaub, um auf sein Guth zu reisen, der ihm auch bewilliget wurde, zumal da er die Ursache bekannt machte.

Sobald er bey seiner Frau ankam, wurden die beyden Grafen in Freyheit gesetzet; jedoch mußten sie ihm erst eine Versicherung wegen der schuldig gewordenen zwanzig tausend Thaler geben. Diese konnten ihr in Beyseyn so Vieler gegebenes Wort nicht brechen; sie mußten deswegen die verlorne Wette richtig auszahlen. Zu ihrem noch größern Verdruß war aber ihre

ganze

ganze Geschichte schon in der Stadt bekannt worden, daß sie es gar nicht wagten, nach selbiger zurückzukehren, weil sie befürchteten, von aller Welt verspottet zu werden. Sie wählten sich in aller Stille einen andern Ort zu ihrem Aufenthalte, und bereueten von ganzen Herzen ihre Thorheit.

Der Herr von K . . . hingegen reisete mit seiner treuen Gattin nach Wien, weil er durch die gewonnene Wette in den Stand gesetzt worden war, standesmäßig leben zu können, und von nun an wurde er allgemein als der glücklichste Ehemann betrachtet. Auch führte er noch viele Jahre eine sehr glückliche Ehe.

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Gelegenheit macht Diebe. ; S. 3
II. Die sonderbare Rache. ; 66
III. Unverhoft kömmt oft. ; 107
IV. Die unglückliche Liebe. ; 124
V. Der betrogene Eifersüchtige. ; 145
VI. Jeanette. ; ; ; 177
VII. Die Heyrath aus Convenienz. 204

VIII.

Inhalt.

VIII.	Die begünstigte Entführung.	S. 225
IX.	Die blutige Rache. ; ;	273
X.	Der Präsident im Kasten. ;	287
XI.	Der weibliche Nebenbuhler. ;	310
XII.	Der mißrathene Versuch. ;	345
XIII.	Der Hund, ein Verräther.	365
XIV.	Der glückliche Zufall. ;	383
XV.	Die verlorne Wette. ;	419

XX (1+2) 11.96

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erotische Schwänke aus Kupido's Brieftasche

Bd.: 1. (1797). - 446 S. : 1 Ill.

Leipzig 1797

Rem.IV 2494-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10781682-0
VD18 80025757-001